4. ahrgang

Dienstag, 29. Januar 1957

Nummei 1

# Dem vierten Jahrgang zum Geleit

Von Land rat Roemer

Als die Heimatkundlichen Blätter vor Als die Heimatkundlichen Blätter vor 3 Jahren gegründet wurden, konnte man vielleicht zweifeln, ob sich diese Blätter mehrere Jahre lang würden halten können. Es hätte unseren Heimatkundlichen Blättern wie so vielen anderen wohlgemeinten Gründungen gehen können, daß sie nämlich nach kurzer Zeit aus Mangel an Mitarbeitern und an Stoff, ohne weiteres Aufsehen zu erregen, wieder verschwanden. Wir dürfen dankbar sein, daß diese damals auftauchende Befürchtung für uns keine Bedeutung hat. Im Gegentell sind unsere Heimatkundlichen Blätter nunmehr überall anerkannt und begehrt; sie werden sogar als wissenschaftliche Erscheinungsform gewertet, indem die Kreisbeschreibung verschietet, indem die Kreisbeschreibung verschiedentlich auf die Heimatkundlichen Blätter Bezug nimmt. Dieser gute Stand unserer Heimatkundlichen Blätter und unserer Heimatkundlichen Vereinigung beweist, daß ihr Bestehen notwendig ist und der Bevölkerung unseres Kreises etwas gibt, was sie sonst vermissen müßte.

Wer sich auskennt, weiß, daß die Heraus-gabe eines Heimatblattes nicht einfach ist. Man muß immer wieder auf die Suche nach Autoren und nach neuem Stoff gehen. Auch in dieser Beziehung dürfen wir zufrieden sein, denn es hat uns bisher weder an gesein, denn es hat uns bisher weder an ge-eigneten Beiträgen noch an wertvollen Mit-arbeitern gefehlt. Die Jahreswende ist der Anlaß, gerade den Mitarbeitern für ihre vielfachen Bemühungen besten Dank zu sa-gen und die Bitte auszusprechen, daß durch ihre wertvolle Mithilfe dem 4. Jahrgang un-serer Heimatkundlichen Blätter mit Beru-bigung und mit fraudiger Erwertung ent. higung und mit freudiger Erwartung ent-gegengesehen werden kann. Das Jahr 1957 soll eine oder zwei Exkursionen bringen, ferner sind Vortragsabende in Ebingen, in Rosenfeld, vielleicht auch in Tailfingen vorgesehen. Die Heimatkundliche Vereinigung und ihr Organ sollen mit einem interessanten Programm allen Lesern und Freunden etwas bringen, darum wird auch dieser Jahrgang nicht allein dem reinen Wissen, sondern auch der Vermehrung der allge-meinen Bildung dienen.

#### Vom Wehrwesen im Balinger Amt im 16. Jahrhundert

Die Verteidigung des Herzogtums Württemberg geschah in früheren Jahrhunderten durch das allgemeine Landesaufgebot, in dem jeder gesunde Mann zwischen dem 17. und 60. Lebensjahr wehrpflichtig war. Im Abstand von wenigen Jahren wurden auf Veranlassung der Regierung Musterungen durch den Obervogt abgehalten. Die dabei angelegten Musterungslisten sind teilweise erhalten geblieben und liegen heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Die älteste des Amtes Balingen stammt von 1521, die jüngste von 1603.

des Amtes Balingen stammt von 1521, die jüngste von 1603.

Diese Listen führen die wehrpflichtigen Männer der einzelnen Orte namentlich auf. Da jeder Mann sich in der damaligen Zeit nach den Weisungen der Regierung selbst ausrüsten mußte, erlauben diese Listen gewisse Rückschlüsse auf die Vermögenslage in den einzelnen Gemeinden. Wenn in einem Ort wenige oder keine Pferde vorhanden waren, die Bauern des Ortes also arm wawaren, die Bauern des Ortes also arm waren, bestand das Aufgebot vorwiegend oder ausschließlich aus Soldaten zu Fuß. Reiche Orte mit vielen Pferden stellten dagegen vorwiegend Soldaten zu Pferd. Außerdem geben diese Listen ein buntes Bild von der damaligen Bewaffnung und von den Dienst-graden der damaligen "Wehrmacht". Es folgen daher einige Auszüge aus der ersten und aus der letzten bekannten Musterungs-

Ort	1521	1521 Aufgebot	
	Aufge		
	zu Roß	zu Fuß	
Balingen	43	52	
Onstmettingen	11	16	
Tailfingen	12	10	
Truchtelfingen	17	2	
Winterlingen	16	10	
Meßstetten	12	6	
Hossingen	6	_	
_			

Ort	1521	
	Aufgebot	
	zu Roß	zu Fuß
Oberdigisheim	9	8
Tieringen	16	4
Pfeffingen	12	13
Zillhausen	8	3
Streichen		4
Stockenhausen	2	
Burgfelden	· 4	-
Laufen		18
Weilheim-Waldstetten	14	7
Erzingen	15	5
Dürrwangen*)	5	8
Frommern	19	12
Endingen	9	18
Ostdorf	27	21
Engstlatt	11	15
Heselwangen	6	9

\*) Dürrwangen war damals nur zur Hälfte württembergisch).

mit Hellebarden, Spießen, Büchsen und Armbrüsten ausgerüstet, während das Auf-gebot zu Fuß meist Spieße hatte, daneben auch Büchsen, Hellebarden und Äxte.

In der Musterungsliste von 1603 ist genau bestimmt, was die einzelnen Ortschaften an Leuten, Waffen und Gerät zu stellen hatten. Auch die Befehlsleute, die alle aus Balingen stammen, sind schon namentlich festgelegt, um ein rasches Ausrücken zu gewährleisten. Selbst Zimmerleute, die Pionierdienste leisten und Feldschere, die sich um die Verwundeten kümmern mußten, sind nicht vergessen. gessen.

Balingen: 1 Fähnrich, 3 Rottmeister, 1 Waibel (Feldwebel), 5 Trommelschläger, 2 Pfeifer, 2 Feldschere (Sanitäter), 5 Zimmerleute, 49 Musketenschützen, 72 ein-

schwerter, 79 Doppelsöldner, 71 einfacht-schwerter, 79 Doppelsöldner, 71 einfache Knechte mit kz. und l. Spießen, 5 Fuhr-leute, 2 Spöttknechte (Beifahrer), 9 Reis-münche (Zugpferde).

Ostdorf: 1 Trommelschläger, 1 Zimmermann, 17 Musketenschützen, 40 einfache Schützen, 1 Schlachtschwert, 24 Doppelsöldner, 20 einfache Knechte, 1 Fuhrmann, 2 Reismünche.

Engstlatt: 2 Pfeifer, 11 Musketenschützen, 25 einfache Schützen, 3 Schlachtschwerter, 21 Doppelsöldner, 18 einfache Knechte, 1 Spöttknecht, 2 Reismünche.

**Ieselwangen:** 8 Musketenschützen, 12 einfache Schützen, 13 Doppelsöldner, 13 einfache Knechte, 1 Reismünch.

fache Knechte, 1 Reismünch.

Endingen: 1 Pfeifer, 1 Zimmermann, 11
Musketenschützen, 15 einfache Schützen,
24 Doppelsöldner, 22 einfache Knechte.

Erzingen: 1 Trommelschläger, 1 Pfeifer,
1 Zimmermann, 12 Musketenschützen,
20 einfache Schützen, 1 Schlachtschwert,
24 Doppelsöldner, 26 einfache Knechte,
1 Spöttknecht, 1 Reismünch.

Weilheim-Waldstetten: 12 Musketenschützen, 13 einfache Schützen, 11 Doppelsöldner, 19 einfache Knechte, 1 Spöttknecht,
1 Reismünch.

Frommern: 1 Trommelschläger, 2 Pfeifer,
18 Musketenschützen, 23 einfache Schüt-

18 Musketenschützen, 23 einfache Schützen, 21 Doppelsöldner, 20 einf. Knechte.
1 Fuhrmann, 1 Reismünch.
Dürrwangen: 1 Zimmermann, 13 Musketen-

schützen, 34 einfache Schützen, 11 Dop-pelsöldner, 15 einfache Knechte, 1 Reismünch.

münch.

Laufen: 5 Zimmerleute, 11 Musketenschützen, 19 einfache Schützen, 8 Doppelsöldner, 24 einfache Knechte, 1 Reismünch.

Zillhausen, Stockenhausen, Streichen, Burgfelden mit Ober- und Unterwannental:

1 Trommelschläger, 2 Pfeifer, 5 Zimmerleute, 10 Musketenschützen, 39 einfache Schützen, 16 Doppelsöldner, 28 einfache Knechte, 1 Fuhrmann, 1 Reismünch.

Pfeffingen: 1 Pfeifer, 1 Zimmermann, 2 Musketenschützen, 37 einfache Schützen, 8 Doppelsöldner, 28 einfache Knechte, 1 Reismünch.

1 Reisminch

8 Doppelsöldner, 28 einfache Knechte, 1 Reismünch.

Onstmettingen: 1 Feldscher, 1 Zimmermann, 13 Musketenschützen, 42 einfache Schützen, 23 Doppelsöldner, 24 einf. Knechte, 1 Fuhrmann, 2 Reismünche.

Tallfingen: 17 Musketenschützen, 45 einfache Schützen, 17 Doppelsöldner, 33 einfache Knechte, 2 Reismünche.

Truchtelfingen: 1 Trommelschläger, 1 Pfeifer, 15 Musketenschützen, 31 einf. Schützen, 14 Doppelsöldner, 24 einf. Knechte, 1 Spöttknecht, 1 Reismünch.

Winterlingen: 1 Trommelschläger, 1 Zimmermann, 6 Musketenschützen, 40 einf. Schützen, 19 Doppelsöldner, 34 einfache Knechte, 1 Fuhrmann, 2 Reismünche.

Meßstetten und Hossingen: 1 Zimmermann, 4 Musketenschützen, 49 einfache Schützen, 17 Doppelsöldner, 45 einf. Knechte, 1 Fuhrmann, 2 Reismünche.

Oberdigisheim: 6 Musketenschützen, 35 einfache Schützen, 9 Doppelsöldner, 19 einfache Knechte, 1 Spöttknecht, 1 Reismünch.

Tieringen: 1 Feldscher, 2 Zimmerleute, 5

Tieringen: 1 Feldscher, 2 Zimmerleute, 5 Musketenschützen, 42 einfache Schützen,

15 Doppelsöldner, 23 einfache Knechte, 1. Reismiinch.

Stadt und Amt Balingen insgesamt: 1 Fähnrich, 3 Rottmeister, 1 Waibel, 11 Trommel-schläger, 12 Pfeifer, 4 Feldschere, 25 Zimmerleute, 240 Musketenschützen, 638 ein-2 Spöttknechte, 2 Reismünche. Doppelsöldner, 506 einfache Knechte, 11 Fuhrleute, 7 Spöttknechte, 32 Reismünche.

Jeder, der als Schütze gemustert war, war verpflichtet, zur Schießausbildung an Sonn-und Feiertagen die Zielstätten zu besuchen und dort zu üben. Ursprünglich fand die Schießausbildung sämtlicher Schützen des Schießausbildung sämtlicher Schützen des Amtes in Balingen selbst statt. Als sich ihre Zahl mit der wachsenden Bedeutung der Feuerwaffen stark vermehrte, genügte der Balinger Schießstand den gesteigerten Anforderungen nicht mehr, und es wurden neue Zielstätten auf den Dörfern errichtet. So wurde am Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahnhunderte die Erlauhnig zum Baut des 17. Jahnhunderts die Erlaubnis zum Bau von Zielstätten u. a. in Ostdorf, Engstlatt, Onstmettingen, Tieringen, Dürrwangen, Pfeffingen, Meßstetten und Zillhausen gegeben.

Die Schützen der einzelnen Waffengattungen schlossen sich zu Schützengesell-schafter zusammen, die gemeinsam übten und denen von der Regierung für Scheiben, Munition usw. ein Schützengeld gereicht wurde. So wird z. B. 1553 in Balingen die Gesellschaft der Armbrustschützen erwähnt. Daneben gab es Gesellschaften der Büch-senschützen, der Musketenschützen und der Stahlschützen. Die Büchsenschützen bauten sich 1593 in Balingen vor dem Oberen Tor ein neues Schützenhaus für 453 Gulden, das sogar den Stadtbrand von 1809 überdauerte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg fand eine Vereinigung aller Gesellschaften in der Bürgerlichen Schützengesellschaft statt, die aber später ebenfalls einging.

Die Bedeutung des allgemeinen Landesaufgebots sank im Zeitalter des Absolutismus mit seinen viel schlagkräftigeren ste-henden Herren dahin. Die Erinnerung, daß jeder Bürger zur Vaterlandsverteidigung verpflichtet sei, blieb aber im Volke lebenund daran schloß später die allgemeine Wehrpflicht an.

Dr. Wilhelm Foth

## Burgfeldens Vergangenheit im Spiegel unserer Flurnamen

Von Kurt Müller

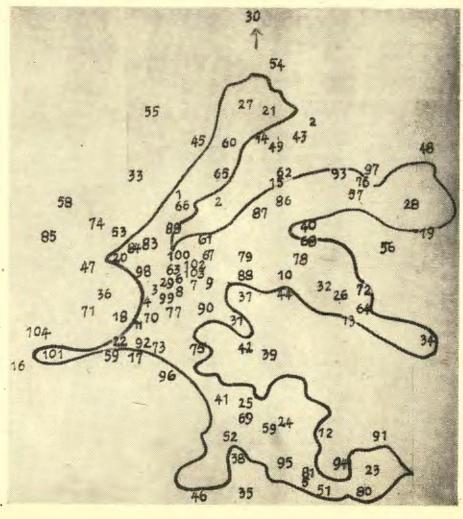
Wer sich in die Vergangenheit seiner Hei-mat vertiefen will, wird bald erkennen, daß die Erforschung der Flurnamen einen sehr wertvollen Weg darstellt, um in frühere Jahrhunderte vorzustoßen. Zwar ist die Geschichtswissenschaft zu der Erkenntnis ge-kommen, daß Namen allein die Vergangen-heit nicht ausreichend erhellen können, aber in Verbindung mit mündlichen Überliefe-rungen, Ausgrabungsergebnissen und Ur-kunden können die auf uns überkommenen

1 Waldäcker
2 Pfeffinger Straße
3 Brunnenstraße
4 Brunnenwiese
5 Heersbergquelle
6 Dorfbrunnen
7 Lindenwiesen
8 Egleweg
9 Kesselgasse
10 Nonnenwiesen
11 Schelmenwasen
12 Königshalde
13 Eichhalde
14 Sommerhalde
15 Winterhalde
16 Brandhalde
17 Laufener Halde
18 Wannentaler Halde
19 Heimbohl
10 Böllat
11 Pfeffinger Böllat
12 Auf dem Heer
12 Auf dem Heer
13 Vorderer Heersberg
14 Mittlerer Heersberg
15 Hinterer Heersberg
16 Bühlwiesen
17 Böllatfeld
18 Burgfeld
19 Burgfelden
10 Hundsrücken
11 Duwinkel
12 Eckwinkel
13 Eck
14 Kapf
15 Tobel
16 Wannental
17 Kessel
18 Obere Kehlen
19 Christophsteich
19 Rohrbacher Teich
10 Ob dem Teich
14 Käsental
14 Eschenbachter

42 Käsental
43 Eschenbachtal
44 Krisetäle
45 Riese
46 Felsenmeer
47 Unterm Felsen
48 Kleines Hölzle
49 Eschenbach
50 Eichelacker
51 Nußhecke
52 Finsterwald
53 Birkle

Bezeichnungen für Örtlichkeiten und Land-schaftsstücke der heimatlichen Flur oft zu überraschenden Erkenntnissen führen. Flur-und Ortsnamen haben den großen Wert, daß sie ein Kulturgut darstellen, das noch in weitem Umfange dem Volke bekannt ist, täglich gebraucht wird und somit bis in die Gegenwart lebendig geblieben ist. Sie sind deshalb besonders geeignet, die Brücke zur Vergangenheit zu schlagen und geschichtliches Interesse zu wecken.

Es gibt eine große Zahl von Ortsbezeichnungen, bei denen der Wortsinn so klar zu erkennen ist, daß eine Wortdeutung keinerlei Schwierigkeiten bereitet. "Waldäcker" (1) (Die Nummer bezeichnet die Lage des genannten Flurstückes auf der beiliegenden Karte) sind oder waren eben die Äcker, die am Walde liegen, und die "Pfeffinger Straße" (2) trägt ihren Namen, weil sie nach Pfeffingen führt. Aber selbst bei ganz leicht zu erklärenden Wörtern ist die Gefahr nicht ausgeschlossen, vorschnell zu falschen Schlüssen zu kommen. Bei der "Brunnengasse" (3) möchte man zunächst glauben, daß die damit bezeichnete Gasse ihren Namen erhalten hat, weil sie zum jetzigen Brunnen in der Mitte des Dorfes führt. Wenn man dann aber erfährt, daß es gleich daneben auch eine "Brunnenwies" (4) gibt und daß beide Bezeichnungen schon existiert haben, ehe die "Heersbergquelle" (5) zum jetzigen "Dorfbrunnen" (6) geleitet worden ist, so ist klar, daß beim Prägen des Namens "Brunnengasse" an einen anderen, nicht mehr vorhandenen Brunnen gedacht worden ist. Dieses Beispiel weist uns darauf hin, wie schwierig Namendeutung wird, wenn die Voraussetzungen, die zur Bildung worden ist. Dieses Beispiel Weist uns dar-auf hin, wie schwierig Namendeutung wird, wenn die Voraussetzungen, die zur Bildung eines Flurnamens geführt haben, nicht mehr gegeben sind. Allerdings erhalten sol-che Namen für die Heimatforschung da-durch auch einen besonders großen Wert, che Namen für die Heimatforschung da-durch auch einen besonders großen Wert, da sie ja nun ein bedeutsames Mittel dar-stellen, auf einen Sachverhalt zu schließen, der einmal früher zur Bildung des Flur-namens Veranlassung gegeben haben muß. Auf den "Lindenwiesen" (7) (zwischen "Eg-leweg" (8) und "Kesselgasse" (9) müssen früher einmal Linden gestanden haben, und die "Nonnenwiesen" (10) haben einst (bis 1803) zum Besitz des Margrethausener Non-nenklosters gehört. Bei solchen Namen könnenklosters gehört. Bei solchen Namen kön-nen die Ortsgeschichte und die Überliefe-rung viel zum Verständnis mit beitragen. Schwieriger ist es bei einer dritten Gruppe



54 Vor der Wannenbuche
55 Rohr
56 Rohr
58 Hutwald
59 Steinberg
60 Reutäcker
61 Stockewiesen
62 Grundwiese
63 Hülbenwiese
64 Bühlwiese
65 Äußere Waldwiesen
66 Innere Waldwiesen
67 Meierwiese
68 Ohndwiesen
69 Schafwasen
70 Wasenacker
71 Kühwasen
72 Hagenplatz
73 Trieb
74 Hutwald
75 Gemeine Weid
76 Allmand
77 Öschle
78 Oberes, mittleres
u. unteres Gewand
79 Bitze
80 Auchten
81 Sennenbrunnen
82 Hülbe
83 Rauhe Aeker
84 Kalkacker
85 Egert
86 Schenkeläcker
87 Hakenacker
88 Krumme Acker
89 Alter Stall
80 Katrze Furche
91 Lachen
92 Ehespach
93 Bahnmärkle Bahnmärkle Ahlen Brunnenleitung Neuer Weg Alte Burgfelder Steige Auf der Steig Schloßgasse Pfeffinger Gasse Schalksburg Michaelskirche Pfarrguit Steige 98 Auf der St 99 Schloßgasse 100 Pfeffinger 101 Schalksbur 102 Michaelskir 103 Pfarrgut 104 Hairewald

von Flurbezeichnungen. Wer denkt z. B. heute bei dem Worte "Schelm" daran, daß damit früher ein Aas, ein gefallenes Tier, ein Tierkadaver bezeichnet worden ist? Aber erst wenn man das wieder weiß, kann man den "Schelmenwasen" (11) als den Platz verstehen, wo einst verendete Tiere verlocht worden sind (was einigen der ältesten Einwohnern Burgfeldens noch bekannt ist). Bei solchen dem Bedeutungswandel unterworfenen Wörtern müssen die Sprachwissenschaften helfen, den ursprünglichen Wortsinn wieder zu gewinnen. Diese Unterstützung ist besonders dann unentbehrlich, wenn die Flurnamen auf Wörter zurückgehen, die vollständig aus unserem jetzigen Sprachschatz verschwunden sind. Sehr oft wird man auf mittelhochdeutsche und althochdeutsche Wörter zurückgreifen müssen, um eine rechte Erklärung zu finden.

Es ist leicht einzusehen, daß dem Burg-feldener auf seinem Berge von über 900 m Höhe die Abhängigkeit von der Gelände-beschaffenheit durch alle Jahrhunderte im-mer besonders stark bewußt gewesen sein mer besonders stark bewußt gewesen sein muß. In bezug auf Ausnutzung, Begehung und Bearbeitung war er außerdem in früheren Zeiten noch weit mehr zur Anpassung an unzählige Kleinigkeiten der Bodenform und Bodenbeschaffenheit gezwungen als im jetzigen technischen Zeitalter. Jeden Tag erlebte der Einheimische seine Berge wieder anders, kein Wunder, daß diesem Erlebnisreichtum ein Wortschatzreichtum entsprach, wie wir ihn für dieses Gebiet heutzutage nicht mehr kennen. Die vielen steilen Abfälle von der Hochebene nannte er "Halden". Sie werden von gewaltigen Massen von Gesteinsschutt gebildet und sind meistens mit Buchen- oder Mischwald bewachsen. D agibt es eine "Königshalde" sind meistens mit Buchen- oder Mischwald bewachsen. D agibt es eine "Königshalde" (12) (war wohl früher Königseigentum = Staatseigentum), eine "Eichhalde" (13) (früher mit Eichen bewachsen, einem in dieser Höhe seltenen Baum), eine (Sommerhalde" (14) (dem Süden zugekehrt und deshalb besonders warm), eine "Winterhalde" (15) (nach Norden gerichtet und kalt). Wenn der Südhang der Schalksburg "Brandhalde" (16) heißt, so mag in diesem Wort die Erinnerung an einen großen Waldbrand festgehalten sein, der möglicherweise im Zusammenrung an einen großen Waldbrand festgehalten sein, der möglicherweise im Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen dort ausgebrochen sein mag. Vielleicht ist der Wald einst sogar von den Burgbewohnern selbst angezündet worden, um. im Falle eines Angriffes freies Schußfeld zu haben. Zwei Halden führen ihren Namen nach dem Cyrte dem sie zurelehrt sied, die Leufener Zwei Halden führen ihren Namen nach dem Orte, dem sie zugekehrt sind: die "Laufener Halde" (17) und die "Wannentaler Halde (18). Für mehr rundliche Erhebungen verwendeten unsere Vorfahren das Wort "bol" oder "boll" (althochdeutsch buhil, mittelhochdeutsch bol). Wir treffen es an im Namen "Heimbohl" (19) (am Südhang des Burgfeldes) und etwas verändert in "Böllat" (20) und "Pfeffinger Böllat" (21). Man darf wohl annehmen, daß die zwei zuletzt genannten Erhebungen ihren Namen von den Burgfeldern erhalten haben; denn allein von ihrem Wohnort aus machen sie einen "rundlichen" Eindruck. Das leicht ansteigende Geländestück Richtung "Schalksburg" heißt "Auf dem Hehr" (auch "Heer" einen "rundichen" Eindruck, Das ieicht ansteigende Geländestück Richtung "Schalksburg" heißt "Auf dem Hehr" (auch "Heer" geschrieben) (22), weil es etwas "höher" liegt als die übrige Hochebene. Das gleiche Wort in der gleichen Bedeutung treffen wir wieder in "Heersberg", wobei man von einem "Vorderen" (23), "Mittleren" (24) und "Hinteren" "Heersberg" (25) spricht. Ist die Erhebung nur unbedeutend, so redet man von einem "Bühl". Dieses Wort kommt vor in "Bühlwiesen" (26), dem Namen für ein Flurstück im Eckwinkel. Da diese Wiesen gar keine Erhebungen mehr aufweisen, ist es auch möglich, daß hier der Flurname die Erinnerung an vorgeschichtliche Grabhügel festhält. Die flache Ebene auf den Bergen heißt "Feld". So redet man vom "Böllatfeld" (27) und vom "Burgfeld". Auch im Ortsnamen "Burgfelden" (29) ist "Feld" als

## Schloß Lichtenegg



Südwest-Ansicht auf Schloß Lichtenegg

Eingesenkt in schwanke Wipfel, in ein rauschendes Versteck, leuchten deine Zinnengipfel, mein geliebtes Lichtenegg.

Bald scheinst du dem Schlaf gewogen, bald wie eben aufgeweckt, von den dunklen Tannenwogen jetzt enthüllt und jetzt verdeckt. Keine Front läßt sich vergleichen. Vielfach ist dein Angesicht! Deine Einheit wirkt im Zeichen, in dem gleichen lautren Licht.

In den stark vereckten Mauern. In dem kühngefügten Holz. In der Kraft zu überdauern deiner Demut, deinem Stolz.

Karl Heinrich v. Neubronner

Grundwort enthalten. Wenn in einer Gegend mit Orten auf -ingen und -hausen ganz ausnahmsweise ein so ganz anderer Wortbestandteil auftaucht, so kann darin mehr als nur Zufall liegen. Es sei deshalb an dieser Stelle das eingefügt, was Johannes Scholze in seinem Buche "Neue Wege der Orts- und Flurnamenforschung" (Offenburg 1934) über die Ortsnamen auf -feld schreibt: "Während man heute unter diesem Begriff (gemeint ist "Feld") nur bebautes Land versteht, bezeichnet man in alter Zeit damit gerade das Gegenteil, nämlich Brachland. Da es in germanischer Zeit zweifellos mehr Brachland gab als heute, muß man sich fragen, welcher besonderen Art gerade diese "Felder" waren, daß sie sich in den Ortsnamen erhielten. Man wird nicht fehlgehen, wenn man darunter ein Beratungsfeld des Gaues vermutet, das größer war als das gewöhnliche, engbegrenzte Thingfeld. In Nord- und Mitteldeutschland sind solche Ortsnamen Gohfeld bei Oeynhausen, Coesfeld i. Westfalen, Kuh (=Gau-)felden bei Salzwedel. Volksversammlungsstätten erkennt man in Hersfeld in Hessen, Volgsfeld in der Altmark, Mansfeld bei Eisleben und Burgfeld an der Oberwesel." An einer anderen Stelle des Buches heißt es: "Kommen dann noch Namen.... hinzu, die auf den Gauführer, den "Huno", hinweisen, wie die zahlreichen "Hunosrücken", (30)¹ und dergleichen, so wird man einer alten Gaustätte nicht fern sein."

Was hier an Namensdeutung ganz allgemein herausgearbeitet worden ist, trifft al-

Was hier an Namensdeutung ganz allgemein herausgearbeitet worden ist, trifft allem Anscheine nach in vollem Umfange auf Burgfelden zu. Ein auf dem Friedhof gefundener alemannischer Totenbaum, die Urkirche St. Michael und das darin entdeckte Doppelgrab einer Fürstenfamilie aus dem 7. Jahrhundert deuten darauf hin, daß an dieser Stelle ein bedeutender vor- und frühgeschichtlicher Verwaltungs- und Kultmittelpunkt gewesen sein muß. Diese Annahme erhält ihre Bestätigung durch die For-

schungsarbeiten von Hans Jänichen ("Burgfelden, ein Herrschaftssitz des 7. Jahrhunderts") und Hansmartin Decker - Hauff ("Burgfelden und Habsburg"), in denen die Bedeutung Burgfeldens in der Zeit vom 7. bis 11. Jahrhundert sehr scharf herausgearbeitet worden ist.

Doch wieder zurück zur Betrachtung der Geländeformen und ihrer Namen! Die Burgfeldener Hochfläche ist durch zahlreiche tief eingeschnittene Täler weitgehend aufgegliedert. Die Flurstücke, die durch zwei Talsenken begrenzt sind und auf eine Spitze auslaufen, werden "Winkel" genannt. Burgfelden hat einen "Duwinkel" (31) (Bestimmungswort "Du" bis jetzt noch nicht erklärt) und einen "Eckwinkel" (32) (in eine "Ecke" auslaufend). Die Bezeichnung "Eck" (33) wird auch für sich allein als Flurname im Gebiet unterhalb des Böllat für ein vorspringendes Geländestück verwendet. Die Spitze des "Eckwinkel", die eine besonders gute Aussicht nach allen Seiten gestattet, heißt "Kapf" (34) (kapfen = Ausschau halten, gaffen).

Zahlreich sind die Namen für die Täler und Schluchten. Diese gehören mit wenigen Ausnahmen zwar nicht zur Burgfeldener Markung, stehen aber zu den Bewohnern der Hochfläche in einem so engen und beziehungsreichen Verhältnis, daß sie in diesem Zusammenhange mit behandelt werden müssen. Ist eine Schlucht besonders scharf und tief von einem Bach eingeschnitten, wie dies bei dem Tale vom Heersberg in Richtung zur Straße Laufen-Lautlingen der Fall ist, so spricht man von einem "Tobel" (35) (althochdeutsch tobal = Klinge, Schlucht). Ein Tal erinnert mit seiner Weite an eine Wanne ("Wannental") (36), ein anderes an einen "Kessel" (37). Eine weitere Einsenkung vergleicht man mit einem Teil des menschlichen Körpers und spricht von einer "Oberen Kehlen" (38). Sehr überrascht ist man zunächst von dem häufigen

Vorkommen des Wortes "Teich" ("Christophsteich" (39), "Rohrbacher Teich" (40), "Ob dem Teich" (41). Da muß man sich vom Sprachwissenschaftler darüber belehren lassen, daß hier gar nicht das schriftsprachliche Wort im Sinne von Wasseransammenter vorseitet Worser eine den mit lung gemeint ist. Wasser gibt es an den mit "Teich" bezeichneten Stellen überhaupt nicht, und dies ist auf Grund der Bodenver-hältnisse auch nie möglich gewesen. Das hier verwendete Wort "Teich" stammt vielmehr von diuhan = eindrücken ab, ist ober-deutschen Ursprungs und bezeichnet eine

deutschen Ursprungs und bezeichnet eine kleine muldenartige, wasserlose Vertiefung. Lang hingezogene, von einem Bach durch-flossene Einsenkungen heißen auch hier "Tal". Wir treffen diese Bezeichnung als Grundwort in den Namen "Käsental" (42), "Eschenbachtal" (43) und "Krisetäle" (44). Eine besondere Beachtung verdient das Wort "Riese" (45), der Name für ein Flur-stück in der Richtung zum Pfeffinger Böl-lat. Dieser Flurname ist verwandt mit "rie-

lat. Dieser Flurname ist verwandt mit "rie-seln", stammt ab von risen = fallen und seln", stammt ab von risen = fallen und bezeichnet eine Stelle, wo sich in großer Menge Steine vom Felsen lösen und zu Tal rollen oder wo in früheren Zeiten auf einer Holzrutsche Baumstämme zu Tal befördert worden sind. Für Bürgfeldens "Riese" könnte man beide Arten der Erklärung heranziehen. Es befindet sich dort ein unbewachsenes Stück Halde, auf das immer wieder Steine vom Felsen herabfallen, und daneben steht Zillhauser Wald. Da ist es durchaus denkhar, daß in früheren Zeiten die Waldbesitzer ihr Holz auf einer Gleit-

1) Hundsrücken ist ein häufiger Flur- u. Bergname, der bis jetzt noch nicht gedeutet werden konnte. Die Beiziehung von huno ist recht unsicher. (Anm. der Red.).
2) Reutäcker und Stockwiesen hängen vermutlich mit der Reut- und Stockwirtschaft zusammen, einer extensiven Form des Acker- und Wiesenbaues. (Anm. der Red.).

bahn aus Eis und Schnee ins Tal befördert

Namen wie "Felsenmeer" (46) (im Laufe-Namen wie "Felsenmeer" (46) (im Laufener Wald) und "Unterm Felsen" (47) (unterm Böllat) sind neueren Ursprungs und stammen von Menschen, die in die Berge gekommen sind, um die Schönheit der Natur zu genießen. In früheren Zeiten stand den Einheimischen das Ästhetische ihrer Landschaft nicht im Vordergrund. Der harte Kampf mit der rauhen Natur und dem kargen Boden um die nackte Existenz führte zu einer sehr ökonomisch eingestellten Art der Naturbetrachtung. Was bieten Ebene, Berge, Täler und Schluchten für Ernährung und sonstigen Lebensunterhalt, das ist immer wieder die erste Frage. Es ist deshalb kein Wunder, daß wir immer wieder auf Namen treffen, die durch den Ertragswert bestimmter Flurstücke bestimmt sind. Beim "Kleinen Hölzle" (48) hat das, was dem Menschen beim Wald am wertvollsten ist, Menschen beim Wald am wertvollsten ist, nämlich das Holz, zur Bezeichnung der Gegend geführt. Nach den verschiedenen Baumarten sind benannt "Eschenbach" (49), "Eichelacker" (50), "Eichhalde" (13), "Nußhecke" (51), "Lindenwiesen" (7), "Finsterwald" (wohl Tannenwald) (52), "Birkle" (53), "Vor der Wannenbuche" (54), "Krisetäle" (44) (Krise, von dem lateinischen Wort cerasus abgeleitet, ist veralteter Ausdruck für Kirsche). Der einzige der hier genannten Bäume, der jetzt nicht mehr in den Wäldern um Burgfelden angetroffen wird, ist dern um Burgfelden angetroffen wird, ist die Eiche. Die Flurnamen verraten, daß wohl mehrere Male der immer wieder mißlungene Versuch gemacht worden ist, den so wertvollen Baum aus der feuchten Ebene auf die trockene Alb zu verpflanzen. Nach einem früher wichtigen Ertrag der Flur haben auch "Rohr" (55) und "Rohrbach" (56) einst ihren Namen erhalten.

(Schluß folgt)

## Keltisches Erbe in Mitteleuropa

Flußnamen bewahren das Gedächtnis einer verschollenen Nation

Wir wissen von den Kelten nichts durch sie selbst. Obwohl sie, wie Cäsar mitteilt, im Besitz griechischer Schrift waren, haben sie nichts Schriftliches hinterlassen, abgesehen von einigen norditalienischen und wenigen gallischen Inschriften. Unsere Kenntnis be-ruht auf den sprachlichen Indizien der neueren keltischen Sprachen, auf Bodenfunden und den nicht umfangreichen Nachrichten antiker Autoren, unter denen Cäsar obenan steht. Die indogermanischen Kelten waren einst ein sehr mächtiger Volksstamm; sie verbreiteten sich vom Atlantischen Ozean bis zum Schwarzen Meer, von Britannien bis Nordspanien, Norditalien und Kleinasien. Sprachlich ist das Keltische mit dem Ita-lienischen am nächsten verwandt. Die keltischen Ursitze müssen also mit denen der Italiker sich berührt haben. Wir müssen das Land zwischen Rhein, Alpen und Elbe als die Urheimat der Kelten ansehen; daß im 5. Jahrhundert Kelten in Süddeutschland wohnten, bezeugt schon Herodot. Charak-teristisch ist, daß wichtige deutsche Flüsse keltische Namen haben: Weser, Rhein (alt-irisch rian "Meer"), Main (altirisch moin "Schatz"), Lippe, Donau. Man kann nicht sa-gen, wann und wie die keltische Nation ent-standen ist.

Die Prähistorie hat es nur mit materiellen Funden zu tun: Skeletten, Gräbern, Waffen, Hausrat und Schmuck. Sie kann nicht sagen, wie die Menschen dachten und redeten. Die Kelten waren das wichtigste Volk der mit-teleuropäischen Eisenzeit (750 bis Christi Geburt), der Hallstattzeit (Hallstatt im Salzkammergut) und der La-Téne-Zeit (500 bis Christi Geburt). Das Wort Eisen ist ein keltisches Wort (isarnon). Im 7. oder 6. Jahrhundert begann die große keltische Expansion, die bis zum 2. Jahrhundert dauerte: die Kelten breiteten sich von ihren ursprünglichen Wohnsitzen nach Westen, Nor-

den, Süden und Südosten aus. Sie gingen zunächst von Gallien aus, wobei sie wahr-scheinlich Iberer und Ligurer verdrängten. Sie drangen nach Spanien vor und ver-mischten sich mit den dortigen Iberern; es entstand das Mischvolk der Keltiberer. Im 6. oder 5. Jahrhundert begann die Besied-lung Englands und Schottlands, Seit 350 lung Englands und Schottlands, Seit 350 wurde Irland besetzt. Im 2. Jahrhundert erfolgte eine neue Immigration Englands. Die Po-Ebene besiedelten die Völkerschaften der Insubrer, Cenomanen, Bojer, Lingonen und Senonen. Die letzteren eroberten unter Brennus 387 Rom. Sogar in Süditalien hat sich ein keltisches Gräberfeld gefunden (in sich ein keltisches Gräberfeld gefunden (in Canosa in Apulien). Im 5. Jahrhundert drangen sie in die ungarische Tiefebene ein; im 4. Jahrhundert erreichten sie Siebenbürgen und Südrußland. 278 überschritten sie den Hellespont, verheerten Kleinasien, bis sie wahrscheinlich zwangsweise in Galatien angesiedelt wurden. Ihre kriegerische Tüchtigheit und die überlegene Bewaffnung die sie keit und die überlegene Bewaffnung, die sie in ihrem langen Eisenschwert besaßen, ließen sie den Sieg erringen. Nur in den Zen-tralgebieten bildeten sie eine einheitliche Nation, in den Randgebieten waren sie eine dünne herrschende Oberschicht. Die höchste Blüte des Ostkeltentums im Donauraum war um 150 v. Chr. In Serbien saßen die Skordisker, an der Drau und Save die Taurisker, in Böhmen, Schlesien und Ungarn die Beier. die Bojer.

#### Begründer von Städten

Nach ihrem physischen Typ standen die Kelten den Germanen nahe, so daß sie an-fangs oft mit ihnen verwechselt wurden. Erst seit Cäsar wurden beide Völker deutlich unterschieden. Durch ihre Ausbreitung kamen sie in enge Berührung mit der mittelmeerischen Kultur, besonders der etruskischen und hellenistischen und erfuhren

deren Einwirkung. Sie lernten vor allem den Städtebau kennen. In den gallischen Städten, den oppida Cäsars, wohnte der Adel umd die einflußreiche Priesterschaft, die Druiden. Die hochgelegenen oppida waren zugleich die Zufluchtsorte der niederen Bevölkerung, die in Dörfern und Höfen wohnte. Diese Städte waren von dem sogenannten murus Gallicus umgeben, der Stadtmauer, die eine Kombination von Bruchsteinen und Fachwerk darstellt. Die Herrschaftsgewalt bestand mehr in einer freien Gefolgschaft (ambacti), die sich an eine einflußreiche Persönlichkeit anschloß, weniger in einer festbegründeten zentralen Herrscherfigur, die es nur bei den Häduern deren Einwirkung. Sie lernten vor allem den Herrscherfigur, die es nur bei den Häduern gab (vergobretus).

Die La-Téne-Kultur, die eine Nachfolge-rin der westlichen Hallstattkultur war, wies Töpferei, Textilien, Schmiedewaren und Erzeugnisse des Kunsthandwerks auf. Drehzeugnisse des Kunsthandwerks auf. Drehmühle und Töpferscheibe gelangten durch die Kelten nach Mittel- und Nordeuropa. Figurale Darstellungen und geometrische Elemente waren die Charakteristika der Hallstattkunst, während die Ornamentik der La-Téne-Zeit einen magisch-dynamischen Charakter annahm. Proben liefern die Fürtengriben der Norden Phoin Meel Co. stengräber der Neckar-Rhein-Mosel-Ge-gend, der Oberpfalz und Böhmens. Funde dieser Art finden sich in den Museen von Dortmund, Köln und Trier, Durch italischen Einfluß wurden griechische und römische Elemente übernommen. Typisch keltische Formen sind Bronzegefäße, Torques (Halsringe), Armringe aus Bronze und Gold, Fibeln, eiserne Waffen. Es finden sich Gravieornamente in Guß- und Treibarbeit, Durchbrucharbeiten, Blutemail. Die Funde von Waldalgesheim (bei Bingen) bedeuten eine Lösung vom klassischen Vorbild. Sie zeigen Verschmelzungen der pflanzlichen Elemente: die stillsjerten blummen Tiendanstellungen. die stilisierten bizarren Tierdarstellungen, eine Anlehnung an den östlichen skythischen Tierstil, treten zurück. Fischblase und Wirbel (Spirale) sind typische Ornamente der mittleren La-Téne-Zeit. Im späten La Téne werden die Formen industrialisiert und ver-einfacht, und dann verliert sich die keltische Kunst in der provinzialrömischen. Die alt-keltische Kunst übte Einfluß auf die spätere irische Kunst. Eine wichtige Rolle spielen die keltischen Münzen. Ursprünglich wur-den griechisch-makedonische Münzen übernommen, Später ging man aber zu einer eigenen Münzprägung über.

Die keltischen Herrschaftsbereiche hielten sich mehr oder weniger lange. Römer, Ger-manen, Slawen traten ihre Erbschaft an. Die manen, Slawen traten ihre Erbschaft an. Die Keltiberer gerieten zunächst unter karthagische, dann unter römische Herrschaft. In Italien wurden die Kelten nach den punischen Kriegen unterworfen. Sie erhielten das römische Bürgerrecht, zuerst die Cis-, später, 49 durch Cäsar, auch die Transpadaner. 42 wurden sie mit Italien vereinigt. Die Bojer wurden 60 vor Christus von den Da-kern besiegt. Gallien wurde in langwierigen Kämpfen 58 bis 51 von Cäsar unterworfen. Das Land wurde romanisiert und die Romanisierung wurde von Augustus weitergeführt, Lugdunum (Lyon) wurde der Mittelpunkt, Dieses und Budigala (Bordeaux) waren die Haupthandelsplätze, die einheimi-sche Eisen- und Töpferwaren und einge-führte orientalische Waren nach Britannien, Germanien und Nordeuropa exportierten.
Obst- und Weinbau wurde eingeführt. Die
Gallier, wie der alte Cato sagte, liebten zwei
Dinge: den Krieg und das witzige Reden,
und so gelangte die gallische panegyrische Redekunst in Rom zu einer gewissen Be-

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreund" der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Mittwoch, 27. Februar 1957

Nummer 2

## Eine private Töchterschule in Ebingen

Von Wilhelm Schmidt, Ebingen

Die Feier des 50jährigen Bestehens der Die Feier des Jujanrigen Bestenens der Mittelschule Ebingen im November des vorigen Jahres gab den Anlaß, die Erinnerung an diejenige Schule wieder wachzurufen, die vor Einführung der Mittelschule den Mädchen eine Gelegenheit bot, sich eine über die Volksschule hinausgehende Bildung

uber die Volksschule mnausgenende Bildung zu erwerben.

Dem Gedächtnis der heutigen Bevölke-rung ist es fast ganz entschwunden, daß es vor nicht allzulanger Zeit in Ebingen eine private "Töchterschule" gab. Sie bestand jedoch nuretwa eineinhalb Jahrzehnte lang, und nur ganz dürftige Aktenvermerke ge-ben von ihr Kunde. Anscheinend war diese ben von ihr Kunde. Anscheinend war diese Schule in so hohem Maße "privat", daß keine Akten entstanden sind. Um lebendige Einzelheiten darüber zu erfahren, gibt es zunächst nur den einen Weg, ehemalige Schülerinnen dieser Schule ausfindig zu machen und die Erinnerung an ihre Schulzeit in ihnen wachzurufen. Vielleicht tragen diese Zeilen mit dazu bei, daß noch weitere Tatsachen über die Ebinger Töchterschule zutage gefördert und festgehalten werden können. können

Von städtischen Akten kommen nur einige wenige Sitzungsprotokolle der bürgerlichen Kollegien in Betracht. Zwischen 1889 und 1892 befaßten sich Gemeinderat und Bür-gerausschuß fünfmal mit der Frage eines Lehrzimmers für die höhere Mädchenschule. Die damals für das Wohl der Stadt verant-Die damals für das Wohl der Stadt verant-wortlichen Männer waren offensichtlich von der Notwendigkeit einer solchen Schule gar nicht überzeugt. Im April 1889 wurde zwei-mal beschlossen, auf Gesuche um Bereit-stellung eines Lehrzimmers nicht einzuge-hen. Trotzdem wurde am 2. Mai 1889 mit dem Unterricht begonnen. Dieser fand aller Wahrscheinlichkeit nach zurächst in Private Wahrscheinlichkeit nach zunächst in Privat-häusern statt, wahrscheinlich in der Woh-nung der ersten Lehrerin. Am 3. Oktober des gleichen Jahres verhandelten Gemeinderat und Bürgerausschuß über ein persönrat und Bürgerausschuß über ein persönliches Gesuch des Kaufmanns Karl Groz, des Vorstands der Höheren Mädchenschule. Daraufhin konnte endlich die seit Monaten bestehende Schule am 7. Oktober in das "obere vordere Zimmer in dem städtischen Schulgebäude auf dem Spitalhof" einziehen. Das Protokoll sagt: "Dieses Zimmer steht dermalen leer und ist für die nächste Zeit kein Bedorf für Gemeinderschen ber schulgebäude zu den schaften der sind sein der schaften der schaft kein Bedarf für Gemeindezwecke vorhan-den." Kaufmann Karl Groz bot einen jährlichen Mietzins von 100 Mark an; die Stadt verlangte aber 140 Mark. Groz trat als "Bürge, Selbstschuldner und Selbstzahler" für die Bezahlung dieser Miete ein.

Am 18. November 1891 wurde ein Gesuch es Vorstands der Elternschaft der Schule um Nachlaß des Mietzinses abschlägig beschieden.; aber er wurde auf 100 Mark im Jahr ermäßigt. Die Kasse der Schule wies trotzdem jedes Jahr einen empfindlichen Abmangel auf, und im Dezember 1892 suchten die Eltern der Schülerinnen in einer schriftlichen Eingabe "um die unentgeltliche Überlassung des bis jetzt innegehabten Lokals in dem alten Schulgebäude auf dem Spitalhof" nach. Das Gesuch war da-

mit begründet, daß durch diese Schule die Volksschule entlastet werde, so daß der Volksschule entlastet werde, so daß der sonst notwendige weitere Schullehrer nicht habe angestellt werden dürfen, daß die Schülerinnen durchaus hiesigen Familien entstammen, welche zur Unterhaltung der Volksschule auch beizutragen haben, und daß der katholischen Schule ein Lehrzimmer auch unentgeltlich eingeräumt worden sein "Gemeindereit Prestell vor 2017 Der seie." (Gemeinderats-Protokoll vom 21. Dezember 1892.) Daraufhin wurde das Schulzimmer "in widerruflicher Weise" ab 1. 4. 1893 unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Is93 unentgeltlich zur Verfügung gestellt. In dem Pfarrbericht des Stadtpfarrers Jehle vom Jahr 1890 finden sich die folgenden Angaben: "Zu den 5 Knaben- und 6 Mädchenklassen und der Anstaltsschule in der Augustenhilfe ist jetzt eine Töchterschule mit 21 Mädchen zwischen 12 und 15 Jahren gekommen. Lehrerin Härlin, Maria, geb. 1863, ledig. Sie hat die Schule am 2. Mai 1889 angefangen und erteilt wöchentlich 32½ Stunden. Lebenswandel gut. eine 

Härlin, die ihre Schülerinnen streng und zugleich mit Liebe behandelte; sie ließ sich später beim Diakonie-Verein in Berlin-Dahlem als Kinder-Krankenschwester aus-bilden. Ihre Nachfolgerin war Fräulein Luise Unsöld, die Tochter eines Mittel-schullehrers in Stuttgart; sie unterrichtete an der Schule, bis diese zu bestehen auf-

Diese private Schule war gedacht für Mädchen, die nach vier Volksschuljahren eine weitergehende Schulbildung erhalten sollten, besonders Unterricht in einer Fremdsprache. Es gab freilich immer wieder Kinder, die erst mit 12 Jahren eintraten und dann die Schule nur zwei Jahre besuchten. In manchem Jahrgang war zeitweise nur eine einzige Schülerin. All das erschwerte die Arbeit der Lehrerin in hohem Maß. 1892 zählte die Schule in vier Jahrgängen zusammen 21 Schülerinnen, 1897 waren es 24. Wer freiwillig über die normale Schulzeit hinaus noch ein halbes oder ein ganzes Jahr in der Schule verblieb, war vom Besuch der Fortbildungsschule befreit. Es wurde da u. a. deutsche und französische Literatur getrieben und Kunstgeschichte in einfachster Form.

einfachster Form.

Da die Klassen der Volksschule damals sehr groß waren — sie zählten bis zu 80 sehr groß waren — sie zählten bis zu 80 Schülern, manchmal noch mehr — empfanden die Mädchen, welche die Töchterschule besuchen durften, diesen Übertritt als große Erleichterung. Die Lehrer der Volksschule sahen allerdings diese Abwanderung nicht gern. Auch die Schüler der damals einklassigen katholischen Volksschule, die mit ihren anfangs 20 bis 30, später bis zu 70 Schülern unter dem Lehrer Joseph Zepf im mittleren Stock des gleichen Gebäudes untergebracht war. fanden nicht immer ein freundschaftliches Verhältnis zu den "Töchtern" der weiterführenden Schule. Noch heute erinnern sich manche an das Schimpfwort "Töchterschlapperne", das ihnen die Volksschüler gelegentlich zuriefen.

Volksschüler gelegentlich zuriefen.

Die Kosten der Schule mußten zuerst ganz von den Eltern getragen werden, was manches Opfer forderte. Jede Schülerin zahlte monatlich fünf Mark Schulgeld. Im Winter mußte jedes Kind einige Scheitlein Holz für die Heizung mitbringen; manchmal führten sie auch einen Korb voll Holz auf ihrem Schlitten herbei. Als Fabrikant Friedrich Wilhelm Binder das einmal sah, soll er gesagt haben: Das muß aufhören — und er stiftete den ganzen Holzbedarf für einen Winter.

Mit der Kostenfrage mußte sich der Ge-Mit der Kostenfrage mußte sich der Ge-meinderat noch einmal im Jahr 1900 be-schäftigen. Der Vorstand der Privattöchter-schule bat um Übernahme der Heizung und Bedienung dieser Schule auf die Gemeinde, da sonst nur noch ein Staatsbeitrag von 300 Mark geleistet werde. In der Sitzung vom 2. Mai 1900 wurde dieses Gesuch genehmigt. Bemerkenswert ist, daß hier zum Ausdruck kommt, daß der staatlichen Schulbehörde etwas an der Schule gelegen war.

Neben den üblichen Unterrichtsfächern war Französisch ein wichtiges Fach. Dem Unterricht wurden anfangs die damals üb-lichen Lehrbücher von Ploetz zugrunde ge-

terschrieben wurde. Die Halbjahrszeugnisse in den einzelnen Fächern wurden auf Martini und Ostern gegeben. Die Schule hatte dafür vorgedruckte Zeugnishefte.

dafür vorgedruckte Zeugnishefte.

Als Höhepunkte des Schullebens sind den ehemaligen Schülerinnen noch die Ausflüge und die Weihnachtsfeiern in lebhafter Erinnerung. Der Radwirt Gründler spannte seine Braunen ein, und mit seinem Leiterwagen ging es zum Stich; nach vollbrachter Wanderung zum Hohenzollern gab es bei der Rückkehr noch Kaffee in Onstmettingen. Ein andermal fuhr man in gleicher Weise nach Gammertingen und Veringenstadt. Zu den Weihnachtsfeiern durfte in den ersten Jahren jede Schülerin ein armes Kind mitbringen. Von der Aufführung "Das Rockenweibchen", die 1890 in der "Unoth" stattfand, ist sogar noch ein Bild vorhan-

den. Am Sedanstag ging man in feierlichem Zug zur Riedhalde.

Zug zur Riedhalde.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine einzige Lehrerin den vielseitigen Anforderungen, die der Unterricht in fast allen Fächern und in vier verschiedenen Jahrgängen stellte, gesundheitlich auf die Dauer nicht gewachsen war. Die Schule verlor mit der Zeit den Zugang, und die jüngeren Schülerinnen erzählen, daß Fräulein Unsöld später sogar mancher Respektlosigkeit ausgesetzt war. Vielleicht wurden auch manchen Eltern die Kosten zu hoch. Auch die Gegnerschaft der Lehrer von der Volksschule mag dazu beigetragen haben, daß die Schülerzahl zurückging.

All das fand seinen Niederschlag in folgenden Sätzen des Protokolls über eine Sitzung der Ebinger Ortsschulbehörde am 19. Juni 1903: "Als ein Mittel zur Verringerung der Zahl der Volksschülerinnen erscheint die Errichtung einer Mädchen-Mittelschule, die seit Jahren in weiten Kreisen

als Bedürfnis empfunden und angestrebt wird. Der Wunsch auf Errichtung einer Mittelschule ist namentlich auch deshalb ein besonders lebhafter, weil die hiesige private Töchterschule den Anforderungen, welche die höheren Stände heutzutage an weibliche Bildung stellen, in durchaus unvollkommener Weise entspricht."

ner Weise entspricht."
Die Mittelschule konnte allerdings erst ins Leben treten mit der Errichtung des damals geplanten neuen Schulhauses, der heutigen Kirchgrabenschule an der Langen Straße, die am 1. November 1906 eingeweiht wurde. Schon 1905 hatte Fräulein Unsöld eine Stelle in Urach übernommen, und die letzten Schülerinnen der Töchterschule mußten wieder in die Volksschule zurückkehren, bis die Mittelschule eröffnet wurde. Im jüngsten Jahrgang waren es noch fünf Mädchen. In der Übergangszeit konnten die Kinder der Volksschule an einem freiwilligen Unterricht in Französisch teilnehmen. Die Mittelschule hatte zu Anfang 70 Schülerinnen in 2 Klassen.

# Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte des Kleinen Heubergs

Von Fritz Scheerer

Wer freie Fernblicke auf ein gottgesegnetes, schönes Land liebt, mag an einem durchsichtigen sonnigen Sommertag oder wenn im Maien im Blütenschnee die Bäume prangen, die Höhen des Kleinen Heubergs aufsuchen. Von hier schweift der Blick über sanftlinige Gefilde mit wogenden Getreidefeldern, weiten Wiesen und üppigen Obstgärten, die sich nach Westen und Norden aus dem Dunkel des sie rings umfluteten Wäldermeeres heiter und fröhlich abheben. Über dem Gold der Ährenfelder grüßen uns im Osten die scharf gezeichneten, weiß leuchtenden Felsenstirnen unserer Berge von der Achalm und dem Roßberg bis zum Dreifaltigkeitsberg. Wir stehen auf der breit ausladenden Stufe des Schwarzen Juras oder Lias, die sich wie ein Band an den Sockel der hohen Berge, der durch den Braunen Jura gebildet wird, legt.

#### 1. Die Landschaft

Von unserem Standort, dem Wasserbehälter zwischen Rosenfeld und Bickelsberg, fallen die in die Wald-(Keuper-)Landschaft eingebetteten Liasinseln als hell schimmernde Platten auf. Von Westen und Nordwesten greifen tief eingeschnittene Täler mit hirschhornartigen Verzweigungen herauf, so daß die Landschaft in zungenförmige Lappen, Halbinseln und Inseln zerlegt wird (bei Heiligenzimmern, Kirchberg, Erlaheim, Warrenberg bei Ostdorf). Aus den Wäldern leuchten nur einsame Höfe und kleine Weiler auf, während in den sie überragenden Felderfluren stattliche Siedlungen weithin sichtbar werden.

sichtbar werden.

Hier war günstige Gelegenheit für die Siedlung. Am äußersten Rande einer solchen Zunge liegt am Waldrand versteckt Schloß Lindich bei Hechingen. Mit prächtigem Blick ins Eyachtal steht auf einem andern Sporn der Obere Homburger Hof. Inmitten schattiger Wälder auf einer versenkten Scholle zieht die Lorettokapelle bei Binsdorf viele Wanderer an. Das weithin sichtbare Städtchen Binsdorf liegt bastionartig auf einer weit ins Keuperland vorgeschobenen Liasplatte, während das benachbarte Erlaheim eine flach vorspringende Mulde an der wie mit dem Messer zugeschnittenen Kante benützt. Ins stille Stunzachtal schaut von steilem Sporn das reizende Rosenfeld. Auf einer einsamen weit nach Westen vorgeschobenen Insel liegt der Bettenberger Hof, weiter südlich der Vayhinger Hof. Verlassen scheinen die Höfe bei Leidringen über dem Schlichemtal und-bei Isingen. Hinzu kommen auf Lieser ersten Terrasse im Schwarzen Jura

eine große Zahl aufblühender und gewerbereicher Städte und Dörfer, die teilweise auf ein hohes Alter zurückblicken (Balingen, Geislingen, Endingen) oder einst reiche Bauerndörfer waren (Täbingen, Leidringen, Brittheim, Bickelsberg, Isingen, Ostdorf, Grosselfingen).

Wir befinden uns an der Grenze zweier grundverschiedener Landschaften: Keuper und Jura. An den Abhängen des Eyachtales und all seiner Nebentäler von Balingen bis Owingen, des Stunzachtales um Rosenfeld-Heiligenzimmern, des Schlichemtales um Dautmergen-Rotenzimmern bekleidet die buntfarbigen Tone und weißen Sandsteine des Keupers fast überall bis zur Höhe der Wald. Nur auf den letzten 30 Metern des Anstiegs, wo wir die durch ihre Rutschungen gefürchteten rot leuchtenden Knollenmergel zu überwinden haben, weicht der Wald wieder mehrfach Wiesen und Baumgärten (Kühler Grund, Schlichemtal). Haben wir aber die Steilkante erreicht, so überrascht uns das völlig veränderte Landschaftsbild. Nun herrschen auf beinahe ebenem Gelände die größtenteils durchweg fruchtbaren Äcker des unteren Lias. Schwer und dunkel ist jetzt der Boden, der in regenreichen Zeiten ziemlich "anhänglich" werden kann.

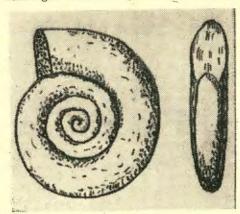
#### 2. vom Leben im Jurameer

So grundverschieden heute diese Liaslandschaft von der Keuperlandschaft ist, so verschieden war vor vielen Jahrmillionen auch ihre Entstehungsweise. Im Keuper können wir heute tagelang in den Sandsteinen und farbigen Mergeln suchen, ohne eine einzige Versteinerung zu finden; in den dunklen Tonen und Kalken des Juras dagegen strömt uns eine ungeahnte Lebensfülle entgegen, so daß wir nicht einmal einen Steinbruch aufsuchen müssen, um versteinerte Muscheln zu sammeln, vielmehr auf Äckern, in Straßengräben und auf Wegen können uns schon Hunderte von Schalenresten begegnen. Wir sind also von der festländischen Keuperzeit mit ihren sandanhäufenden Strömen und Winden zur Herrschaft der ton- und kalkablagernden Meereswasser der Jurazeit mit ihrer reichen Tierwelt übergewechselt. Gerade in unserem Gebiet befinden wir uns auf klassischem Boden, der immer wieder von Sammlern und Gelehrten wegen seines Reichtums an Versteinerungen und des fast lückenlosen Aufbaus der einzelnen Schichten aufgesucht wird. Staunend treten wir in diese neue Welt ein, wo alles, was schwimmt und

schwebt, was kreucht und fleucht, so ganz anders ist als ehedem.

anders ist als ehedem.

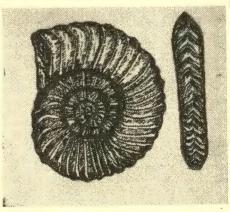
In wunderbarer Formenfülle treten die Ammoniten auf. Bald sind sie kleiner als ein Pfennigstück, bald größer als ein Pflugrad, mannigfaltig in der Form, mannigfaltig in der schmuckliebenden Architektur, übertreffen ihre Zeitgenossen an Zahl. Gleich die ersten Schlammabsätze des seichten Jurameeres, eine dunkle Kalkbank mit überlagernden dunklen Tonen, eröffnet den Reigen der neuen Zeit mit dem Jura-Ammoniten Psiloceras planorbe, dem flachscheibigen Glatthorn (s. Abb.). Er besitzt



Flachscheibiges Glatthorn Psiloceras planorbe

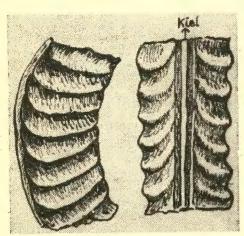
weder Rippen noch Kiel, ist flach und weitgenabelt, die Windungen umfassen sich kaum, so daß der größere Teil der Windungen zu sehen ist. Er gehört wie alle Ammonshörner zu den Tintenfischen. Sie sind aber von einer aufgerollten Schale umgeben, die sie nur in ihrem vordersten Teil bewohnen. Der abgekammerte Teil ist mit Luft gefüllt, so daß der Ammonit im Wasser schwebte. Nach der Aufrollung und der Berippung der Schalen unterscheidet man zahllose Ammonitengattungen und Arten. In einem bestimmten Schichtenstoß findet man immer nur bestimmte Arten, so daß man die Ammoniten zu den sogenannten Leitfossilien der einzelnen Schichtenstöße gemacht hat.

Rasch stellen sich in den darüberliegenden Schichten reichliche Variationen zum Teil mit Rippen ein. Aus diesen Berippten entwickeln sich einerseits die Angulaten (angulus = Winkel) (s. Abb.), deren scharfe Ripen



Gewinkeltes Ammonshorn Schlotheimia angulata

in einer Rückenfurche (eigentlich ist es die Bauchseite) in spitzem Winkel aufeinander zulaufen, andererseits die Arieten mit doppelt umfurchtem Kiel, bei denen ein von 2 Rinnen eingefaßter Kiel die Rippen unterbricht (s. Abb.). Sie haben wie Widderhörner (arietis = des Widders) breite, kräftige Rippen und sind daher in Bruchstücken leicht zu erkennen. Manchmal liegen sie wie in einem Massengrab beieinander und können stattliche Größen (bis zu 65 cm Durchmesser) erreichen. In vielen Gärten finden



Teilstück eines Widderhorns Arietites Bucklandi

wir sie, wie auch die Angulaten (bis 75 cm

wir sie, wie auch die Angulaten (bis 75 cm Durchmesser), als Zierstücke aufgestellt.

Neben den Ammoniten fällt durch ihr massenhaftes Auftreten eine Muschel auf, und zwar eine Auster, die Greifenmuschel, auch Habichtsmuschel genannt (Gryphaea arcuata; gryps — Greif; arcus — Bogen), die zu Tausenden und aber Tausenden ganze Bänken erfüllt. Ihre linke Schale ist nicht plump-breit wie bei den heutigen Austern, sondern schlank und hochgewölbt. Ein flacher Deckel, die rechte Schale, schließt sie ab. Manchmal fehlen die Deckel, dann sind die großen Schalen zusammengeschwemmt. die großen Schalen zusammengeschwemmt. Ihre Dicke läßt auf geringe Meerestiefe, ähnlich wie im Wattenmeer, schlleßen. An andern Muscheln finden wir neben der riesigen Feilenmuschel (Lima gigantea, bis 20

cm groß) die glatte Kammuschel (Pecten).

Die Belemniten (belemnon = Wurfspeer) oder die Teufelsgriffel, Donnerkeile, wie sie der Volksmund heißt, werden häufiger. Auch sie sind nahe Verwandte unserer heutigen Tintenfische, die ebenfalls einen Tintenbeutel besaßen und rückwärts, mit dem Keil voran, schwammen. Das Tier hat

dem Keil voran, schwammen. Das Tier hat 6 mit Hornzähnchen ausgestattete Fangarme und wie der Nautilus Hornkiefer.

Auch von Seelilien (Pentacrinus tuberculatus, fünfeckig) mit ihren blumenartigen Kronen (Fangarme), die einst auf Treibholz festsitzend als "Flösser" im Meere dahintrieben, finden sich Stielglieder.

Was der nüchterne Verstand des Erdgeschichtsforschers aus dem Vorhandensein dieser Versteinerungen und aus der Lagerung und aus dem Aussehen der diese Fos-

rung und aus dem Aussehen der diese Fos-silien einschließenden Gesteine folgert, scheint dem Laien manchmal abenteuerlich und verwunderlich. Der Geologe sieht jedoch darin einen zähen, aber siegreichen Kampf des Jurameeres mit dem Keuperfestland. Eine solche Mannigfaltigkeit des Tier-

land. Eine solche Mannigfaltigkeit des Tierlebens deutet darauf hin, daß das Meer weit ausgegriffen und große Flächen des alten Landes erobert hat. Wir wollen aber hierfür noch weitere Beweise anführen.
"Die vorherrschende dunkle Farbe weist auf Leben hin" (G. Wagner). Sie ist doppelter Entstehung. Schon in den untersten Lagen finden wir Schwefelkies oder, wie er im Volksmund heißt "Katzengold" (Stadtmühle bei Balingen, "Goldloch" bei Erlaheim, woer im vorigen Jahrhundert teilweise abgebaut wurde). Der fein verteilte Schwefelkies er im vorigen Jahrhundert teilweise abgebaut wurde). Der fein verteilte Schwefelkies färbt die Gesteine "schwarz" (dunkelblaugrau). Zur Ausscheidung des Schwefelkieses war aber Schwefelwasserstoff notwendig und dieser bildete sich bei der Verwesung organischer Stoffe. Verwittern solche schwefelkieshaltigen Gesteine, so bildet sich wieder Schwefelwasserstoff, der sich im Wasser löst und uns dann das "Schwefelwasser" liefert. Das Wasser vieler Brunnen und zahlreicher Quellen schmeckt nach fauligen Eiern. So entstanden die Schwefelquellen von Balingen, die erstmals 1724 entdeckt von Balingen, die erstmals 1724 entdeckt wurden und heute noch zum Baden und Trinken genützt werden ("Schwefelbad",

Radquelle in Balingen und die 1833—1836 erbohrten artesischen Brunnen). Noch weit stärker färbend wirken fein-verteilte organische Stoffe: Bitumen, das wir besonders in den Tonen feststellen könmen und dessen Geruch wir beim Zerschla-gen der "Stinkkalke" und der elastisch-zäh-blättrigen, pappdeckelartigen Schiefer der obersten Bank des untersten Schwarzen Juras ("Olschiefer") merken, die angezündet selbständig weiterbrennen (Bei dem Brand bei Dormettingen waren es allerdings die obersten Schichten des Schwarzen Juras, der Posidonienschiefer). "Schwefelwasserstoff und Bitumen können sich nur dort bilden, wo mehr organische Stoffe zum Meeresbo-den absinken, als der Sauerstoff oxydieren kann" (G. Wagner). Hand in Hand gingen damit wohl auch reiches Plankton (kleine niedere Lebewesen im Wasser) und ungenügende Durchlüftung der schwereren tieferen Wasserschichten

#### 3. Die Gesteine

Schon die untersten Schichten des Schwar zen Juras beginnen in den Steinbrüchen bei Täbingen, Dautmergen und bei der Balinger Stadtmühle über dem gelblichen Räthger Stadimunie über dem geiblichen Kath-sandstein, an anderen Stellen über dem roten Knollenmergel mit 2 Bänken eines graublauen, spätigen Kalksteins den Psi-lonotenschichten (nach dem Leit-fossil Psiloceras planorbe so genannt), die ganz erfüllt sind von Muscheltrümmern. Aus sie folgen etwa 4–4,50 m dunkle Schiefertone ("Schwaichel") mit mehreren dünnen Kalksteinbänkchen, die vor allem Zweischaler führen.

An der scharfen Kante zu beiden Seiten des Eyachtales ist häufig eine 60 cm starke, grünlich- oder bläulichgraue, bis fast schwarze Kalkbank abgerutscht, die infolge von Eisenoolithen rostbraun verwittert und zahlreiche Schalenreste der gleichschaligen Malermuschel (Cardinien) enthält und zum ersten Mal den Ammoniten Schlotheimia angulata aufweist, dem die Angulaten. In den Steinbrüchen bei Balingen, Ostdorf folgen auf die sandiger werdenden Schiefertone feinkörnige, aschgraue Sandsteine, die von den Steinbrucharbeitern Malbsteine (= Mehlsteine) genannt werden, weil sie verwitternd einen feinen mehlartigen Sand verwitternd einen feinen mehlartigen Sand liefern und die Riesenangulaten führen. Als Baustein sind sie sehr beliebt, da sie Als Baustein sind sie sehr beliebt, da sie leicht zu bearbeiten sind. Beim Wiederaufbau der Zollernburg im vorigen Jahrhundert wurde der Ostdorfer Malbstein für die Hoffassade, den Torturm und die Ecktürme verwendet, während aus dem Angulatensandstein von Engstlatt, Steinhofen und Weilheim bei Hechingen die Burgmauer, der Rampen- und der Wilhelmsturm aufgebaut wurde. Allerdings vermag er, wenn er Schwefelkies enthält, der Oxydation weniger standzuhalten, deshalb ist seine Verwenstandzuhalten, deshalb ist seine Verwendung für Bauten heute zurückgegangen.

(Schluß folgt)

## Burgfeldens Vergangenheit im Spiegel unserer Flurnamen

Von Kurt Müller

(Schluß)

Selbst der Graswuchs lichter Wälder war einst geschätzt, wurden doch die Herden dahin auf die Weide getrieben. Ein solches Mischgebiet von Grasland und Wald war das "Lau" (57). Auch der "Hutwald" (58) muß reichlich Gras getragen haben, während wohl an dem "Steinberg" (59) nicht viel geerntet werden konnte.

Weit wichtiger als der Wald war für die dauernde Ansiedlung von Menschen das mit Gras bewachsene Land. Die Tatsache, daß Gras bewachsene Land. Die Tatsache, daß wir auf der Burgfeldener Hochfläche in der Nähe des Böllat und auf dem Heersberg heute noch Steppenheide haben, läßt uns mit Recht annehmen, daß sich auf der Hochebene schon seit ältester Zeit ein "Gefilde" (= ein von Natur waldfreies Gebiet) befunden hat. Als mit der Erfindung der eisernen Werkzeuge die Möglichkeit gegeben war, neben Tierfraß und Feuer auch Axt, Beil und Hacke im Kampf gegen den Wald mit einzusetzen, bemühten sich auch die Burgfeldner, ihre nutzbare Fläche zu erweitern. Durch planmäßige Rodung, bei der nicht nur Stämme und Äste, sondern auch die Wurzeln mit entfernt wurden, entauch die Wurzeln mit entfernt wurden, entstanden die "Reutäcker" (= Rodäcker) (60) ², während man sich bei den "Stockewiesen" (61) mit dem Abhauen des Holzes begnügte und die Wurzelstöcke zum Abfaulen in der Erde ließ.

Bei der großen Zahl von Wiesen war man genötigt, zur Unterscheidung immer wieder genötigt, zur Unterscheidung immer wieder neue Namen zu finden. Nach der Lage be-nannte man "Grundwiese" (im Talgrund) (62), "Hülbenwiese" (63), "Bühlwiese" (64) (bei einer kleinen Erhebung), "Außere (65) und innere Waldwiesen" (66), "Brunnen-wies" (4), nach dem Besitzer nannte man die "Meierwiese" (67) und die "Nonnen-wiese" (10) (zum Meierhof bzw. zum Non-nenkloster gehörig). Entscheidend für die Benennung der Grasflächen wurden wei-terhin die Qualität des Bodens und die Arterhin die Qualität des Bodens und die Arten der Bewirtschaftung. Nur das Land, das Heu liefert, heißt "Wiese". Ist das Land so ertragreich, daß es zweimal einen guten

Schnitt bringt, so spricht man von einer "Ohmdwiese" (68) (Ohmd kommt von amat "Öhmdwiese" (68) (Öhmd kommt von amat — Nachmahd). Grasflächen von geringerem Wert heißen "Wasen". Sie werden nicht bearbeitet, nicht gedüngt und dienen als Weideland. Außer dem "Schafwasen" (69), wo heute noch die Schafe weiden, gibt es noch einen "Schelmenwasen" (11) und einen "Wasenacker" (70). Die Tatsache, daß die letzten zwei Flurstücke jetzt Ackerland sind, verrät uns, daß in früherer Zeit die Weidefläche größer gewesen sein muß. Wenn wir dann Flurnamen hören wir "Kühwasen" verrät uns, daß in früherer Zeit die Weidefläche größer gewesen sein muß. Wenn wir dann Flurnamen hören wir "Kühwasen" (71), "Hagenplatz" (72) (Platz des Hagen, des Zuchttieres) und "Heimbol" (Heime = Zuchttier), so können wir uns denken, warum das so gewesen ist: Nicht nur die Schafe, sondern auch andere Haustiere waren vom Frühjahr bis zum Herbst im Freien. Täglich wurden sie auf die Weide "getrieben" (Flurstück "Trieb" (73) und dort von einem Hirten "gehütet" ("Hutwald") (74). Das geschah oft in der Form, daß alle Tiere des gesamten Ortes zusammengefaßt und gemeinsam auf Gemeindeland geführt wurden (Flurnamen "Gemeind geführt wurden (Flurnamen "Gemeindeland und lichte Weidewirtschaft stammt vielleicht auch der Name "Käsental" (= Geäßtal?) (42). Aber nicht nur Wasen, Gemeindeland und lichte Wälder, sondern auch das bebaute Ackerland wurde als Weide benutzt. Das war aber nur möglich, wenn größere Flurstücke in gleicher Weise bebaut wurden. Dies regelte der Flurzwang mit der Einteilung der gesamten Ortsflur in Sommeresch, Winteresch und Brachesch. An diese Zeit der Dreifelderwirtschaft, bei der nach dem winteresch und Brachesch. An diese Zeit der Dreifelderwirtschaft, bei der nach dem Anbau von Sommer- und Wintergetreide das Land im dritten Jahre unbebaut blieb und als Weide diente, erinnern Flurnamen wie "Oschle" (77), "Oberes, mittleres und unteres Gewand" (78). Sollte ein Stück Feld aus dieser Nutzordnung herausgenommen sein und nicht als Gemeindeland dienen, wie dies z. B. bei Gemüseland notwendig war, so mußte es der Besitzer durch eine Hecke oder mit einem Zaun vor dem weidenden Vieh besonders schützen. Ein so um-

hegtes Flurstück nannte man "Bitze" (79). Eine Besonderheit der früheren Weidewirt-Eine Besonderheit der früheren Weidewirtschaft waren die "Auchten" (80) (althochdeutsch uchta = Dämmerung, Morgenweide). Auf sie wurde noch vor dem Morgengrauen das Zugvieh getrieben, das dann den ganzen Tag über zu arbeiten hatte. Aber auch abgelegene Weideflächen, auf denen wegen der weiten Entfernung das Vieh oft nachts blieb wurden. Auchten denen wegen der weiten Entfernung das Vieh oft nachts blieb, wurden "Auchten" genannt. Wasser fanden die Tiere im Freien am "Sennenbrunnen" (81) (Senn = Kuhhirt, Kuhmelker) auf dem Heersberg oder an der "Hülbe" (82) (althochdeutsch huliwa), einem künstlich angelegten, abflußlosen Wasserbecken neben der alten Kirche.

Wasserbecken neben der alten Kirche.

Noch schwieriger als die Viehwirtschaft ist in den Höhen um 900 m der Ackerbau. Bodenbeschaffenheit und Witterungsverhältnisse ließen leider trotz größten Fleißes oft den erwarteten Erfolg ausbleiben. Kein Wunder, daß die verbitterten Bauern ihre Flurstücke "Rauhe Acker" (83) und "Kalkacker" (84) nannten oder gar den Kampf aufgaben und den steinigen, unergiebigen Boden als "Egert" (85) mehrere Jahre brach liegen ließen. Bei den "Schenkeläckern (86), dem "Hakenacker" (87) und den "Krummen Äckern" (88) haben vielleicht ungünstige Form und Lage die Schwierigkeiten der Feldarbeit noch erhöht. Ganz ungünstiger Boden, Lage im Schatten des nahen Waldes und weite Entfernung vom Hof haben dazu geführt, daß die "Waldäcker" (1) und die "Reutäcker" (80) jetzt Wiese sind. Aber auch sonst haben sich die Grenzen zwischen Feld, Wald, Wiese und Weide immer wieder verschoben. Der "Alte Stall" (89) ist jetzt Wald, der "Trieb" (79) Ackerland.

Angesichts dieser laufenden Veränderungen ist es von größter Redeutung daß die Noch schwieriger als die Viehwirtschaft

Angesichts dieser laufenden Veränderungen ist es von größter Bedeutung, daß die Rechtsverhältnisse streng gewahrt bleißen. Grenzziehungen spielen deshalb seit ältester Zeit eine große Rolle. Oft genügte unseren Vorfahren eine "Kurze Furche" (90), um zwei Felder deutlich voneinander zu trennen. Im Wald brachte man an Bäumen "Lachen" (91) (eingehauene Grenzzeichen) an, und dieser Name übertrug sich bald auf das ganze Grenzgebiet. Manchmal zog man auch einen Grenzgraben, wie er in Überresten noch im "Duwinkel" (31) zu sehen ist. Vielleicht hält das Wort "Ehespach" (92) (Ehe = Gesetz, Grenze), eine Flurbezeichnung auf dem "Heer" (22), die Erinnerung an eine solche Grenziehung noch fest. Eine Grenzbezeichnung ist auch das "Bahnmärkle" (93) (Mark = Grenze, Bahn = Bann, Wildbann = ausschließliche Jagdbefugnis). Solche Grenzbezirke waren manchmal besonders umhegte, heilige Gebiete mit Kultstätten, die man in der Zeit der elberet Angesichts dieser laufenden Veränderun-Solche Grenzbezirke waren manchmal besonders umhegte, heilige Gebiete mit Kultstätten, die man in der Zeit der althochdeutschen Sprache alah oder alach nannte. Sollte die Flurbezeichnung "Ahlen" (94) für eine Senke zwischen Vorderem und Hinterem Heersberg von diesem alten, später verlorengegangenen Worte abstammen? Es ist gewiß kein Zufall, daß in der Nähe dieses Gebietes ein alter Gerichtssitz vermutet wird. with 4

Ein besonders ernstes Problem war für die Burgfeldener seit ältester Zeit die Wasserversorgung. Die beste Quelle der Hochfläche ist der "Sennenbrunnen" (81), der aber 2 km entfernt im Mittleren Heersberg entspringt. Erst seit reichlich 100 Jahren wird Wasser vom Heersberg in einer "Brunnenleitung" (95) zum "Dorfbrunnen" (6) in der Dorfmitte geleitet. Vorher mußte man das Wasser an einem Schöpfbrunnen holen, der sich auf der "Brunnenwiese" (4) befand und zu dem man durch die "Brunnengasse" (3) gelangte. Besonders ergiebig mag er nicht gewesen sein, denn in ihm sammelte sich nur das Sickerwasser, das vom höher gelegenen Böllat herunterkam und hier zusammenlief. Wie oft mag dieser Brunnen ausgetrocknet gewesen sein! Dann mußte man hinab ins Tal. Wegen der versättnism "Hausenhälteniene Ein besonders ernstes Problem war für mußte man hinab ins Tal. Wegen der ver-hältnismäßig günstigen Wegverhältnisse hältnismäßig

mag am häufigsten das Wasser des gestauten Eschenbaches (49) auf die Hochebene getragen oder gefahren worden sein. Auch die Quelle im "Wannental" mußte in Not-zeiten aushelfen.

Wie schwer war es da, auf die Hochebene zu kommen! Da hieß es tüchtig "steigen". Überall, wo das Gelände anstieg, sprach man deshalb von einem "Steig" (nur zum Gehen) oder einer "Steige" (auch zum Fahren). Wieviel Feinheit des sprachlichen Ausdrucks hat die neuere Zeit verloren, die die vor kurzem angelegte Verbindung Laudie vor kurzem angelegte Verbindung Laufen—Burgfelden, welche auf kurzer Strecke einen Höhenunterschied von 300 m überfen—Burgfelden, welche auf kurzer Strecke einen Höhenunterschied von 300 m überwindet, einfach "Neuer Weg" (96) nennt! Da sind doch alte Namen wie "Burgfelder Steige" (97) oder "Auf der Steig" (98) weit anschaulicher. Anders liegen natūrlich die Verhältnisse auf der Hochebene. Da redet man mit vollem Recht von "Wegen" (Egleweg, 8). Im Ort selbst wird der Ausdruck "Gasse" verwendet. Da gibt es eine "Schloßgasse" (99), die zur Schalksburg führt, eine "Kesselgasse" (9) (Richtung Kessel), eine "Pfeffinger Gasse" (100), eine "Brunnengasse" (3). Seitdem aber die Wege im Ort den Anforderungen des modernen Verkehrs entsprechend verbessert und neu hergerichtet worden sind, hat man als amtliche Bezeichnung das Wort "Straße" eingeführt, und diese bürgert sich auch mehr und mehr ein.

Die zwei berühmtesten Zeugen aus Burg-feldens Vergangenheit sind die "Schalks-

burg" (101) und die "Michaelskirche" (102). Mit diesen zwei Namen verbindet sich die Erinnerung an mächtige Adelsgeschlechter und einflußreiche Priester, die hier gewirkt haben. Der Name "Schalksburg" (Schalk = Knecht, halbfreier Zinsbauer) läßt uns vermuten, daß sich auf dem sicheren Felsen über dem Eyachtale vor der Erbauung der Burg eine Zufluchtsstätte für die Bauern der Umgebung befunden hat. Der Name Michaelskirche ist Veranlassung zu besonders vielen Vermutungen geworden. Man weiß, daß auf vielen Bergen Kirchen mit dem Namen des Erzengels an ehemaligen altgermanischen Kultstätten errichtet woraltgermanischen Kultstätten errichtet wor-den sind (Michaelsberg, Asperg, Goldberg, Zollernberg).

Zollernberg).

Wir sind in der glücklichen Lage gewesen, vieles, was uns die Namendeutung nahelegt, durch Ergebnisse der Geschichtsforschung bestätigen zu können. Manche Erkenntnisse lassen sich aber nur als Vermutung aussprechen. Trotzdem sind auch diese nicht wertlos, enthalten sie doch Aufforderungen und Hinweise zu weiterer wissenschaftlicher Arbeit. Gerade aus diesem Grunde muß der Flurnamenforschung unter den verschiedenen Gebieten der Heimatkunde eine führende Rolle zuerkannt werden.

<sup>3</sup>) Ehespach kann auch Espan sein — Keinath S. 104 und S 151 — oder Eschbach — Keinath S. 139 — Anm. der Red.

<sup>4</sup>) Ahlen kommt im Bezirk häufiger vor und dürfte wohl kaum etwas mit alah = Tempel zu tun haben. Anm. der Red.

# Die Hochzeit der Margarete Maultasch

Von J. Granichstaedten

Jahrelang stritten die Historiker, wo die Trauung der Margarete Maultasch mit ihrem zweiten Gatten, Ludwig V. von Brandenburg, stattgefunden habe. Nun ist einwandfrei festgestellt, daß die Trauung in der Kapelle des Kelleramtes, die Hochzeitsnacht im Schlosse Tirol und die Belehnung mit dem Lande Tirol im fb. Trientschen Hause in Meran stattfand. in Meran stattfand.

Nachdem Margarete am 2. November 1341 den "böhmischen Hansel", den 19jährigen Grafen Johann Heinrich von Böhmen-Lütchalen Johann Heinrich von Böhmen-Lützelburg, geboren am 12. Februar 1322 in Melnik, aus dem Schlosse Tirol verjagt hatte, verlobte sie sich, 24jährig, mit dem 27jährigen Markgrafen Ludwig V. von Brandenburg, dem Sohn des Kaisers Ludwig IV. ("der Bayer").

Kaiser Ludwig zog selbst mit seinem Sohn Kaiser Ludwig zog selbst mit seinem Sohn und einem glänzenden Gefolge, von Mün-chen aus, am 2. Februar 1342 über Mitten-wald, Innsbruck, Matrei, Sterzing und über den Jaufen nach Meran. Im Gefolge des Kaisers befanden sich der Herzog Stephan von Bayern, Sohn des Kaisers, die Herzöge Konrad IV. und Hermann von Teck, Dr. jur. Ludwig von Chamstein, Bischof von Freising, Heinrich von Stein, Bischof von Regensburg, Ulrich von Schöneck, Bischof von Augsburg, die Grafen von Schwarzburg, Württemberg, Görz, Werdenberg, Kirchberg und Katzenellenbogen und mehrere oberitalienische Fürsten.

Der Jubel, der den prunkvollen Zug in Tirol überall begleitete, wurde bald gestört. Als die Ritter am 8. Februar 1342 über die Jaufenstraße zogen, stürzte Bischof Ludwig Jaufenstraße zogen, stürzte Bischof Ludwig von Freising infolge eines Fehltrittes seines Pferdes in den Abgrund. Sein Leichnam wurde sofort nach Freising (Oberbayern) zurückgebracht. Da Bischof Ludwig die Trauung der nur geschiedenen Margarete hätte vornehmen solfen, wurde sein plötzlicher Tod als böses Omen gedeutet.

Am Faschingssonntag, dem 10. Februar 1342, fand in der Kapelle des Kelleramtes (ursprünglich Fürstenhaus, von 1754 bis 1784 Kreisamt, von 1806 bis 1875 Palais Ta-

xis, dann Heim des Meraner Magistrats, seit 1930 an dessen Stelle das neue Rathaus) die feierliche Trauung statt, die der Bischof von Regensburg, Heinrich von Stein, vornahm. Da der Papst mit der Heirat der geschiedenen Margarete nicht einverstanden war, blieb der Meraner Pfarrer, Heinrich Männel (aus Fussach am Rhein), und die ganze Meraner Geistlichkeit dem Trauakte fern. Am Abend des Trauungstages fand im Schlosse

(aus Fussach am Rhein), und die ganze Meraner Geistlichkeit dem Trauakte fern. Am Abend des Trauungstages fand im Schlosse Tirol die Hochzeitsnacht statt. Die Meinung, die Trauung sei in der landesfürstlichen Burg vollzogen worden, ist ein historischer Irrtum, da dieses Gebäude erst 100 Jahre später, um 1460, errichtet wurde.

Am Montag, dem 11. Februar 1342, belehnte der Kaiser nach Verlesung des großen, den Tirolern am 28. Jänner 1342 verliehenen Freiheitsbriefes, seinen Sohn Ludwig im Hause Meran, Berglauben Nr. 77 (später 28, im Besitze der Familien Egen, Teissensee, Battaglia, Jordan, Unger, Kirchlechner, Vian, Fickenscher), im Absteigequartier der Bischöfe von Trient, mit der Grafschaft Tirol. Diese Belehnung erfolgte wieder unter großen Zeremonien. Der Kaiser, angetan mit dem großen kaiserlichen Ornate, auf dem Thronsessel sitzend, war von seinen höchsten Würdenträgern umgeben. Der Herzog Konrad IV. von Teck, geboren 1300 in Zähringen bei Freiburg im Breisgau, ermordet in München am 4. September 1352, bekannt und in Tirol gefürchtet durch sein Schreckensregiment 1348 bis 1352, hielt das Reichsschwert über dem Haupt des Kaisers als Zeichen seiner Macht, der Ritter Matthias von Mezenhausen (aus Simmern bei Koblenz) trug das Reichszepter und der Ritter Wilhelm von Gneyss, den Reichsapfel. Die Urkunde über diese Belehnung wurde aber erst am 26. Februar 1342 in Innsbruck ausgestellt. in Innsbruck ausgestellt.

Tirol war durch diese Heirat an die Wit-telsbacher gekommen, bei denen es aber nur bis zum 26. Jänner 1363 verblieb.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Freitag, 29. März 1957

Nummer 3

# Die Entwicklung der abendländischen Orgelbaukunst im Spiegel der Geschichte unserer Stadtkirchen-Orgel von Ger hard Rehm storben 1767 zu Tübingen, kurz vor der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgel feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgel feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgele feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgele feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgele feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut befunden habe, die alte Orgele feilzweiten und eine Compilede werden der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut begrechte von der Vollendung der Balinger Orgel, die also sein letztes Werk war. Anläßlich dieses Orgelumbaues beschloß der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut begrechte von der Vollendung der Balinger Orgele der Vollendung der Kirchenkonvent am 19. Februar 1766, "daß man für gut begrechte von der Vollendung der Volle

In unserer über 500 Jahre alten Stadtkirche zu Balingen standen mehrere Orgel-werke. Wenn wir ihre Geschichte betrachten, so können wir an diesem Beispiel im kleinen ziemlich genau die Entwicklung der

kleinen ziemlich genau die Entwicklung der Orgelbaukunst des Abendlandes verfolgen. Dies alles kann hier begreiflicherweise nur in großen Zügen geschildert werden.

Die ersten Überlieferungen der Orgel reichen in die Zeit der späten Antike zurück. Sie soll als "Hydraulos" (Wasserdruckorgel) wahrscheinlich um 170 vor Christus von dem Griechen Ktesibios erfunden worden sein. Als weltliches Instrument hat sie ihre erste Bedeutung am byzantinischen Hof erlangt. Durch ihre 1000iährige Geschichte in erste Bedeutung am byzantinischen Hof erlangt. Durch ihre 1000 jährige Geschichte in der abendländischen Kirchenmusik ist die Orgel zum Inbegriff religiöser Spielmusik geworden. Waren doch die Organisten bis zur Reformation ausschließlich Priester. Viele Jahrhunderte bestand eine solche Orgel nur aus ganz wenigen Pfeifenreihen, Register genannt. Ihr Klang muß aber die mittelalterlichen Menschen stark beeindruckt haben, wie uns durch den Mönch Ekkehardt IV, der um das Jahr 1000 im Kloster zu St. Gallen gelebt hat, berichtet wird. Er schildert in einer alten Handschrift das Spiel einer kleinen Positiv-Orgel im Münster zu Konstanz, das auf die damali-Münster zu Konstanz, das auf die damaligen Menschen wie "das Spiel der Engel im Himmel" gewirkt habe. Wenn wir auch aus dieser Zeit keine Orgelwerke mehr besit-zen, so können wir in der Tat an den ältesten uns erhaltenen Orgeln, die ungefähr 300 bis 400 Jahre nach diesem Zeugnis aus Konstanz erbaut worden sind, einen vollen, runden und tragenden Ton feststellen, der aber nie hart und schreiend wirkte.

Aus den Hauptstimmen, Prinzipale ge-nannt, wurden im Laufe der Zeit weitere Registergruppen entwickelt. Alle Orgelregi-ster sind seit Bestehen des Orgelbaus nach dem Gesetz der Naturtonreihe aufgebaut: ster sind seit Bestehen des Orgelbaus nach dem Gesetz der Naturtonreihe aufgebaut: Grundton, Oktave, Quinte usw. Abgeschlossen wird die Prinzipalreihe durch die sogenannte Klangkrone. Dieses Register, das aus hohen Pfeifen besteht, wird Mixtur genannt. Wie der Name sagt, werden bei ihm auf jedem Ton bis zu 10 und mehr Pfeifen klanglich gemischt. Waren die Prinzipalregister von engerem Durchmesser — Mensur, wie es in der Fachsprache heißt — sokamen nun die weiten Registergruppen, Flöten, Gedeckte und die Teiltonregister (Quinten, Terzen und Septimen) noch hinzu. Zu diesen Pfeifen oder Labialregistern, bei denen primär die Luftsäule klingt, gesellten sich nun noch die sogenannten Zungenregister, bei denen zuerst ein Zungenplättchen klingt, bevor die Luftsäule in Schwingung versetzt wird. Als sich die Registerzahl langsam vermehrte, kam man mit ein em Manual\* und nur mit ein er Windlade, auf der die Pfeifen stehen, nicht mehr aus; man mußte weitere Manuale anfügen. Dies geschah aber nun nicht irgendwie wahllos. sondern die einzelnen Manuale fügen. Dies geschah aber nun nicht irgend-wie wahllos, sondern die einzelnen Manuale

waren in sich geschlossene Orgelwerke, die in einem bestimmten Funktionsverhältnis zueinander standen. So sprach man von einem Hauptwerk, dem I. Manual, einem Oberwerk, dem H. Manual, und einem Rückpositiv, das im Rücken des Organisten an der Emporenbrüstung aufgestellt wurde. als weiteres Manual. Bei großen 4-manualigen Orgeln wie z.B. in Weingarten und ligen Orgeln wie z. B. in Weingarten und Ottobeuren gibt es auch noch Kronpositive, Brust- oder Seitenwerke. Jede Orgel hatte natürlich ein eigenes Pedalwerk. Voll ausgereift war nun die Orgelbaukunst hauptsächlich in Norddeutschland im Zeitalter des Hochbarock (um 1750). Damals entstand der Ehrenname der Orgel. Man sprach von ihr als der "Königin der Instrumente". Sie war ein wirkliches Organum-Organismus, wie man heute sagt — ein lebendig atmendes Wesen durch den sie zum Klingen bringenden Wind. Keine Orgel ist der andern gleich, jede wird auch heute wieder nach den akustischen Gesetzen und Bedürfnissen des betreffenden Raumes gebaut. In ihr sind die Stimmen der kosmibaut. In ihr sind die Stimmen der kosmi-schen Schöpfung enthalten, aber nicht wahl-los, sondern nach ganz spezifischen, orgel-eigenen Gesetzen ausgesucht und zusam-mengestellt.

Aus der Blütezeit des Orgelbaus, die, wie schon gesagt, ins Hochbarock fällt, stammt nun der früheste Aufschrieb über die Orgel in unserer Balinger Stadtkirche und zwar aus dem Protokollbuch des Kir-chenkonventes aus dem Jahre 1760. Hier wird erwähnt, daß die hiesige Kirchenor-gel sich in einem solch schlechten Zustand gel sich in einem solch schlechten Zustand befinde, daß nur durch einen Neubau oder eine gründliche "Reparation" abgeholfen werden könne. Wegen Geldmangel unterblieb aber beides. Demnach scheint diese Orgel damals schon ziemlich alt gewesen zu sein und hat sicher schon längere Zeit in unserer Kirche gestanden. Über ihre Güte ist allerdings damit nichts gesagt. Leider ist uns nicht einmal die Disposition, d. h. die Registeraufstellung der alten Orgel überliefert, aus der sonst ziemlich sichere Rücker Registeraufstellung der alten Orgel überliefert, aus der sonst ziemlich sichere Rückschlüsse gezogen werden könnten. Auch wissen wir nicht mehr, ob vor dieser 1760 erwähnten Orgel ein anderes Werk in der Stadtkirche gestanden hat. Vermutlich gingen alle diesbezüglichen Akten bei dem großen Stadtbrand von 1724 verloren.

Am 26. August des Jahres 1765 griff der damalige Organist Metz "in seinem und des gesamten Collegii Musici Nahmen" die dringende Frage des Orgelneubaues erneut auf, "da die hiesige Orgel sich in einem solch baufälligen Zustand befinde, daß..." Daraufhin wurde vom Kirchenkonvent der Beschluß gefaßt, daß "eine neue Orgel angeschafft werden und zu diesem Zwecke der Orgelmacher Hausdörffer aus Tübingen hierher zitieret werden solle" Hausdörffer ging als Orgelbauer ein guter Ruf voraus, u. a. hatte er in Calw und Eßlingen bereits größere Orgelwerke gebaut. Er ist 1714 zu Eibenstock im Vogtland geboren und ge-Am 26. August des Jahres 1765 griff der

eine Gemeinde ausfindig zu machen, die Lust dazu hätte." Ganz unbrauchbar scheint also das alte Werk noch nicht gewesen zu-sein. Am 4. Dezember 1767 war die neue Orgel fertiggestellt und erfolgte das Probespiel und die Abnahme durch Stadtpfarrer Mästlen aus Ebingen. Die Einweihung des neuen Orgelwerkes fand am 1. Advent des neuen Orgelwerkes fand am 1. Advent des Jahres 1767 statt. Das neue Instrument hatte nun 22 Register, verteilt auf 2 Manuale — ein Hauptwerk und ein Oberwerk — und das Pedal. Verwendet wurde, wie damals allgemein üblich, als Traktur (mechan. Weg von der Taste zum Pfeifenventil) die mechanische Traktur zusammen mit der Schleiflade. Dieses Werk hatte ungefähr 1100 Pfeifen. (Eine genaue Dispositionsangabe kann hier aus räumlichen Gründen nicht erfolgen). Daß das Gehäuse der Orgel ("Prospekt" genannt) bis zur Einweihung ("Prospekt" genannt) bis zur Einweihung nicht ganz fertiggestellt worden ist, beweist der Abschluß eines Vertrages vom 13. Juni 1778 mit "3 Tirolern" wegen "Fassung und Verguldung des Orgelgehäuses. "Es wurde damals alabasterweiß gestrichen und lakkiert, das Laubwerk "fein verguldet", die Geländer blau und rot marmoriert. Der Prospekt ist heute noch derselbe wenn auch Prospekt ist heute noch derselbe, wenn auch in anderer Farbe.

Schon im Jahre 1781 fand laut Aktenbericht eine erste Reparatur statt, und zwar durch einen Matthias Gauser aus Schöm-berg um 190 Gulden. Im nächsten Jahr 1782 berg um 190 Gulden. Im nächsten Jahr 1782 mußte schon eine zweite Reparatur durchgeführt werden, und zwar durch den Orgelmacher Rüdiger aus Tübingen, dem früheren Gehilfen Hausdörffers, der nach dessen Tod die Orgel vollendet und aufgestellt hatte. Die erste Reparatur muß ein übles Pfuschwerk gewesen sein, denn Rüdiger stellte damals fest, daß der "Schemberger das Orgelwerk schlecht traktiert habe". Nun folgen über 20 Jahre, in denen keine Reparatur stattfindet. Am 11. Mai 1803 wird ein Vertrag mit den Orgelbauern Hagemann und Knecht aus Tübingen abgeschlossen wegen einer Instandsetzung der Orgel um 170 Gulden.

Im Jahre 1833 wurde ein völliger Umbau

Im Jahre 1833 wurde ein völliger Umbau des Werkes durch den Orgelbauer Anton Braun aus Spaichingen vorgenommen um den Preis von 268 Gulden und 41 Kreuzer. Ferner wurde der bisherige Spielschrank, bei dem der Organist mit dem Rücken gegen die Kirche spielte und dessen Türen noch heute an der Vorderseite des Orgelgehäuses sichtbar sind, in einen freistehenden Spiel-tisch umgebaut. Das Gehäuse blieb sonst unverändert, desgleichen die Zahl der Register.

Dieser Umbau von 1833 ist sehr charak-Orgelbaukunst um 1800. Das orgeleigene Klangideal wurde verlassen, man glaubte im Orchester das klangliche Vorbild der Orgel suchen zu müssen. Es wurden meist Register in der Normallage der Instrumente nebeneinander gesetzt und der Aufbau der Disposition nach dem Prinzip der Obertonreihe immer mehr abgelehnt. Viele

<sup>\*</sup> d. h. einer Tastenreihe.

Dinge spielten zusammen, die zum langsamen Verfall der Orgelbaukunst beitrugen. Die Zeit der Aufklärung brachte es musikgeschichtlich mit sich, daß der Schwerpunkt der Musik aus dem Kirchenraum in den Konzertsaal verlegt wurde. Das bedingte eine immer stärkere Betonung der weltlichen Musik. Das Interesse an der Kirchenmusik erlahmte. Man spricht heute von einem "Dornröschenschlaf" der Kirchenmusik. Dementsprechend sanken auch die Ansprüche, die man an den Organisten und somit auch an die Orgeln stellte. Wir ersehen z. B. einen dafür typischen Vorgang aus einem Umbau im Jahre 1865: Orgelbauer Blasius Braun aus Spaichingen, der später nach Balingen übersiedelte und in der sogenannten "Orgelhütte" an der Rosenfelder Straße eine Orgelbauwerkstätte betrieb, ersetzte damals die hohe Mixtur "Zimbel 2-fach" im 2. Manual durch ein grundtöniges Register Salizional 8. Die hellen, leuchtenden Register wurden zu Gunsten von grundtönigen Registern ausgewechselt, so daß aller Glanz im vollen Klang des Instrumentes verloren ging. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen auch die neuen Laden- und Traktursysteme auf. Vor allem das "Pneu-

matische" machte von sich reden. Bisher wurde der Wind nur für die Tonerzeugung verwendet und die Spielmechanik durch Stäbchen ausgelöst; nun sollte aber auch die Spielmechanik auf Pneumatik (Pneuma-Wind) umgestellt werden, damit der Organist eine leichtere Spielweise erhält. Damit aber dieser Arbeitsvorgang möglichst exakt ausgeführt werden konnte, mußte allgemein der Winddruck erhöht werden. Oft wurde er auf das Doppelte und Dreifache der klassischen Zeit erhöht. Es entstand ein dicker, derber Orgelklang, der aber offenbar dem Zeitgeschmack entsprach, denn man baute sogar "Hochdruckregister". Außerdem machte sich die Industrialisierung im Orgelbau bemerkbar: Serienregister wurden hergestellt! Das war ein böser Mißgriff im Orgelbau als Kunsthandwerk, denn jedes Register sollte in seiner Bauweise auf den Register sollte in seiner Bauweise auf den betreffenden Raum abgestimmt sein. Aber für all das war damals um die Jahrhundertwende kein Verständnis vorhanden; man war hier wie überall von der Woge der Begeisterung für den Fortschritt und die Technik getragen.

(Schlußfolgt!).

# Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte des Kleinen Heubergs

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Den Abschluß der 6—8 m mächtigen Angulatenschichten bildet überall der sogenannte "K u pferfels", eine 30 cm starke Bank. Diese Bezeichnung durch die Steinbrucharbeiter ist auf die kräftig rotbraune Verwitterungsfarbe zurückzuführen. In frischem Zustand ist er ein harter, schwärzlich blaugrauer Kalk, der vor allem auf der Oberseite mit Muschelschalen bedeckt ist. So finden sich beim Krempenhof südlich Rosenfeld ganze Nester eines Armkiemers (Rhynchonellen) und zum letzten Male die Angulaten.

Rosenteid ganze Nester eines Armkiemers (Rhynchonellen) und zum letzten Male die Angulaten.

In den darüber liegenden Gesteinsbänken, den Arietenken 1, stellt sich ein solcher Reichtum an Versteinerungen ein, so daß diese Bänke den Namen Schneckenfels oder Schneckenpflaster erhalten haben. In allen Steinbrüchen, an Bachrändern und Straßenböschungen sind sie aufgeschlossen, so bei Balingen im Steinachbett hinter der Turnhalle, beim Hauptbahnhof, im "Tal", beim Reichenbacher Hof, auf "Schmiden", in den Ostdorfer Brüchen, bei der Kutzmühle in Endingen, bei Rosenfeld, bei Leidringen usw. Wo die 3—4 m mächtigen, harten, dunklen Kalke nicht zutage treten, sind sie im Gelände in der scharfen Kante an den Rändern der tischebenen Hochflächen feststellbar, da sie der Abtragung starken Widerstand leisten. Als Schotter für Feldund Waldwege, als Vorlagesteine finden sie häufig Verwendung. Diese Schichten wimmeln geradezu von bis wagenradgroßen Bucklandi-Ammoniten (hauptsächlich Arietites Bucklandi s. Abb.), Habichtsmuscheln (Gryphaea arcuata), Belemniten (besonders häufig der kleine, tiefgehöhlte, aber spitze Belemnites acutus) und Seelilien (häufig der zierliche Pentacrinus tuberculatus). Selbst auf den Feldern kann man sich rasch an den Austernschalenresten und den auswitternden Bruchstücken großer Arieten orientieren, die der Stufe den Namen gegeben haben, Auch versteinertes Holz, das als Treibholz im Jurameer schwamm, ist nicht selten. Bei der Verwitterung entsteht ein guter Ackerboden (Ostdorf, Leidringen, Täbingen usw).

Am westlichen Ausgang von Geislingen, bei Ostdorf, Leidringen, Isingen und Daut-

Am westlichen Ausgang von Geislingen, bei Ostdorf, Leidringen, Isingen und Daut-mergen lagern auf diesen Kalkbänken dunkle, elastisch-zähblättrige, pappdeckel-artige Schiefer, die "Ölschiefer", mit rei-

chem Bitumengehalt, der sie angezündet zum Weiterbrennen befähigt. Sie enthalten einen Seeigel mit haarfeinen Stacheln (Dia-

einen Seeigel mit haarfeinen Stacheln (Diademopsis olifex), der nur 1 cm groß und papierdünn zusammengepreßt ist (ein Beweis für das nachträglich starke Zusammensakken des Schlammes).

Über diesen Schichten erfolgt ein kleiner Anstieg und beginnen Wiesen, Obstgärten und teilweise Weiden bis zur nächst höheren Albvorebene, dem eigentlichen Ölschiefer, dem Posidonienschiefer, bei Schömberg, Dotternhausen, Frommern, Heselwangen usw., die sich unmittelbar vor dem kräftigen Anstieg des Braunjuras ausbreitet. Hier Anstieg des Braunjuras ausbreitet. Hier

sind es aber nicht mehr die harten Kalke, die die Stufe bilden, sondern die dichtge-

sind es aber nicht mehr die hatten kake, die die Stufe bilden, sondern die dichtgepackten Schiefer.

Die Gesamtmächtigkeit der untersten Schicht des Schwarzen Juras (Lias Alpha) beträgt bei Balingen 16—17 m, geht aber nach Südwesten bei Leidringen auf 13 m zurück. Diese Mächtigkeit ist ein verhältnismäßig geringer Betrag, wenn man in Betracht zieht, daß diese Stufe in einer Oberflächenverbreitung in einem teilweise über 2 km breiten Band den Waldrand der Keuperberge säumt und zudem fast ganz auf Rechnung der nur bis 4 m mächtigen obersten Schicht dieser Stufe, den Arietenkalken, zuzuschreiben ist. Wir haben also hier eines der interessantesten Beispiele, wie sich der Charakter des Gesteines auf die Stufenbildung in der Landschaft auswirkt.

Der Wandel im Landschaftsbild ist uns so nichts Selbstverständliches, sondern ein Wechselspiel der inner- und außerbürtigen Kräfte unseres Lebensraumes, bei dem das rinnende Wasser wie ein Meißel des Bildauers im Laufe der Jahrhunderttausende die stummen Formen zum reizvollen Bilde unserer Heimat umgestaltet hat. Ein Menschenleben versinkt dabei in die Unendlichkeit der Zeit, vollends wenn wir im Aktenmaterial der Geschichte des Liasmeeres blättern. Weit über 100 Millionen Jahre mögen vergangen sein, als diese Schichten gebildet wurden.

Wir sahen, wie mit diesem Meere neues Leben mit wunderbarer Formenfülle auf-

wir sahen, wie mit diesem Meere neues Leben mit wunderbarer Formenfülle auftritt, um sich dann im Braunen und besonders im Weißen Jura noch zu steigern, bei dem man fast das Gefühl des Erdrücktwerdens bekommt, so daß seit dem großen Geologen Quenstedt es niemand mehr gewagt hat, diese Formenfülle im Bilde darzustellen. Schätzt man doch die bis jetzt bekannten Arten der Versteinerungen des Juras auf über 20 000, und dabei sind nur rund 3 Prozent als Versteinerungen erhalten geblieben. Damit wir uns bei dieser Fülle einigermaßen zurechtfanden, haben wir nur einmal eine Wanderung durch die untersten Schichten des Schwarzen Juras unternom-Schichten des Schwarzen Juras unternom-men und die allerwichtigsten Hauptleitfor-men in Wort und Bild vorgestellt.

# Randbemerkungen zu den Burgfelder Flurnamen

Von Fritz Scheerer

Die verhältnismäßig kleine Burgfelder Markung liegt mit Ausnahme der Waldschlucht des Eschenbachs und dem Gratweg zur Schalksburg (die Schalksburg liegt auf Laufener Markung) auf der leicht gewellten Hochfläche von Böllat und Heersberg, die auf dem "Berg" (Heersberg) bis 954 m ansteigt und durch die zur Eyach gegen Pfeffingen und Margrethausen eilenden Bächlein stark zerrissen ist. Ihre Grenze verläuft, soweit das Plateau zur Markung gehört, größtenteils am Rande der trotzig ins Land hinausschauenden, fast senkrecht gegen das Vorland abfallenden Felsen und Rutschen der wohlgeschichteten Kalke des Weißen Juras. Die Hochfläche mag einmal noch von hellgrauen Mergeln überlagere gewesen sein, ist aber heute bis auf den teilweise verschwammten Heersberg davon entblößt.

entblößt.
Nicht leicht und nicht besonders lohnend mag die Arbeit der Menschen auf der durchschnittlich über 900 m hoch gelegenen Markung gewesen sein, da saftige Wiesengründe und besonders fruchtbare Acker fehlen, und doch war die Hochfläche schon in früher Zeit besiedelt. An dem alten Weg von Pfeffingen nach Burgfelden wurde der bedeutende Fund aus der Hallstattzeit gemacht. Im 7. Jahrhundert war Burgfelden Herrschaftssitz eines Fürstengeschlechts. Der Sprengel der Michaelskirche in Burgfelden war einst beträchtlich, 1451 gehörten zu ihm die Kapelle auf der Schalksburg, dann Streichen, Zillhausen, Oberwannental,

Laufen, Pfeffingen und die in der Nähe von Burgfelden gelegene, später abgegangene Siedlung Aufhofen. Erst 1575 wurde der Pfarrsitz nach Pfeffingen verlegt. Die Markung dürfte daher im 4. bis 6. Jahrhundert entstanden sein. Ob ihre Grenzen immer gleich verlaufen sind, läßt sich heute nicht mehr nachweisen. Die von K. Müller in Nr.1 und 2 1957 der Heimatkundl. Blätter aufgeführten Flurnamen dürften teilweise schon sehr alt sein. Aus Akten, Lager-, Lukkenbüchern usw. könnten bestimmt noch weitere nachgewiesen werden, die heute nicht mehr gebräuchlich, zum Teil längst abgegangen sind.

Wie anderwärts wurden auch auf der Burgfelder Mark nach Bodenbeschaffenheit und -gestalt, nach besonders auffallenden Tieren und Pflanzen oder nach Art der Nutzung und des Besitzes die einzelnen Flurnamen gewählt. Die heutige Deutung der Namen ist aber eine Arbeit für sieh; bei manchen ist sie einfach, bei andern ergeben sich aber ungeahnte Schwierigkeiten, bei denen selbst die Fachgelehrten die verschiedensten Erklärungen abgeben. Wir deuten heute vielleicht manche Flurnamen unrichtig und werden auch nie alle richtig deuten können, denn wir stehen der ganzen geistigen Welt, in der sie geschöpft wurden, viel zu ferne, da wir nicht mehr die Ursprünglichkeit der Menschen von damals aufbringen. Vielfach sind auch die Namen vom Volk nicht mehr verstanden und dann willkürlich umgewandelt worden. Und trotz-

dem können uns die mundartliche Aussprache und die früheren Schreibweisen in vielen Fällen weiterhelfen. Im Folgenden sei zu etlichen Flurnamen

Im Folgenden sei zu etlichen Flurnamen einiges aufgeführt, das sie vielleicht einer Klärung näher bringt, wie es die Schriftleitung in ihren Anmerkungen schon teilweise getan hat.

weise getan hat.

Der beherrschende Punkt der Markung ist der "Heersberg", der auf dem Margrethauser Teil sogar 959 m erreicht, so daß die volkstümliche Deutung mit "höher" nahe liegt. Nun ist aber der "Vordere Heersberg" näher bei Margrethausen und der "Hintere Heersberg" in Richtung Burgfelden. Die Benennung der Reihenfolge muß also auf jeden Fall vom Tal aus vollzogen worden, dürfte vielleicht auch erst späteren Datums sein. Die mundartliche Aussprache ist weiterhin für "höher" ganz anders. Zweifellos hat der Flurnamen "Auf dem Hehr (Heer)" dieselbe Wurzel, dürfte aber kaum mit Höhe etwas zu tun haben, da dieses Geländestück von der alten Michaelskirche gegen die Schalksburg auf 500 m ganze 7 m ansteigt, was kaum ins Auge fällt. Die frühere Schreibweise von "Heersberg" ist ganz verschieden: Am 7. Januar 1372 schenkte Konrad von Wildentierberg dem Kloster Margrethausen den halben Teil der Wiese auf dem südlich an das "Käsental" angrenzenden "Herschberg", daß ihm die Nonnen einen Jahrtag mit Virgilien und Seelenmesse halten, und am 25. August 1487 verkaufte das Kloster das "Käsental" und den "Herensperg" ohne Wälder und Öhmdwiesen an den Amtmann und Meier Richter zu Margrethausen. Einmal ist er auch "Hursberg" geschrieben, was dann Heckenberg bedeuten würde.

und Seelenmesse halten, und am 25. August 1487 verkaufte das Kloster das "Käsental" und den "Herensperg" ohne Wälder und Öhmdwiesen an den Amtmann und Meier Richter zu Margrethausen. Einmal ist er auch "Hursberg" geschrieben, was dann Heckenberg bedeuten würde.

Den Namen "Heerberg" finden wir anderwärts öfter, so bei Truchtelfingen ("am Heerberg") oder an der Straße von Tailfingen nach Onstmettingen ("under dem Herberg"). Hier dürfte die Deutung von Bizer im Tailfinger Heimatbuch als "Berg am Heerweg" (die Landstraße hieß früher Heerweg) richtig sein. Ob eine solche Deutung für den "Heersberg" zutrifft, können wir heute nicht mehr nachweisen. Sicher ist, daß der "Heersberg" das Weideland für Burgfelden war, da fast sämtliche Fluren, deren Namen an Weide erinnern, hier liegen (Trieb, Gemeine Weid, Schafwasen, Sennenbrunnen, Auchten).

Nicht mit der Weidewirtschaft dürfte

Nicht mit der Weidewirtschaft dürfte "Käsen tal" zusammenhängen. Auch diese Flurbezeichnung ist auf den Markungen Tailfingen ("Käsental") und Balingen ("Kästäle") anzutreffen. Der Name "Kästäle" dürfte von dem käsefarbenen, schwefel- und eisenhaltigen Wasser kommen, während sowohl der Name "Käsental" bei Tailfingen als auch bei Margrethausen anderen Ursprungs sein dürfte. Um 1200 wird in einem St. Gallener Gültenverzeichnis ein Hof im Margrethausener Käsental erwähnt. Ein Waltherus de Chaezenthal leistet nach einer Urkunde vom 20. Januar 1252 Zeugenschaft für das Kloster Kirchberg. Um 1350 bezog das Kloster St. Gallen von Margrethausen aus dem "Käsental", das um diese Zeit ganz dem Kloster gehörte, unter anderem 28 Käse als Zins. Die Käsebereitung spielte bekanntlich seit alten Zeiten in dieser Gegend eine große Rolle. Schon Crusius berichtet in seinen Annalis Suevicie 1595, eine Meile von Balingen wohne ein Edelmann, bei dem die bei weitem beste Käse hergestellt werde, Auch Rösler z. B. rühmt 1788 in seiner "Naturgeschichte des Herzogthums Wirtenberg" die Lautlinger Käserei. "Käsental" hängt daher wahrscheinlich mit "Käse" zusammen.

Am 16. August 1356 gab der damalige Kirchherr von Burgfelden, Friedrich, Chorherr zu Augsburg, der aus dem zollernschalksburgschen Hause stammte, zusammen mit seinem Bruder Friedrich dem Alten als Herr von Burgfelden die Erlaubnis, daß der Lichtmeister und Kirchenpfleger

eine Wiese unter "Käsental", welche einerseits an den Käsentaler Bach, andererseits an die Margrethauser Mark stieß, an die Klause zu Margrethausen gegen eine andere Wiese auf "Egwinkel" auf Burgfelder Markung zu vertauschen. Es dürfte sich hier um die sogenannte "Nonnen wiese" handeln, die bis 1803 dem Kloster gehörte. Der "Meierhof" war 1404-im Besitze des Klosters Ottmarsheim im Elsaß, das auch an andern Orten unseres Kreises Besitzungen hatte und in demselben Jahre einen Tausch über Wiesen auf Burgfelder Markung mit dem Kloster Margrethausen vornahm.

dem Kloster Margrethausen vornahm.

Die Flurnamen in der Zusammensetzung mit "Eiche" (Eichacker, Eichhalde) finden wir auf fast sämtlichen umliegenden Markungen. Ein Beweis dafür, daß dieser Baum in früheren Jahrhunderten bei uns allenthalben viel häufiger war. Da die Eiche ein ausgesprochener Lichtbaum ist, finden wir diese Flurnamen stets an den Südabhängen. Wir dürfen uns aber hier selbstverständlich keine Reinbestände an Eichen vorstellen. Noch im 18. Jahrhundert wird von Ebingen berichtet, daß die Eichen das Holz für das Gebälk der Häuser lieferten. Bei dem Rückgang müssen menschliche Einwirkungen im Spiele gewesen sein. Heute ist die Eiche auf der Alb nur noch im Braunen Jura einigermaßen von Bedeutung.

maßen von Bedeutung;
"Ehespach" hängt in unserer Gegend nirgends mit "ehe" = Grenze, sondern mit Eschbach oder Espan zusammen. So finden

wir auf der Markung Engstlatt einen Eschbach (aispach gesprochen), der 1767 ebenfalls "ehespach" geschrieben wurde und wie in Burgfelden ein in Ortsnähe südlich wom Dorf jedem Gemeindeberechtigten zugänglicher Platz war. Damit entfällt auch die Kultstätte "Ahlen", die zudem nach ihrer Lage unmöglich ist, da wir diese Flurbezeichnung an einer der steilsten Stellen des "Heersberg", an einem Nordabhang gegen das "Käsental" finden.

Die Äcker der Markung dürften ursprünglich in der Hauptsache in östlicher und nordöstlicher Richtung vom Dorf gegen den "Eckwinkel" und gegen das "Burgfeld" (Pfeffinger Markung!) gelegen sein (Schenkelacker, Krumme Äcker usw.), während der nördliche Böllat erst später in Kultur genommen wurde (Reutäcker, Waldäcker haben heute noch angrenzenden Wald, Rauhe Äcker vom mhd. ruch = uneben, steinig, von niederem Gebüsch bewachsen). Der "Pfeffinger Böllat" liegt dann auf Pfeffinger Markung. Bei dem Flurnamen "Brandhalde" möchte ich nicht so weit gehen wie K. Müller in seinen Ausführungen, sondern neige vielmehr zu einer Erklärung, wie sie für die häufig im Schwarzwald vorkommenden "Brandhalden", "Brandsteige" usw. gebraucht wird und durch die sogenannte "Reutbergwirtschaft" begründet ist. Auch im Schwarzwald sind diese Halden fast durchweg sonnige Abhänge.

## Der Weg nach dem Süden

Von Michael Waldegg

Wenn uns heute, mitten in einer belebten Großstadt plötzlich Urwelttiere oder Geschöpfe von fremden Welten entgegentreten würden, wenn aus heiterem Himmel die so oft genannten fliegenden Untertassen landen und Marsmenschen mit einem Schlage auf dem Hauptplatz unserer Heimatstadt erschienen, dann könnten die Überraschungen nicht größer sein, als die der römischen Soldaten, denen im Jahre 218 vor Christi in Oberitalien ganz unvermittelt ein fremdes Kriegsheer entgegentrat.

Zwar gab es damls schon seit Jahren Krieg mit den Karthagern, einem stolzen und mächtigen Handelsvolk, aber Karthago lag jenseits des Meeres, in Nordafrika und die Römer, deren Truppen auf einen Entscheidungskampf noch gar nicht vorbereitet waren, erwarteten höchstens einen Angriff von See her. Daß es den Karthagern gelingen könnte, über die schützenden Berge im Norden des Römischen Reiches einen Weg zu finden, hätte niemand vermutet. Gerade darauf aber baute sich der kühne Plan des karthagischen Feldherrn Hannibal auf, der mit seinem ganzen mächtigen Kriegsheer von Spanien aus Südfrankreich durchquerte und auch vor schneegekrönten Alpen, die hier bis 3000 Meter hoch aufragen, nicht zurückschreckte, Keine Wege führten damals in das Gebirge, und selbst die Täler waren kaum bekannt.

waren kaum bekannt.

Dem Schutz dieses mächtigen Bergwalles, der quer durch Europa zieht, vertrauten die Römer so sehr, daß sie dort, im Norden ihres Reiches, nur kleine Truppenabteilungen liegen hatten, denn von hier aus konnte ihrer Meinung nach niemals ein Feind kom-

Als Hannibal mit seiner Heermacht am Fuße der Alpen, die er überqueren wollte, anlangte, stand es nicht gut um seine Leute und um seine Tiere. Die Gewaltmärsche durch Spanien und Frankreich hatten sie arg mitgenommen und als sie sich den gewaltigen Gletschern, Schneewäldern und Schutthalden der wildzerklüfteten Hochalpen gegenüber sahen, waren sie erschrocken und verzweifelt. Aber es gab kein Zurück: Neun Tage hindurch kämpften sie mit den Naturgewalten, dann endlich waren sie auf der Paßhöhe angelangt.

Ob das der Kleine St. Bernhard oder der Col de Traversette war, ist heute noch umstritten. Wenn sie aber gemeint hatten, mit dem Aufstieg das Schwerste geschafft zu haben, so täuschten sie sich! Das eigentliche Abenteuer stand ihnen erst bevor, als sie sich anschickten, auf der Südseite in die Täler hinabzusteigen. Riesige Lawinen wurden von ihnen ausgelöst und rissen Menschen und Tiere in die Tiefe, ganze Schutthalden sausten mit den Kriegern und den Lastenträgern in die Abgründe, Felsen brachen aus und Notbrücken stürzten ein. Die Kälte setzte den aus den warmen Gebieten Afrikas kommenden Menschen arg zu, denn es war schon Oktober, und Hunderte von ihnen blieben erfroren zurück. Von dem stolzen Heer, das an die 60 000 Mann gezählt hatte, erreichten nicht mehr als 25 000 Mann den Südfuß der Alpen. Auch von den mitgeführten Kriegsgeräten war ein sehr großer Teil in den Schluchten und Abgründen der Alpen zugrundegegangen und am schwierigsten war es, die vielen Kriegselefanten des afrikanischen Heeres über die Alpenpässe zu bringen. 37 der großen Rüsseltiere überstanden diese Bergtour. Als sie, an der Spitze des Hannibalschen Heeres, urplötzlich aus den einsamen und die römischen Wachtposten überrannten, noch ehe diese zur Besinnung gekommen waren, war das eine ungeheure Sensation.

Für Hannibal aber hatte sich dieses Unternehmen gelohnt: Im Handumdrehen gewann er die Schlacht am unteren Ticino, jagte die Römer in die Flucht und sicherte sich damit einen so entscheidenden Vorteil, daß er im nächsten Frühjahr seinen Eroberungszug durch ganz Italien fortsetzen konnte.

Aber auch die Römer hatten aus dieser schweren Niederlage etwas gelernt: Die Alpen, die sie bisher für unübersteigbar gehalten hatten, waren doch bezwingbar! Und da die Römer gelehrige Menschen waren, die aus jeder neuen Erfahrung die Nutzanwendung zogen, begannen sie nun selbst, die geheimnisvolle Bergwelt der Alpen zu erkunden und führten schließlich ihre kunstvoll gebauten Straßen an mehreren Stellen über diesen Hochgebirgswall nach

Nordeuropa. Damit aber begann die Geschichte der Alpenüberquerung, die allerschichte der Alpenüberquerung, die allerdings unterbrochen wurde, als das Römische Reich verfiel. Als in den folgenden Jahrhunderten die deutschen Kaiser nach Rom zogen, um sich dort von den Päpsten krönen zu lassen, fanden sie nur noch — ausgenommen die Brennerstraße als wichtigsten Weg Tirols — verfallene Wegreste, eingestürzte Brücken und von der Natur zurückeroberte Wildnis vor. Auf schlechten und schmalen Saumpfaden schlängelten sich ihre Heerzüge durch das Gebirge, und diese Alpenzüge durch das Gebirge, und diese Alpen-übergänge waren kaum weniger gefahrvoll, als es der Zug Hannibals gewesen war.

Als dann das Reich der deutschen Kaiser unterging, verfielen auch diese Saumwege und die restlichen Straßenstücke. Erst die Handelsverbindungen, die im späteren Mit-telalter und am Beginn der Neuzeit zu-stande kamen, führten vereinzelte Kauf-mannszüge wieder in das Hochgebirge. Es mannszüge wieder in das Hochgebirge. Es entstanden nach dem Kuntersweg am Eisack in Südtirol andere neue Straßen, so dle "Strada d'Allemagna", die am Piavefluß aufwärts führt und die Dolomiten bis nach Toblach im Pustertal durchquerte und im 13. Jahrhundert der Weg über den Gotthard-Paß. Die Voraussetzung für die Begehung solcher Wege durch die Kaufleute und durch die Pilger, die nach Rom wallfahrteten, war die Schaffung von Unterkünften auf den Pässen, den sogenannten künften auf den Pässen, den sogenannten Hospizen. Solche Hospize entstanden in rascher Folge auf allen Hochalpenstraßen und wurden von Mönchen betrieben.

Freilich waren das keine "Straßen", wie sie heute bestehen, sondern schmale Wege, auf denen man Tragtiere führen oder auch streckenweise mit kleinen Karren fahren konnte. Als Napoleon auf seinen Kriegszügen kreuz und quer durch Europa zog, gab es erst drei gute Straßen über die deut-schen Alpen: den Semmeringpaß, den Rad-

schen Alpen: den Semmeringpaß, den Rad-städter Tauernpaß und den Brennerpaß. Eine entscheidende Tat in der Geschichte der Alpenüberquerung war der Bau der ersten Eisenbahn über einen Alpenpaß. Es war die Semmeringbahn, die im Jahre 1854 vollendet wurde und die erste durchgehende Querverbindung vom Norden Europas bis an das Adriatische Meer herstellte. Ihr folgte die Brennerbahn. Österreich war der Pionier im Bau der Alpenbahnen.

Hatte man nahezu 2000 Jahre gebraucht, um die Alpen für den menschlichen Ver-kehr zu erschließen, so dauerte es nur noch wenige Jahrzehnte, um sie auch überfliegen zu können. Fast gleichzeitig mit den ersten Alpenflügen entstanden aber auch die ersten modernen Hochalpenstraßen, die von Kraft-fahrzeugen befahren werden können. Da es aber schwierig oder unmöglich ist, sie auch im Winter offenzuhalten, wandte man sich dem Bau von Straßentunnels zu, man will die Alpen durchbohren, um auf diese Art eine schnelle Autoverbindung zu schaffen, die vom Norden Europas ohne jeden Um-weg nach dem Süden führt. Als aussichts-reichstes Projekt dieser Art wird derzeit die Durchbohrung des Monblanc-Massivs zwi-schen Frankreich und Italien vorbereitet; die Untertunnelung des Brennerpasses ist geplant. Nach Fertigstellung des Montblanc-Tunnels wird es möglich sein, daß die Kraft-wagen in Viererreihen durch den taghell beleuchteten Tunnel vom Norden nach dem Süden und vom Süden nach dem Norden rollen können und einen sicheren Winter-weg unter den Gipfeln des schneebedeck-ten Hochgebirges hindurch zur Verfügung haben.

#### Gemeinschaftliches Brotbacken

Von Heinz Raasch, Lautlingen

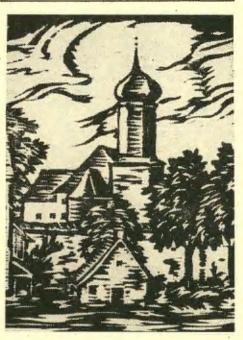
Nach Zerstörung des größten Teiles der Ortschaft Lautlingen im Dreißigjährigen Krieg im Jahre 1647 durch schwedische und französische Landsknechte und dem im folgenden Jahre erfolgten Friedensschluß begann die verarmte, ausgehungerte und demoralisierte Bevölkerung unter ihrem tatkräftigen Pfarrer Gabriel Schweickhardt und dessen Nachfolgern Pater Bonaventura kräftigen Pfarrer Gabriel Schweickhardt und dessen Nachfolgern Pater Bonaventura und Johannes Kienlein das Dorf wieder aufzubauen und die verlotterte Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Um wieder eine Ernährungsgrundlage zu schaffen, schlossen die Dorfbewohner sich zu nachbarlichen Hilfsgemeinschaften zusammen und bearbeiteten und bebauten gemeinsam die Äkker. Noch bis heute hat sich dieser Brauch nachbarlicher Hilfeleistung, besonders in der Erntezeit und bei der Heumahd, erhalten. So bauten sich auch die verschiedenen nachbarlichen Familiengemeinschaften aus Bruchsteinen ihre eigenen Backhäusle zur gemeinsamen Benutzung. Lautlingen besaß etwa ein halbes Dutzend solcher Backhäuschen, von denen sich noch vier bis in die letzten Jahre erhalten haben. Erst nachdem im Ort eine Bäckerei aufgemacht wurde, gab man das Brotbacken in den Backhäuschen nach und nach auf. An die Stelle des 1950 abgebrochenen Backhäuschens an der Ecke Hauptstraße-Mühlengasse wurde von Baumwart Franz Nufer die Heilig-Jahr-Linde genfanzt. Das letzte Backhäusle an Baumwart Franz Nufer die Heilig-Jahr-Linde gepflanzt. Das letzte Backhäusle an der Friedhofsmauer neben der Schmiede wurde von den ursprünglichen Benutzern und Besitzern gemeinsam 1954 niedergelegt. und Besitzern gemeinsam 1954 niedergelegt. Die Beseitigung dieses letzten Zeugen eines alten Volksbrauches löste einen heftigen Meinungsstreit aus, da ein Teil der Bevölkerung dieses Backhaus, das mit dem darüber blühenden Holunderbaum, der alten bemoosten Friedhofsmauer und der dahinter aufragenden Kirche einen der schönsten malerischen Winkel bildete, gerne erhalten

gesehen hätte. Doch da weder die Besitzer noch die Gemeindeverwaltung bereit waren, die Kosten für eine notwendig gewordene Instandsetzung zu übernehmen, siegte wie-der einmal das materialistische Denken über den Schönheitssinn. So mußte dieses anheimelnde Motiv im Dorfbild verschwinden. Gerade dieser malerische Dorfaus-schnitt, der an die gute, alte Zeit erinnert, der schon manchen Künstler zur Nachge-staltung gereizt hat und auf den der Blick fällt, wenn man von Ebingen kommend das Dorf betritt, bildete eine reizvolle Visiten-karte der Ortschaft und hätte in seiner urkarte der Ortschaft und hätte in seiner ursprünglichen Form erhalten zu werden verdient. Handelt es sich hier doch auch um
eine alte, heimatgeschichtlich bedeutsame
Kultstätte. An, dieser Stelle errichteten im
7. Jahrhundert die aus dem Frankenland
kommenden Mönche das Kreuz des Christentums, hier tauften sie mit dem Wasser
des Meßstettertalbaches die ansässigen Alemannen, hier bauten sie eine Kapelle oder ein kleines Kirchlein, das sie Johannes dem ein kleines Kirchlein, das sie Johannes dem Täufer weihten, worauf eine Schenkungsurkunde des Klosters St. Gallen mit dem Vermerk "Lutelinga Ad. S. Joann Bapt. anno 793" hindeutet. Bis zum heutigen Tage noch ist Johannes der Täufer Schutzpatron der Lautlinger Kirche. Nach der Zerstörung der alten Kirche im Dreißigjährigen Kriege konnte erst im Jahre 1670 an derselben Stelle eine neue Kirche erbaut werden. Da die verarmte Gemeinde die Mittel für einen Kirchturm nicht aufbringen konnte, ließ Fürstbischof Johannes Franz von Konstanz aus dem Geschlecht der Schenken von Stauf-Fürstbischof Johannes Franz von Konstanz aus dem Geschlecht der Schenken von Stauf-fenberg 1725 den schönen, jetzt noch vor-handenen Barockturm durch den Baumei-ster Anton Liebhard errichten. Die Turm-spitze trägt ein künstlerisch wertvolles, handgeschmiedetes Kreuz mit der Jahres-zahl 1726. Auch diese Kirche wurde ein Op-fer des Erdsebens vom Jahre 1911. Die fer des Erdbebens vom Jahre 1911. Die

#### Florenz bangt um den Ponte Vecchio

Wohl die bekannteste aller italienischen Brücken, der in drei Bögen den Arno in Florenz überspannende Ponte Vecchio, droht einzustürzen. Sondereinheiten des italienieinzusturzen. Sondereinneiten des italien-schen Pionierkorps sind schon dabei, eiserne Verstrebungen einzubauen. Eine Untersu-chung der "alten Brücke" zeigte, daß ihr auf römischen Fundamenten ruhender Unterbau, der aus drei Bögen besteht, nach 600 Jahren noch keinerlei Alterserscheinungen zeigt. Sorge aber bereitet der Oberbau, der "Vasari-Korridor", jene malerische Passage, an der Läden und sogar Wohnungen wie die Trauben hängen. Das übermäßige Bela-sten des 1560 errichteten Oberbaues durch immer neue Anbauten hat zu einer gefährlichen Schwächung der Brücke geführt.

Baufachleute stellten nun fest, daß der Erbauer des Korridors, Giorgio Vasari, nicht gerade die allerbeste Arbeit geleistet zu haben scheint. Aber er hat ein auch heute oft verwendetes Alibi: ein (natürlich relativ billiges) Festpreisangebot legte ihn fest, und Cosimo I. Medici, in dessen Auftrag die Brücke gebautwurde, drängte auf ihre Vollendung. Die Unvernunft der Ladeninhaber auf dem Ponte Vecchio aber, die immer noch einen Baum und noch eine Kammer noch einen Raum und noch eine Kammer an die Brückenkonstruktion anbauen ließen, an die Brückenkonstruktion anbauen ließen, steigerte die Belastung im Lauf der Jahre derart, daß die ganze Brücke jetzt einzustürzen droht. Nicht ganz unschuldig an der drohenden Gefahr ist auch der zweite Weltkrieg. Die alte Brücke wurde zwar nicht von Bomben getroffen, aber sie explodierten in ihrer unmittelbaren Nähe und trugen damit sicherlich zur Schwächung der Konstituten die Brückenung der Konstituten die Brückenung der Konstituten die Brückenung der Konstituten zur Schwächung der Konstituten zu schwächung zu schwächung zu schwächung zu schwächung zu schwä mit sicherlich zur Schwächung der Konstruktion bei.



Lautlinger Kirche und Backhäusle, ein Holz-schnitt von Heinz Raasch

jetzige Kirche, die wertvolle Schätze kirch-licher Kunst birgt, wurde 1913 erbaut. Auch der würdige, liebevoll gepflegte Friedhof reicht noch bis ins 7. Jahrhundert

So weiß diese denkwürdige Kultstätte mit dem Backhäusle, dem Friedhof und der Kirche zu berichten von dem Werden, Wir-ken und Vergehen der Menschen unseres Heimatdorfes in 1200 Jahren Geschichte.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Eblinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Freitag, 26. April 1957

Nummer 4

## Auf dem Großen Heuberg

Von Hans Müller

Wer aus einem Kaufladen etwas haben möchte, der geht hinein. Er bleibt nicht vor dem Schaufenster stehen.

Das Donautal von Fridingen bis Sigmaringen ist das Schaufenster des Großen Heubergs. Viele Menschen fahren daran vorbei. Manche fahren sogar langsam daran vorbei. Wenige bleiben stehen, steigen aus und lassen ihr Kind, das ja noch ein natür-liches Wesen ist, vier bis fünf Meter am Hang klettern. Wer auf gepflegten Wander-wegen über die Aussichtsfelsen wandert, gewegen über die Aussichtsfelsen wandert, gehört meist zu einem Wanderverein. Wenn aber einer durch die wilden Talschluchten zu den stillen Höhen empordringt und oben einen der seltsamsten Landstriche Deutschlands antrifft, so ist er Geologe oder Botaniker und gilt als Sonderling. Von guten Herzen wird er ein ganz klein wenig bemitleidet. Denn er macht sich Gedanken. Und die bringt er mit nach Hause, wo er an ihnen weiterspinnt. Dabei helfen ihm die Bücher bedeutender Männer — seltsamerweise! nen weiterspinnt. Dabei helfen ihm die Bücher bedeutender Männer—seltsamerweise! Außer den Gedanken bringt er auch Pflanzen mit oder Steine oder Bilder (innerliche und "richtige"); denn er ist nicht nur am Schaufenster vorbeigefahren. Er hat sich sogar für den Winter mit Eindrücken und Beobachtungen eingedeckt.

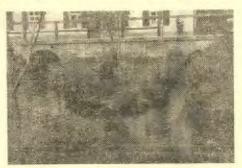
Beobachtungen eingedeckt.

Bis in die Träume hinein läßt ihn die Donau nicht los. Trotz ihres ungeheuren Alters ist sie noch immer eine Schönheit. Still kommt ihr die Bära und schmutzig die Schmeie entgegen. Zwischen den Mündungen der beiden Flüßchen verbinden sich der Donau, allein auf der linken Heubergseite, noch ein vollen Dutzend Täleben. Donau, allein auf der linken Heubergseite, noch ein volles Dutzend Täler und Tälchen. Unten zwängen sie sich mit übersteilen Hängen durch die trotzigen Riffe, die stellenweise einhundertfünfzig Meter über dem engen Talgrund thronen. Oben laufen alle diese Täler in sehr flache Einmuldungen aus, die man 15 km weit — bis zu den Kühbuchen oder zum Bluttenhagfels oberhalb Ebingen, verfolgen kann. Und dennoch führen diese langen Talstrecken der Donau keinen einzigen Tropfen Wasser zu! Der Große Heuberg ist ein strenger Haushalter. Er gibt nur seinen beiden Alteren, der Bära und der Schmiecha eine Kleinigkeit. Die andern gehen leer aus. Alles wird unterirdisch gespart und heimlich der Donau zugesteckt. Das geschieht in reichlichen Gaben zwischen Beuron und Langenbrunn (Kleinschmiede-Das geschieht in reichlichen Gaben zwischen Beuron und Langenbrunn (Kleinschmiedebrunnen, Großschmiedebrunnen), unterhalb Langenbrunn, bei Hausen im Tal, bei Neidingen, ganz bedeutend an der Unterneidinger Mühle (gleich ein doppelter Bach), dann bei Tiergartenhof (Bröller), zwischen Gutenstein und Dietfurt. Alle diese Quellspenden gibt der Heuberg rasch und reichlich. den gibt der Heuberg rasch und reichlich. Noch rascher steckt sie — nach Frauen-weise — die Donau zu sich, für ihren Wasserhaushalt. Manche erblicken das Licht überhaupt nicht erst, sondern drängen von unten her durch dicke Kieslager der Talsohle ins Grundwasser. Die Donau kann das alles sehr gut brauchen, weil sie der Rhein, dieser weinselige Lebemann, zwischen Möh-ringen und Fridingen, wo sie sich ihm nur ein klein wenig näherte, unglaublich be-stohlen hat. Nur eine einzige Wasserspende

steckt sie nicht gleich ein, den Großschmiedebach. Den läßt sie bis Langenbrunn, zwei Kilometer weit, selbstgefällig neben sich herfließen. Bei aller Sparsamkeit will sie — auch nach Frauenweise — doch auch ein bißchen mit ihrem Söhnchen renommieren. Wir wollen es ihr gönnen, denn sie hat auf Wir wollen es ihr gönnen, denn sie hat auf der gesamten Strecke von Fridingen bis nach Sigmaringen eine harte Plackerei, bis sie sich durch die Quadratschädel der Alb hindurchgearbeitet hat. Und dabei gibt sie gerade in diesem Abschnitt noch reichliche Abgaben an die Menschen: an die Wasserversorgung Großer Heuberg rechts der Donau, die Wasserversorgung Großer Heuberg links der Donau und an die neue Hohenberggruppe, an der allein 50 Ortschaften zehren sollen. Dazu kommt noch so mancher örtliche Einzelbedarf. Der Burg und dem Gut Werenwaag z. B. muß der Wasser-

cher örtliche Einzelbedarf. Der Burg und dem Gut Werenwaag z. B. muß der Wasserbedarf mit Wasserkraft hinaufgehoben werden auf die luftige Höhe.

Wie sieht nun das Sparsystem dieses Kernstücks der Südwestalb aus? Um das zu studieren, müssen wir auf die Höhen hinaufklettern. Es darf ruhig ein kräftiger Regen fallen. Wenn überhaupt, so sehen wir das Niederschlagswasser nur sehr kurze Strecken fließen. Es verschwindet sehr rasch "unter der Hand". Die dünne Bodendecke mit dem Pflanzenwuchs darauf hält geschwind ihren unbedingten Bedarf fest. Damit muß sie auskommen, denn oberirdisch kommt nicht mehr nachgeflossen, und von unter her steigt auch nichts mehr empor unter her steigt auch nichts mehr empor wie in anderen Gegenden, weder durch Ka-pillarität, noch hydrostatisch durch Kluft-spalten, noch als Grundwasser. Der Heu-berg hat keinen Grundwasserspiegel. Das ser liegt sehr tief im Untergrund und



Karstquelle an der Unterneidinger Mühle

heißt Karstwasserspiegel. Durch Risse, Klüfte und Spalten läßt der Jurakalk das Wasser "fallen". Dies geschieht in weiten, flachen Mulden, in kilometerlangen, abflußnachen Mulden, in kriometeriangen, abnus-losen Senken, in kreisrunden, tiefen Doli-nen. Man kann diese Depressionen kaum zählen. Sie machen das ganze Gelände höchst unübersichtlich. Sie verwirren den Wanderer und das Militär, das leider auch Wanderer und das Mintar, das leider auch da ist. Es gibt hier keine eindeutige Wasser-scheide, und an die Stelle der Abflußrich-tungen nach allen vier Winden, die nur noch an den Rändern des Heubergs vorhanden sind, tritt eine ganz neue: der Abfluß senkrecht oder steil nach unten. Das schwer zu

deutende Netz der Trockentäler an der Oberfläche hat sein rieselndes, ziehendes, strömendes, stagnierendes und wohl auch einmal rauschendes Gegenstück in großer Tiefe. Da schlängeln sich die Rinnsale nicht nur hin und her, sie stürzen auch in tiefere Stockwerke hinab, ja in solchen allseitig umschlossenen Kluftsystemen kann "durch den Druck der Wassersäule in kommunizierenden Röhren" das Wasser auch einmal — bergauf fließen.

Wer hat aber dem Wasser dieses unterirdische Labyrinth ins Gestein gehauen? Das hat es selber getan. Sein Meißel ist eine Spur einer leichten Säure, und sein Hammer ist die Zeit. Das geht "ganz einfach" nach der Formel

CaCO<sub>3</sub> plus CO<sub>2</sub> plus H<sub>2</sub>O ← Ca (HCO<sub>2</sub>)<sub>2</sub> kohlen-saurer Kalk Kohlen-dioxyd Wasser

Diese Formel hat vor Jahrzehnten der Mensch erfunden. Die Natur wendet sie seit Jahrmillionen an! Sie bedeutet:

Jahrmillionen an! Sie bedeutet:
Das fast reine Aqua destillata, das vom
Himmel fällt, belädt sich in Bodennähe mit
etwas Kohlendioxyd CO<sub>2</sub>, das zusammen
mit dem Wasser H<sub>2</sub>O die nicht beständige
Kohlensäure H<sub>2</sub>CO<sub>3</sub> gibt. Kohlendioxyd atmet der Mensch, das Tier und — unser
Ofen aus, es bildet sich auch an den Wurzelspitzen der Pflanzen, beim Verfaulen, Verspitzen der Pflanzen, beim Verfaulen, Vermodern, Verwesen und Gären. Es kann auch aus Erdspalten aufsteigen. Wenige Milligramm im Liter genügen, um den Jurakalk anzufressen, wenn nur genügend Zeit ist. Für die innerliche Zernagung der Alb, die Verkarstung, nehmen wir mehrere Millionen Jahre an. Der kohlensaure unlösliche Kalk wird vom CO<sub>2</sub> in doppelt kohlensauren verwandelt (Formel), der sich im Wasser löst, am meisten unter Druck und bei kühler Temperatur, was unter der Erde beides zutrifft. 1 Liter reines Wasser löst 14 mg Kalk; 1 Liter Regenwasser mit CO<sub>2</sub> löst 60 des zutrifft. 1 Liter reines Wasser löst 14 mg Kalk; 1 Liter Regenwasser mit CO<sub>2</sub> löst 60 mg Kalk; 1 Liter bei Sättigung mit CO<sub>2</sub> löst 1 g Kalk; 1 Liter löst unter Druck bis zu 3 g Kalk. Auch in der kühl gehaltenen, verschlossenen Sprudelflasche ist viel CO<sub>2</sub> gelöst und könnte evtl. Kalk "binden". Die Kalkhaltigkeit oder Karbonathärte (hauptsächlich Ca (HCO<sub>3</sub>)<sub>2</sub> mit wenig anderen Karbonaten) ergibt "hartes" Wasser. Am Großschmiedebrunnen sind es 14,3° deutscher Härtemessung, davon 12,7° Karbonathärte und nur 1,6° bleibende Härte, z. B. Gips, der mit ins Meer genommen wird oder sich bei starkem Eindampfen ausscheidet. Hartes Wasser ist ein Seifenfresser. Aber die Kalkhärte ist die vorübergehende Härte. In den Kochtöpfen bildet sich ein weißer Rand. Auf abgekochtem, erkaltetem Albwasser den Kochtöpfen bildet sich ein weißer Rand. Auf abgekochtem, erkaltetem Albwasser sehen wir ein hauchdünnes, graues Häutchen. Der Tee, den wir trinken, ist somit "weich". Die Formel hat sich umgekehrt. Durch die Erwärmung konnte das Wasser sein CO2 und dieses wieder den doppelt kohlensauren Kalk nicht mehr festhalten. Er hat sich in einfachen Kalk CaCO3 zurückverwandelt und wird als unlöslich ausgefällt. Im Freien geschieht dies am stärksten bei Quellen. Es wachsen die schönen Tuffpolster, besonders wenn Moose mitwirken. Die Luft ist im Freien meist wärmer als im Bergesinnern, und der lastende Druck, der in den Klüften bestand, ist auch weg. Man denke an das Öffnen der Sprudelflasche. Beim Eingießen geht noch mehr CO2 verloren, und lassen wir das Glas offen in der Wärme stehen, so wird das Getränk nach kurzer Zeit "fad". Dem entspricht in der Natur das Versprühen der Tropfen bei Wasserfällen und die Erwärmung stehender Gewässer.

Somit ist die ganze Verkarstung ein großes Stück Chemie. Es bewirkt, daß ein Bewässerungsnetz, das einmal an der Oberfläche war, nun in die Tiefe verlegt worden fläche war, nun in die Tiefe verlegt worden ist, wo nichts verdunsten kann, also sogar Wasser gespart wird. Wir erfahren vom Karst- oder Höhlenwasser nicht nur durch die Höhlenforschung und die Betrachtung der Karstquellen, auch durch das Anschauen der Erdoberfläche über dem Höhlengewirr. An Talsohle und Hang, sogar Prallhang und Gleithang, erkennen wir sehr leicht die vielen Trockentäler. Oft hat der ehemalige Fluß oder Bach Geröll, Kies, Sand oder Ton angeschwemmt. Das liegt noch da Man sieht vielen Trockentäler. Oft hat der ehemalige Fluß oder Bach Geröll, Kies, Sand oder Ton angeschwemmt. Das liegt noch da. Man sieht es, wenn geackert oder gegraben wird. An vielen Stellen ist die Bodendecke über Höhlen eingebrochen. Dolinen, runde, trichterförmige Erdfälle, sind entstanden. Im jugoslawischen Karst sind sie oft so groß, daß eine ganze Dorfflur darin Platz findet. Bei uns haben sie bis zu 20 Meter Durchmesser. Auf dem Heuberg überwiegen jedoch großflächige Einbrüche bis zu 2 km Länge und mit sehr verschiedenem Grundriß. In den Dolinen und Senken sammelt sich zunächst der "Rückstandslehm", das heißt: wenn 100 m Kalkstein vom Wasser aufgelöst und mitgenommen worden sind, bleiben etwa 1 bis 5 m wasserunlöslicher Ton (Al<sub>2</sub>O<sub>3</sub>. 2 SiO<sub>2</sub>) übrig. Dieser aus Aluminium und Kiesel bestehende Ton gibt, mit Dolomitsand vermengt, den Lehm, der die Senken auskleidet, bis auch er mit in die Tiefe gezogen wird, wo er als Höhlenlehm liegenbleibt. Unser Dolomit ist eine Magnesium - Calzium-Verbindung nach der Formel MgCa (CO<sub>3</sub>) und entstand im Jurameer in der Hauptsache aus den Rückständen riesiger Tierkolonien. Er baut die widerständigen Riffelsen auf und verwittert nur sehr langsam. Dabei fühlt er sich sandig an. Diesen organogenen oder Massenkalk sehen wir Riffelsen auf und verwittert nur sehr langsam. Dabei fühlt er sich sandig an. Diesen organogenen oder Massenkalk sehen wir in den Tälern oft gefährlich unterwaschen und doch noch aufrecht, sogar Ruinen tragend. Auch bilden sich gern flachgewölbte Kessel, die man noch nicht recht als Höhlen ansprechen kann. Überall beseitigt das Wasser zuerst die meist gebenkten Kalke die ansprechen kann. Überall beseitigt das Wasser zuerst die meist gebankten Kalke, die im Jurameer durch das Niederrieseln von ausgefälltem Kalk entstanden sind. Manchmal "wächst" sogar in einer Doline auf diese Weise ein Fels oder in einer Senke ein kleiner Berg hervor. Die Verschiedenartigkeit des Kalkgesteins bietet der Verkarstung die Angriffspunkte und endet in einer Vielgestaltigkeit der Oberfläche und auch der Höhlen, die sich bis zur Unübersichtlichkeit auswächst. (Der innerlich fast unanker keit auswächst. (Der innerlich fast unan-greifbare Granit oder Gneis des Schwarzwaldes ergibt ganz andersartige Landschaftsformen).

Wandern wir im Donautal, so fallen uns von Scheer bis Gutenstein und weiterhin vereinzelt große Rutschen eines kleinstückigen, scharfkantigen Gruses auf. Es sind zerrüttete "Hangende Bankkalke" und tonreiche, speckig-glatte Plattenkalke, teils auch graue Zementmergel, kurz: oberster Weißjura. Dann haben wir bis nahe Mühlheim an der Donau dicke, grobe Bänke zwischen dem Riffkalkdolomit, und das Hanggeröll ist sehr verschieden nach Größe und Form. Endlich geht bei Tuttlingen alles in schöngeschichtete, gelbgraue Bänkchen über, die kaum 50 m über der hier sehr breiten Talsohle überall Verebnungen zu bilden versuchen. Wir sind im Unteren Weißjura angekommen. Der Weg talauf hat uns also in immer tiefere Juraschichten geführt. Daraus ergibt sich, daß die ganze Schichtenlagerung geneigt ist. Ihr sogenanntes Ein-

fallen, also auch ihr Untertauchen unter die Erdoberfläche, ist schräger als das Gefälle der Donau. Wir können auch das Tal der Schmeie hinaufgehen: Da durchschreiten wir die Schichtungen sogar noch rascher und kommen schon bei Ebingen auf die allerunterste Lage des Weißjura, die Impressamergel. Ergebnis: Die ganze Albtafel fällt gegen SO ab. Das gibt uns einen Hinweis auf das Abfließen des Karstwassers zur Donau! Die Ebinger Berge, obwohl sie bis zu 950 m hoch sind, erreichen nur den mittleren Jura, der alsbald untertaucht bzw. vom oberen Jura überdeckt wird, was wiederum für die Wasserführung von Bedeutung ist. Natürlich lagen fast überall einst die höchsten Schichten; aber sie sind von der Erosion beseitigt worden, wo sie durch die Kippung der Alb am weitesten herausragten. Die beiden Bäraflüßchen, die bis hinauf nach Tieringen bzw. Gosheim den gesamten Weißjura durchsägen und damit ein Stück der Alb vom Gesamtblock abgetrennt haben, bleiben bis Bärental nahezu immer im untersten Weißjura. Sie haben sich nach Richtung und Gefälle dem Schichtenfallen angeglichen. Das ergibt einheit

liche, fast ein wenig "langweilige" Täler und viele Quellen im Impressamergel, die Grundlage der seitherigen Wasserversorgung. Die Fortsetzung des Heubergs südlich der Donau ergibt nur kürzere Seitentäler. Die Schichten fallen von der Donau wegwärts und haben zum Abwandern des Donauwassers in den Hochrhein geführt. Erst von Fridingen abwärts wird dies besser, weil die tertiäre Schwelle Oberschwabens einen Riegel vorschiebt. Eine Sonderstellung in unserer Heuberg – Umrahmung nimmt die Eyach ein. Sie ist bei Ebingen durch das Riedbachtal mit dem Schmiechatal paßartig in Verbindung. Als Neckar-Nebenfluß hat sie ein viel größeres Gefäll als die andern, und somit durchschneidet sie schon ab Lautlingen den Braunen und ab Frommern den Schwarzen Jura; bei Balingen ritzt sie bereits den Keuper an. Dadurch wird gewissermaßen ein ganzes Stück Albvorland in den Albkörper hereingeschoben.

Nun betrachten wir in der Umrahmung durch die beschriebenen vier Flüsse die eigenartigen, beinahe weltentrückten Trokkentäler des Großen Heubergs.



Das erste Trockentalsystem östlich der Bära sei als Typus genauer beschrieben. Es heißt ganz unten Finstertal. Dieses Tal ist am leichtesten zugänglich, aber wir müssen uns auf eine vierstündige Wanderung einrichten. Unweit des Großschmiedebrunnens, wo beim Weiler Langenbrunn der Donauspiegel 600 m NN hat, beginnt es. Dicht bewaldet, sehr tief, unten mit hohen Felsen, dann mit steilen Wänden. Die Felsriffe richten die Steilheit bis zur Vertikale auf oder hängen sogar über. Links wissen wir

184 m höher den Eichfelsen und rechts 183 m höher die Burg Werenwaag. Der Weg ist sehr einsam; das Tal hat hier auf 1,5 km 169 m Steigung, das sind 11,3 Prozent. Bei sehr starken Regengüssen entsteht ein Sturzbach, der das Tal weiter eintieft und nach oben hin in den Albkörper immer weiter einfräst. Das Finstertal ist ein "junges" Tal. Seine Sohle ist noch nicht verbreitert, seine Taloberkante noch nicht abgerundet, für die Entstehung von Seitentälchen war noch wenig Zeit. Fortsetzung folgt.

## Schützt die seltenen Pflanzen unserer Berge

Kleinode unserer Bergflo ra / Von Fritz Scheerer

Auf unseren heimatlichen Bergen er-scheint alljährlich eine Blumenwelt voller Schönheit und Eigenart. Am Scheitel und an den Flanken der altersgrauen, weiß-schimmernden Felsen mit ihren Ritzen und Spalten, auf den kurzrasigen Bergmatten und in dem niedrigen Zwergstrauchgestrüpp leuchtet ein Stück jungfräulicher Natur in den prächtigsten Farben. Seltene Pflanzen-kleinodien bergen die Klüfte dieser jäh ab-stürzenden Felsenschroffen. Bei uns werden sie zwar nur zerstreut gefunden, im Hoch-gebirge aber erblühen sie im Alpenfrühling vor dem Hintergrund der Schneeberge un-ter dem Himmelsblau in überaus reicher Fülle und wundersamer Farbenschönheit, um während der kurzen Sommerzeit im Blühen und Fruchten den Sinn ihres Da-seins zu erfüllen und neue Lebensstoffe für des nächtte. Inhar zu sammeln. Im Cohirge das nächste Jahr zu sammeln. Im Gebirge lastet zwei Drittel des Jahres schwerer Schnee auf ihnen und heulen eisige Bergwinde um ihre Standorte. Hier liegen ihre Hauptverbreitungsgebiete oder ihre Hauptverbreitungsgebiete oder

Nun sind aber unsere Gebirgspflanzen von ihrem alpinen Hauptwohngebiet teilweise über 100 km getrennt. In Oberschwaben sind sie nirgends zu finden. Erst wenn wir sind sie nirgends zu finden. Erst wenn wir im Hochgebirge die Baumgrenze überschrit-ten haben, sind wir in ihrem Hauptareal. Keine von ihnen verläßt freiwillig die Berg-heimat und steigt in die Ebene hinab. Es ergeben sich daher für uns zwei Fragen: Erstens um welche eigenartigen Pflanzen auf unseren Bergen handelt es sich? (es sol-len nur solche in Betracht kommen die in len nur solche in Betracht kommen, die in unserer engeren Heimat vorkommen) und zweitens wie ist die große Lücke zwischen dem Hauptareal und den zerstreuten Teil-arealen zu erklären?

Zum zweiten Problem, dem Vorkommen, wären zwei Deutungen möglich, da diese Pflanzen nach ihren Lebensansprüchen und den klimatischen Hindernissen die gewaltigen Lücken nicht überspringen können: Entweder sind die Standorte auf unseren Bergen einmal in lückenlosem Zusammen-hang mit dem heutigen Hauptwohngebiet gestanden und sind erst später davon ge-trennt worden, oder aber unsere Heimat ist selbst einmal Hauptareal mit gleichen Lebensbedingungen gewesen.

Bevor wir diese beiden Denkmöglichkeiten näher beleuchten, müssen wir noch eine andere ganz seltsame Pflanzengesellschaft unserer Heimat an den sonnigen Steilhän-gen und den schmalen Simsen der in der Sonne gleißenden Weißjurafelsen betrach-ten, die sich fremdartig vom Muster des vertrauten Pflanzenkleides in Wiese und Wald abhebt. Struppig und borstig oder zu Pol-stern geformt, oft mit graufilzigen Blättern und silbern schimmerndem Haarpelz, um-schwirrt von farbenbunten Insekten des Südens hat sich auf den flimmernden Wänden eine eigenartige Gesellschaft zusammenge-funden. "Sie besteht immer aus einem bunfunden. "Sie besteht immer aus einem bunten Gemisch von Hochstauden, niederen Kräutern, Halmgewächsen, Moosen und Flechten mit spärlich eingestreuten Sträuchern und oft auch einzelnen krüppelwüchsigen Bäumen, wobei der Pflanzenwuchs den Boden niemals vollständig bedeckt. Da und dort schaut das nackte Erdreich oder das Felsengestein hervort niemals kommt. das Felsengestein hervor; niemals kommt es zu einem geschlossenen Rasen (Grad-mann im "Pflanzenleben der Schwäbischen Alb"). Das Ganze ist aber mit leuchtenden Blumen übersät.

Je weiter wir an der Donau nach Osten wandern und uns den Lößgebieten Nieder-österreichs nähern oder uns in das Mittelmeergebiet begeben, um so mehr häufen sich diese Pflanzen. Ihre größte Verbreitung erreichen sie in den weiten Steppengebieten Südrußlands nördlich des Schwarzen und

Kaspischen Meeres. Viele von ihnen weisen auf unseren Bergen, wie die Hochgebirgs-pflanzen, ein merkwürdig zersprengtes Vor-kommen auf, ja die Mehrzahl von ihnen ge-hört zu den seltenen Pflanzen, und bei manchen sind die einzelnen Standorte durch geradezu ungeheure Zwischenräume getrennt. radezu ungeheure Zwischenräume getrennt. Wieder ergeben sich dieselben Fragen: Wie sind die kleinen Teilareale unserer Berge bei ihrer weiten Entfernung von den zugehörenden Florengebieten entstanden? Weshalb stehen diese seltenen Trockenpflanzen immer nur an einem bestimmten Ort und meist in geselligem Verband? Zur Beantwortung der letzteren Frage sei gleich vorweggenommen, daß wir dem Unverstand und der Habgier so mancher "Pflanzenvorweggenommen, daß wir dem Unverstand und der Habgier so mancher "Pflanzen-freunde" nicht Wege zur Betätigung weisen wollen. Jede genaue Angabe von Stand-orten seltener Pflanzen wird daher vermie-den; die Ortsbestimmung wird so gehalten, als nur unbedingt nötig erscheint. Wir möchten nicht, daß diese pflanzlichen Wahr-zeichen, denn um solche handelt es ich, was im folgenden bewiesen werden soll mit unim folgenden bewiesen werden soll, mit un-serem Geschlecht verloren gehen. Vielmehr soll das Verständnis für ihre Bedeutung als unersetzliche Dokumente geweckt werden.

#### Die Hochgebirgspflanzen unserer Berge

Es gibt kaum ein Lebewesen, das so innig mit dem Boden und dem Standortklima verwurzelt ist, wie die Pflanze. Jedem Hoch-gebirgsfreund ist der scharfe landschaftliche Gegensatz zwischen den kristallinen Zen-tralalpen und den Kalkalpen bekannt, der sich auch ganz besonders in der Pflanzen-welt ausprägt. Gerade die nördlichen Kalk-alpen zeigen in musterhafter Klarheit die Höhengliederung der Pflanzendecke. Bei rund 1900 m Höhe läßt sich kein Baum, kein Strauch mehr blicken; nur kurzrasige mit Tausenden der herrlichsten Blüten übersäte Bergmatten breiten sich aus, die sich weiter nach oben in einzelne Polster und Blu-menkissen auflösen; auch aus den Spalten

und Trümmern des Felsgesteins sprießt noch eine herrliche Pflanzenwelt mit über-aus zarten Formen. Hier entdecken wir eine ganze Reihe von Pflanzen unserer Berge. Meist sind es Felspflanzen, die auffallend zierlich gebaut und deren Blütenstengel ar. Grunde von dichten Blattrosetten umgeben sind.

In unserer Heimat schmückt eine ganze Anzahl dieser echt alpinen Vertreter die aus Anzahl dieser echt alpinen Vertreter die aus dem Wäldermeer hochragenden Felsen. Von deren Wänden winkt der Traubensteinbrech und die zierliche Felsenhungerblume (Draba aizoides). Etwas seltener ist das niedrige Felsenhabichtskraut (Hieracium humile). Die Zwergglockenblume und der Bergblasen- oder Alpenfarn lieben mehr den schattigen Fuß der Felsen, während die Augenwurz (Athamanta cretensis), einer der edelsten und seltensten Vertreter, wieder auf dem äußersten Felsrand über dem Abgenate von der dem Abgenate von der dem außersten Felsrand über dem Abgenate von der dem Abgenate von dem Abgenate von der dem Abgenate von der dem Abgenate von der dem Abgenate von der dem Abgenate von dem Abgenate auf dem äußersten Felsrand über dem Absturz wurzelt.

Unter den alpinen Mattenpflanzen unserer Berge finden wir üppigere Gestalten, so das wundervolle Berghähnlein (Anemone narzissiflora) und sein Begleiter, das Reichblättrige Läusekraut (Pedicularis foliosa), den zwiebeltragenden Knöterich, das Kugelknabenkraut und den Berghahnenfuß. Hiezu gesellen sich eine Reihe "alpenländischer Bergpflanzen", die ihre Verbreitung in tieferen Lagen des Alpengebietes haben: der Dreiflügelige Baldrian, die edle Felsenbirne, die stolze Bergdistel, der Gelbe Enzian, der Frühlingsenzian, die Trollblume, zian, der Frühlingsenzian, die Trollblume, das Alpenmaßlieb und die Bärwurz.

Alle weisen auch bei uns wie im Hochgebirge entsprechende Standorte auf. Un-sere Berge mit ihren 900 bis 1000 m Höhe, dem regen- und schneereichen Klima haben vieles mit ihrem hochalpinen Lebensraum gemeinsam. Auch bei uns sind sie großen Temperaturunterschieden und austrocknen-den Winden ausgesetzt. Wie im Alpengebiet steigen sie gelegentlich etwas tiefer herab. Ihr weit versprengtes Vorkommen ist aber die Einwanderungsgeschichte nicht verständlich.

(Fortsetzung folgt)

## Die Entwicklung der abendländischen Orgelbaukunst im Spiegel der Geschichte unserer Stadtkirchen-Orgel

Von Gerhard Rehm

(Schluß)

In den Jahren 1913/14 wurde bekanntlich eine gründliche Innenrenovation der Stadt-kirche durchgeführt, bei der auch noch die fehlenden Gewölbe im Mittelschiff der Kirche eingebaut wurden. Im Zuge des da-maligen üblichen Geschmackes wollte man das Orgelgehäuse und den Kanzeldeckel aus dem Raume entfernen und durch neugotidem Raume entfernen und durch neugotische Schnitzereien ersetzen. Es ist heute als ein überaus glücklicher Umstand zu verzeichnen, daß der damalige Dekan Meißner mit dem kunstverständigen kath. Pfarrer Pfeffer von Lautlingen befreundet war, denn gerade Pfarrer Pfeffer kämpfte mit aller Kraft für die Erhaltung dieser beiden Kunstverke. So geleng es ihm und Dekan Kunstwerke. So gelang es ihm und Dekan Meißner zu guter Letzt doch noch, den Kirchengemeinderat von der Richtigkeit dieser Anschauung zu überzeugen und Kanzel und Orgelprospekt blieben erhalten. Eine ganz erstaunlich weitschauende Einstellung, der wir die heutige einheitliche künstlerische Gestaltung unserer Stadtkirche verdanken.

So wurde also 1914 in das Barockgehäuse eine neue zweimanualige Orgel mit 31 Registern und pneumatischer Traktur eingebaut. Gegenüber der Orgel von 1767 sind das 9 Register mehr. Man war sicher auf dieses Werk damals stolz und freute sich an ihm. Wir heutigen dagegen bezeichnen den Klang dieser Orgel als dick und schreiend! Zum

Glück — so sagen wir heute — wurden zu jener Zeit keine Hochdruckregister eingebaut, so daß der Gesamtklang noch erträg-lich blieb.

Mancher Leser wird sich fragen, wann diese Wandlung des Klangempfindens ein-gesetzt hat. Als ungefähren Zeitpunkt kann man die Jahre nach dem 1. Weltkrieg dafür ansetzen. Es ist die Zeit der "Jugendbewegung". Die "Singbewegung" entstand! Sie entdeckte eine Fülfe der herrlichsten Werke in der alten Musik, die die Forscher im 19. Jahrhundert zusammengetragen hatten. Ein Johann Sebastian Bach wurde neu entdeckt für die deutsche Öffentlichkeit. Auch in Ba-lingen! Damals begegnete man diesem Meister mit den gleichen Argumenten, die man ster mit den gleichen Argumenten, die man heute gegen die Moderne ins Feld führt, wie noch aus Presseberichten aus den Jahren 1923 — 1926 zu ersehen ist. Man glaubt das heute kaum mehr! Den Anstoß zur Orgelreform gaben z. B. Männer wie Albert Schweitzer, die die alten Orgeln im Elsaß und in Oberschwaben entdeckten mit ihrem Leucktonden und dech weichen Klang. Alle leuchtenden und doch weichen Klang. Alle diese Orgeln stehen in industriearmen Gegenden, die in dieser Zeit vor dem 1. Welt-krieg noch nicht so wohlhabend waren, um ihre alten "Kästen" — wie man damals sagte — hinauswerfen zu können. Wie alle Erkenntnisse Zeit brauchen, um für die Praxis Früchte zu tragen, so war es auch im Orgelbau, Erst nach 1930 konnte man die

ersten Auswirkungen der "Orgelbewegung" in der Orgelbaukunst beobachten. An unse-rem Beispiel der Balinger Stadtkirchenorgel zeigt sich das in zwei kleineren Register-umbauten in den Jahren 1934 und 1942. Es wurde versucht, den grundtönigen Klang des Instrumentes aufzuhellen. Eine gewisse Besserung konnte erzielt werden, freilich genügten 5 Register nicht, um den Charak-

genügten 5 Register nicht, um den Charakter der Orgel zu verändern.
Der 2. Weltkrieg verschonte gnädig unsere Stadtkirche vor aller Verwüstung. Um Haaresbreite hätte es allerdings bei den Bombenangriffen auf Balingen im April 1945 auch anders gehen können. In den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg erkannte nun der damalige Organist der Stadtkirche, Kirchenmusikdirektor Hermann Rehm, die Gunst der Stunde für einen grundlegenden Umbau. Der Umbau konnte von der finan-Umbau. Der Umbau konnte von der finan-ziellen Seite her gesehen ruhig begonnen werden. Aber für den Orgelbau werden werden. Aber für den Ofgenbad werden hochwertige Metalle benötigt und diese bekam man wie alle andern Dinge vor der Währungsreform nur durch "Kompensation". Ein Wort, das damals allgemein bestien der kannt war. Die Möglichkeit zum Beginn des Umbaues war daher erst realisierbar, als sich einige Balinger Fabrikanten zu großzügigen Materialspenden bereiterklärten. In dem Augenblick, als die meisten Pfeifen der dem Augenblick, als die meisten Pfeiren der alten Orgel ausgebaut und weggeschickt waren, kam die Währungsreform. Dadurch geriet nun die Orgelbauanstalt Link in Giengen in Schwierigkeiten, weil sie den Umbau der Orgel wohl angefangen hatte, aber noch keine Teile fertiggestellt waren und sie nun auch keinen Kapitalfond mehr beraß Die Fy Kirchen gemeinde konnte verbesaß. Die Ev. Kirchengemeinde konnte ver-ständlicherweise auch keine so großen Sum-men herzaubern, um gleich bezahlen zu könmen herzaubern, um gleich bezahlen zu können. Man hat aber die Nerven nicht verloren und beschlossen, die Orgel trotzdem, wenn auch mit einigen Einsparungen, weiterzubauen. Die Orgelbauanstalt war froh, daß der Auftrag nicht annulliert wurde, denn sie hätte ja die angefangenen Teile nirgends mehr verwenden können, da der Orgelbau inzwischen vom Serienbau völlig abgerückt ist, und stiftete nun auch noch zwei der eingesparten Register. Hermann Rehm hat keine Mühe gescheut und in den ersten Septemberwochen des Jahres 1948 bei Balinger Gemeindegliedern viele Besuche Balinger Gemeindegliedern viele Besuche gemacht und den schönen Betrag von an-nähernd 5 000 DM gesammelt. So konnte also der Plan, unsere Stadt-kirchenorgel mit einem III. Manual an der

Emporebrüstung zu versehen, durchgeführt werden. Außerdem wurde die ganze Orgel auf elektrische Spielweise umgestellt, weil der elektrische Strom viel präziser arbeitet als der Winddruck. Dadurch konnte der

Winddruck, der die Pfeifen zum Klingen bringt, gemäß den alten Vorbildern wieder um vieles gesenkt werden. Die Klangkro-nen, die sog. Mixturen, wurden nach den neuesten Schallmessungsergebnissen, die man bei den alten oberschwäbischen Barockorgeln gewonnen hatte, gebaut. Schwierig war die Platzfrage für das Positiv zu lösen, denn der Platz in der Mitte der Orgelempore wurde und wird für die großen Aufführun-gen dringend benötigt. So kam man auf den Gedanken, das III. Manual nach alten Vorbildern in zwei Werke zu beiden Seiten zu teilen. Dozent Liedecke, der die Disposition zur klanglichen Erneuerung verfertigt hatte, legte die technische Planung so günstig, daß die beiden Positive getrennt angespielt wer-den können. Somit kann man diese Orgel trotz nur drei vorhandenen Manualen von 4 Werken aus anspielen.

4 Werken aus anspielen.

Am 4. Adventssonntag 1948 konnte das neue Orgelwerk durch Herbert Liedecke glücklich eingeweiht werden, ziemlich genau 179 Jahre nach der wahrscheinlich zweiten Orgel der Stadtkirche vom Jahre 1767. Das neue Werk hat nun 49 Register bei zirka 3 500 Pfeifen, Dozent Liedecke schreibt in seiner Abnahmeschrift: "Die neue Orgel in der Stadtkirche zu Balingen gehört zu meinen ganz wenigen großen Eindrücken auf dem Gebiet der neuen Orgelbaukunst." Aber nicht nur das Urteil der Experten beweist uns, daß das Werk überdurchschnittlich gut uns, daß das Werk überdurchschnittlich gut gelungen ist, auch der Südwestfunk kommt immer wieder nach Balingen, um Tonband-aufnahmen mit unserer Stadtkirchenorgel zu machen. Daß der damalige Zeitpunkt trotz seiner Schwierigkeiten richtig war, be-weist, daß seither die Preise im Orgelbau um rund 150 Prozent gestiegen sind und daß in gegenwärtiger Zeit alle Orgeln nach den in gegenwärtiger Zeit alle Orgeln nach den Prinzipien der neuen Orgelbewegung umgebaut werden. Es gibt z. Zt. keine Orgelbauanstalt mehr, die weniger wie zwei Jahre Lieferzeit beansprucht. Kaum eine andere Tatsache verdeutlicht es so stark, wie sehr die Orgel heute wieder in den Mittelpunkt des musikalischen Interesses gerückt ist. Auch in den Konzertsälen hält sie wieder ihren Fingur. So fand erst vor wenigen Woihren Einzug. So fand erst vor wenigen Wo-chen die Einweihung der neuen 72 Register großen Orgel in dem Festsaal der neuen Liederhalle in Stuttgart allgemeine Beach-tung. Auch das Orgelspiel selbst, die Kompositionen für Orgel und der Orgelbau als Kunsthandwerk treten wieder stark in den Blickpunkt des musikalischen Geschehens. Was die Zukunft in dieser Entwicklung weiter bringen wird — wir wissen es nicht! Lösen sich doch in der Geschichte des Orgelbaues Aufstieg, Blüte, Niedergang und Wiederaufstieg in ständigem Wechesl ab, wie in der Geschichte der Völker.

## Wintertungs

#### Zur Geschichte der Wohnkultur in Mitteleuropa

Zwar besaßen die alten Deutschen schon Balkenhäuser, für den Winter aber war die ältere Wohnform des sogenannten Winter-tungs praktischer, so daß sie neben dem tungs praktischer, so daß sie neben dem eigentlichen Wohnhaus erhalten blieben. Der Tung bestand aus einer mit Lehm ausgekleideten Erdhöhle, durch Gebälk abgestützt und in zwei Stockwerke geteilt. Hier wurden frostempfindliche Vorräte aufbewahrt. Da es in den Tungs wärmer war als in den freistehenden Wohnhäusern, hielten sich auch die Monschen des Winters im sich auch die Menschen des Winters im Tung auf.

Das normale Wohnhaus der alten Deutschen stand ohne Grundbefestigung über der Erde, gestützt durch eine Reihe unterlegter Steine. Das Haus gehörte gewissermaßen noch zur "fahrenden Habe". Bei der Suche nach neuen Wohnsitzen wurden die Balken und Bohlenlager der Wohnhäuser auf Ochsenkarren mitgeführt. Bis tief ins Mittelalter war daher noch üblich, mit "Sack und Pack" den Wohnort zu verlassen,

denn man ließ ja kein steingefügtes, bodenständiges Haus zurück.

In der Ausgestaltung der Wohnbauten und der Wohnungseinrichtung übernahmen unsere Vorfahren sehr viele Begriffe von den alten Römern. Ziegel, Kalk, Mörtel, Mauer, Schindel, Pfahl, Pfeiler, Riegel, Fen-Mörtel Mauer, Schindel, Pfahl, Pfeiler, Riegel, Fenster, Kette, Speicher, Söller, Fackel, Schrein, Tisch, Kiste, Korb, Schlüssel, alle diese Bezeichnungen und noch viele andere Ausdrücke sind Lehnbegriffe aus dem Lateinischen. Selbst die Tür sah man den Römern ab. Vorher legten die Deutschen quer hinter die niedrige Hausöffnung einzelne lose Balten Erst durch des römische Vorhild ersen der Schale von des Romanne der R ken. Erst durch das römische Vorbild erhielt das altdeutsche Haus auch im Winter eine behaglichere Note. Es wurde geschlossener, gedichteter, der Wind verlor seine störende Einwirkung. Die kleinen Fenster-

luken, die ebenfalls von den Römern über-nommen worden waren, bespannte man mit Tierhaut oder -blase. Der früher ungeteilte Raum wurde jetzt im Innern durchbaut, es

gab Zwischenböden, Wände und Sonder-

Ursprünglich benutzte man den geschlos-Ursprünglich benutzte man den geschlossenen Ofen nur zum Metallguß, zum Brennen von Urnen und Töpfen und für das Brotbacken. Nachdem man sozusagen am ausländischen Vorbild gelernt hatte, ihn zum Heizen eines bestimmten Raumes innerhalb des Hauses zu benutzen, wurde der Tung als Wohnraum überflüssig. Er rückte als bloßer Vorratskeller unter das Haus. Im Hause entstand der "Pflesel", niederdeutsch "Pessel" als heizbare Wohnstube, In den vornehmen Ritterburgen verwandte man anstelle des bäuerlichen Lehmofens die geanstelle des bäuerlichen Lehmofens die gemauerten Kamine. Der heizbare Raum wurde die "caminate", die Kemenate. Sowohl Pflesel als auch Kemenate waren ursprünglich für die häusliche Frauenarbeit bestimmt. Mit dem Pflesel begann die romantische Spinnstubenzeit. Frauen, Mägde und Knechte des Dorfes setzten sich abwechselnd in einer Wohnstube zusammen und im spärlichen Licht von Kienspan oder Rüböllämpchen surrten die Spinnräder, wurden Geschichten erzählt, man scherzte und lachte. Es waren die ersten Anfänge der fröhlichen Geselligkeit, zu der auch Freunde und Nachbarn eingeladen wurden. Die Ritterburgen des Mittelalters waren im übrigen keineswegs wohnlicher einge-

Die Ritterburgen des Mittelalters waren im übrigen keineswegs wohnlicher eingerichtet als die Bauernhäuser. Die Räume wirkten winkelig und beschränkt, die Wände waren kahl, die Ausstattungen recht dürftig. In erster Linie kam es darauf an, daß die Burg eine Festung war. Um eine nicht zu ausgedehnte Verteidigungslinie von Mauern zu haben, pferchte man die Bewohner, Ritter und Knechte, Frauen und Mägde, sehr eng zusammen. Mit ihnen mußten in engster Gemeinschaft Pferde und Hausvieh untergebracht werden. Ungeziefer und Gerüche blieben in den Zimmern, denn und Gerüche blieben in den Zimmern, denn im Herbst wurden die kleinen Luft- und Lichtöffnungen mit Holz oder Tuchen ge-

Nur in den Herrenburgen sah es gemütlicher aus. Sie hatten Säle mit Kaminen, Teppichen, sogenannte "Umbehänge" wurden an die steinernen Wände gehängt, um die kalte Mauerausstrahlung abzufangen. Es gab auch Polster und Kissen. In den Herrensitzen und in den wohlhabenden Bürgerhäusern der Städte des Spätmittelalters liegt der Grundstock unserer modernen be-haglichen Wohnungen. An diese Zeiten er-innert heute noch unsere Tapete, die in Wahrheit nur ein billiger Ersatz für die al-ten gestickten und gewirkten Wandbehänge ten gestickten und gewirkten Wandbehänge ist. Ihr Name ist von dem Wort Teppich — italienisch tappeto — abgeleitet. Mit der Beleuchtung kam man im Lauf des Mittelalters nur langsam vorwärts. Zwar war der Kienspan durch Kerzen und Öllämpchen verdrängt worden. Wohlhabende Familien saßen beim mehrgestaltigen Armleuchter mit mehrgeren Kerzen zusammen.

mit mehreren Kerzen zusammen.
Riesengroß aber war die Brandgefahr in
den dicht zusammengebauten, vielfach strohgedeckten Fachwerkhäusern. In mittelalterlichen Chroniken bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts hinein gab es immer wieder verheerende Feuersbrünste, denen ganze Städte und Stadtteile zum Opfer fleben. In jenen Zeiten erfolgten die ersten ganze Städte und Stadtteile zum Opfer fie-len. In jenen Zeiten erfolgten die ersten Gründungen von Feuerversicherungsban-ken, aus denen inzwischen die selbstver-ständliche Feuerversicherung mit allen Ne-benversicherungen für Mobiliar und Haus-rat entstanden ist. Unser modernes Zeitalter baut zwar wesentlich mehr feuersicher, doch ist durch Gas, Elektrifizierung der Hausar-beit und andere technische Verfeinerungen der Wohnungsausstattung die Feuerbrunst-gefahr der mittelalterlichen Städte in die Einzelfeuergefahr von Häusern und Etagen bzw. Zimmern übergegangen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende "als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Mittwoch, 29. Mai 1957

Nummer 5

## Gift- und Heilkräfte in der heimischen Pflanzenwelt

Von Heinz Raasch

Wie in der ganzen organischen Natur, so wirken auch in der Pflanzenwelt geheimnisvolle Kräfte zum Guten und Bösen, zum Heil und Schaden der Lebewesen. Seit Urzeiten schon spüren die Menschen diesen Kräften nach, um sie für sich nutzbar zu machen. Pflanzen, die solche Kräfte enthalten, wurden von den Kräuterweibern gesammelt und zu Tinkturen verarbeitet. Der Volksaberglaube schrieb bestimmten Pflanzen zerstörende oder wunderwirkende Zauberkräfte zu, und manche Frauen waren im Mittelalter als Hexen verschrien, weil sie in Vollmondnächten solche Zauberkräuter suchten, sie trockneten oder aufbrühten und als Heilmittel gegen Krankheiten von Mensch und Vieh anwandten. Die alten Kräuterbücher sind wahre Rezeptbücher für solche Pflanzen. Noch heute ist im Volke der Glaube an die Heil- und Zauberkraft zahlreicher Pflanzen fest verwurzelt.

Auch auf der Schwäbischen Alb sind viele Wildpflanzen zu finden, die mit ihren Heilund Giftkräften den Menschen zum Heil oder zum Unheil gereichen können.

So bilden die Nachtschattengewächse (Solanaceen) gleich eine ganze Giftgesellschaft. Schon der Name hat etwas verdächtig Unheimliches an sich. Der gefährlichste Vertreter dieser Familie ist die Tollkirsche (Atropa belladonna), die sich in den letzten Jahren auf der Alb stark verbreitet hat. An Wegehecken, Waldrändern, auf Kahlschlägen und in Waldlichtungen lächelt sie mit ihren schwarzglänzenden, kirschgroßen Beeren die Wanderer und besonders die Kinder verführerisch an. Da diese Beeren auf unsere oft ahnungslose Jugend einen verlokkenden Reiz ausüben, ist es dringend geboten, daß Eltern und Lehrerschaft die Kinder vor dem Genuß der Früchte eindringlichst warnen und sie über die tödliche Giftwirkung aufklären. Der Genuß von wenigen Beeren führt schon den Tod herbei. Die Früchte, wie überhaupt die ganze Pflanze, enthalten den Giftstoff Atropin, der nach dem Genuß ein unerträgliches Kratzen im Halse, Erbrechen, Kopfschmerzen und Schwindel hervorruft. Die Augenpupillen erweitern sich, und es treten Sehstörungen auf, die sehr schnell zur völligen Erblindung führen. Das Gesicht läuft rot an, Wahnvorstellungen, Tobsuchtsanfälle und Krämpfe erschüttern den ganzen Körper, und innerhalb von 15 Stunden tritt eine Gehirnlähmung ein, die den sofortigen Tod herbeiführt. Gegen diese verheerende Giftwirkung ist in den meisten Fällen auch die ärztliche Kunst machtlos.

In der Hand des Arztes kann allerdings in

In der Hand des Arztes kann allerdings in der richtigen Dosierung das Atropin auch zum segensreichen Heilmittel werden. Zur Gewinnung dieses medizinischen Atropins werden in Deutschland jährlich etwa 13 000 kg Tollkirschenlaub und -früchte verarbeitet.

Merkwürdigerweise ist für Amseln, Drosseln, Fasanen und Rebhühner die Tollkirsche ein unschädlicher Leckerbissen. Durch Verschleppung der Samen sorgen sie für die Verbreitung der Pflanze. Wegen ihres todbringenden Giftes hat der schwedische Bo-

taniker Linné der Tollkirsche den botanischen Namen "Atropa" gegeben. Atropas war von den drei griechischen Schicksalsgöttinnen diejenige, die den Lebensfaden zerschnitt. Der Beiname belladonna bedeutet "schöne Frau" und weist darauf hin, daß früher die eitlen Damen mit dem verdünnten Beerensaft ihren Augen einen verführerischen Glanz zu geben bemüht waren.

Zwei weitere giftige Brüder dieser nachtschattigen Familie, um die sich der Volksaberglaube rankt, sind das Bilsenkraut und der Stechapfel. Das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger), ein widerlich stinkendes Unkraut, enthält den Giftstoff Hyoscyamin, der schon bei einem Genuß von 5 Milligramm tödliche Wirkung hat. Der Name Bilsenkraut kommt von dem altdeutschen "belisa", wobei "bel" töten bedeutet. Auch die volkstümliche Benennung "Dullkraut" weist auf die gehirnlähmende Wirkung dieses Giftkrautes hin. Bereits die Urvölker benutzten das Gift dieser Pflanze für ihre Pfeil- und Speerspitzen. Ein weiteres aus dem Bilsenkraut gewonnenes Gift, das Scopolamin, wird von der Medizin besonders bei schweren Geburten zur Herbeiführung des Dämmerzustandes, einer zeitweisen Bewußtlosigkeit, angewandt.

Der Stechapfel (Datura stramonium), der entsprechend seinem nichtsnutzigen Charakter mit Vorliebe auf Komposthaufen wächst, kommt auf der Alb seltener vor. Die Zigeuner, die den Stechapfel angeblich nach Deutschland eingeschleppt haben, brauen aus ihm einen Liebestrank. Die Pflanze enthält gleich drei narkotische Gifte: das Tollkirschengift, das Bilsenkrautgift und das Daturin, das die gleiche zersetzende Wirkung hat wie das Atropin. In der Hellmedizin findet es in schwacher Dosierung bei asthmatischen Anfällen und Keuchhusten Verwendung.

Weitere Vertreter der Nachtschattengewächse sind die Kartoffel (Solanum tuberosum), die besonders in ihren blaßblauen Keimtrieben das Gift Solanin enthält, der bittersüße Nachtschatten (Solanum dulcamara) und der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum), die beide auf dem Ackerland weit verbreitet sind und in all ihren Teilen Solanin und Solanidin aufspeichern, zwei sehr gefährliche Gifte, die auf das Rükkenmark einwirken und durch Lähmung der Atemmuskeln sogar den Tod herbeiführen können, Auch die Tabakpflanze mit ihren beiden Arten Bauerntabak (Nicotiana rustica) und dem Virginischen Tabak (Nicotiana tabacum) gehört dieser giftigen Gesellschaft an. Sie enthält das Gift Nikotin. Eine rühmliche Ausnahme in dieser Familie macht die Tomate, auch Liebesapfel genannt, die uns köstliche, nahrhafte Früchte schenkt.

Eins der merkwürdigsten Pflanzenwunder ist der Aronstab (Arum maculatum), der die Seitentäler der Eyach mit seinen weißen Blütenfahnen oder seinen korallenrot leuchtenden Fruchtständen bevölkert. Sein für die menschliche Nase übler Aasgeruch lockt Käfer, Fliegen und Mücken in seinen Blütenkessel hinein und entläßt sie erst dann

wieder durch den mit einer Haarreuse ventilartig verschlossenen Ausgang in die Freiheit, wenn sie ihre Aufgabe der Bestäubung erfüllt haben und die Blüte abwelkt. Die munteren Gäste fühlen sich in dem Kessel, in dem oft eine 15 Grad höhere Wärmetemperatur als außerhalb herrscht, recht wohl und führen in dem gemütlichen Gefängnis fidele Tänze auf, wobei sie dann den Blütenstaub von den Staubblättern auf die weiblichen Narben übertragen. Kein Wunder, daß diese geheimnisvolle Pflanze im Volksaberglauben herumspukt. Aus der Zahl, Anordnung und dem Entwicklungsstand der im Blütenkessel um den Kolbenständer gruppierten männlichen, weiblichen und geschlechtslosen Blüten errechnet der Bauer den Ernteertrag seiner Felder und Obstbäume. In manchen Gegenden wurde die giftige Pflanze den Kindern als Schutz gegen Alpträume, Druden und Hexen ins Bett gelegt, ein gefährliches Amulett für Kleinkinder, die bekanntlich alles Erreichbare mit Vorliebe in den Mund stecken. Um dieses schöne Juwel unserer Flora zu erhalten, ist die Pflanze unter Naturschutz gestellt.

Ein stolzer Frühlingsbote, der mit seinen rosafarbenen, starkduftenden Blütenständen in den Buchenwäldern der Alb den Blumenreigen des Frühlings anführt, ist der Seidelbast (Daphne mezereum). Der Name Zeidelbast oder Zeiland, von den Germanen Ziolinta genannt (in Österreich Zwilinde, in der Schweiz Zilande) deutet auf den germanischen Gott Ziu, dem der Strauch geweiht war. Die leuchtend scharlachroten Früchte sind giftig, wurden aber früher getrocknet und gegen Halsschmerzen angewandt, wobei sie im Rachen und auf der Zunge ein würgendes, brennendes und quälendes Gefühl erzeugen. Daher die im süddeutschen Volksmund übliche Bezeichnung Kellerhals, in der Schweiz Chellerhals (Keller von chellen – quälen). Die Rinde (Bast) der Pflanzen enthält das Gift Daphnin, das auf der Haut brennende Blasen bildet. Menschen mit empfindlicher Haut seien deshalb vor dem Abpflücken der Blüten- oder Beerenzweige gewarnt. Ohnehin steht der Seidelbast unter strengem Naturschutz. Für Drosseln, Hänflinge und Bachstelzen, die auch für die Samenverbreitung sorgen, bilden die giftigen Beeren ein bekömmliches Frühstück.

Wie der Seidelbast, so zählt auch die Mistel (Viscum album) zu den mythologischen Pflanzen. Bekanntlich wurde der germanische Frühlingsgott Baldur auf Anstiften Lokis von dem blinden Hödur mit einem Mistelzweig getötet. Die Mistel ist eine ausschließlich auf Bäumen lebende Pflanze (Schmarotzer), aus deren Holz sie mit Hilfe von Senkwurzeln ihre Nahrung stiehlt. Noch heute ist es in vielen Gegenden Brauch, in der Zeit der Julnächte (Weihnacht) einen Mistelstrauß unter der Deckenlampe aufzuhängen, um damit den Sieg des in der Winstersonne wiedererwachten Baldurs über das tödliche Gift der Mistel zu symbolisieren. In England besteht die für junge Männer reizvolle Sitte, daß in der Weihnachtszeit die jungen Herren alle hübschen Mädchen und Frauen, die zufällig unter den an der Decke aufgehängten Mistelzweigen stehen, ungestraft nach Herzenslust küssen dürfen.

(Fortsetzung folgt)

#### Die Herren von Zimmern

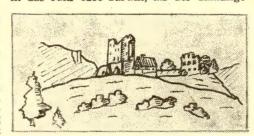
Einiges Wissenswertes zur "Zimmerischen Chronik" - Von Kurt Wedler

Von den verschiedenen Siedlungen Zim-Von den verschiedenen Siedlungen Zimmern, die es in unserer württembergischen Heimat gibt, ist keine zu der Bedeutung gelangt wie das kleine Herrenzimmern bei Rottweil, das zu seiner Gemarkung den Stammsitz der "edelfreien Herren von Zimmern" zählt. Diese "liberi barones" hatten anfänglich nur allodiales Eigentum, d. h. völlig freien Grundbesitz, der ihnen nicht zu Lehen gegeben war, und sie waren so stolz auf ihre Unabhängigkeit, daß sie dies selbst den Kaiser merken ließen. Als einst Kaiser den Kaiser merken ließen. Als einst Kaiser Sigismund, so berichtet die "Chronik", an Meßkirch vorbeiritt, da saß Herr Johann von Zimmern an einem Tisch und stand erst auf, als sich der Kaiser wegen seines sondervon Zimmern an einem Tisch und stand erst auf, als sich der Kaiser wegen seines sonderbaren Verhaltens an ihn wandte. Er "entschuldigte sich untertänigst, daß solches Stillsitzen nicht zur Verachtung oder Verkleinerung seiner Majestät geschehen wäre. Er hätte damit nur anzeigen wollen, daß er ein freier Herr und weder an seine Majestät noch an sonsten jemand mit Pflichten oder Gelübden gebunden wäre, er hätte von ihm auch keine Lehen noch sonst etwas... er habe Briefe hierüber und zeige sie hiermit seiner Majestät. Als Kaiser Sigismund dies verstanden, wunderte er sich nicht wenig darüber und bot ihm viele Gnaden an, wofür Herr Johann wiederum seiner Majestät untertänigst Dank sagte." (39) Schon dieses Beispiel zeigt das Sonderbare, vielleicht sogar Schrullenhafte dieses Menschen, das sich in dem ganzen Geschlecht, allerdings von genialen und großzügigen, charaktervollen und edlen Seiten unter mischt, in wunderlichen Formen ausweist.

Zwei Burgen standen einst dicht bei dem Dorf, das sich zum Unterschied von den anderen "Zimmern" nach ihren Grundherren "Herrenzimmern", in der Chronik auch "Zimmern vor Wald", nennt. Der Schloßbach, der sich von Talhausen nach Westen in den Muschelkalk hineinnagte, bildet in seiner Gabelung eine steile Bergnase, auf der mehren Band die eine Burg stand. Sie am oberen Rand die eine Burg stand. Sie war als Schutz- und Trutzburg gedacht für die eigentliche Hauptburg, die sich auf einem tieferen Absatz der Nase erhob. Von der oberen Burg (1312 zerstört) ist nichts mehr oberen Burg (1312 zerstört) ist nichts mehr erhalten, aus den Ruinen der unteren Burg aber erkennt man die großzügige Anlage dieser Bergfeste, die einst stolz bis ins Nekartal hinabschaute. Im Jahr 1505 brannte sie ab, wurde aber von Graf Gottfried Werner wieder neu erbaut. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts war ein Teil der Burg bewohnbar, seit 1810 aber wurde sie als Steinbruch benutzt, und nun versucht man das, was noch übrigblieb und nicht ganz der Zertörung un Vernachlässigung anheimfiel. zu was noch ubrigblieb und nicht ganz der Zerstörung u. Vernachlässigung anheimfiel, zu erhalten. Es ist ein erfreulicher Zug der heutigen Generation, daß sie etwas mehr Sinne für die Vergangenheit und für ihre eigene Geschichte aufbringt als frühere Geschichter. Wir sind ja gerade den Herren von Zimmern dafür zu großem Dank verpflichtet, daß sie uns in ihrer Chronik ein Zeitbild von einmaliger Farbe und Boden-Zeitbild von einmaliger Farbe und Boden-wüchsigkeit geschenkt haben. Dieses einzig-artige Dokument ist ein teils freies, teils treues mittelalterliches Geschichtsbild, das bis zum Jahr 1566 reicht und in der Schau ihres Schöpfers Froben Christoph von Zim-mern (1519—1566) und seines Schreibers Johannes Müller gesehen ist. Was hier in er-götzlichen Darstellungen verzeichnet wurde, ist nicht nur eine Familienehrenik im engegötzlichen Darstellungen verzeichnet wurde, ist nicht nur eine Familienchronik im engeren Sinne, sondern eine ausgreifende Zeitgeschichte, die von einfachen Schwänken aus dem Volksleben bis zu großen Staatsaktionen berichtet. Der alte 80jährige Oheim Wilhelm Werner (1485—1575) stand Pate bei der Abfassung der Chronik und konnte aus dem Schatz seines langen, reichen Lebens manchen Beitrag geben, Die Chronik ist aber nicht auf dem Stammsitz der Burg

Herrenzimmern geschrieben, sondern in Meßkirch, das damals mit dem Wildenstein, der Stadt Oberndorf, Epfendorf, Talhausen, Böhringen, Villingendorf, Seedorf, Winzeln und Hochmössingen dem Geschlecht gehörte.

Die Herren von Zimmern sind im 11. Jahrhundert nachgewiesen, die Chronik aber beginnt schon mit den Zimbern (Name Zimmern?) und Teutonen, von denen das Geschlecht volksethymologisch und sagenhaft abgeleitet wird. Am 1. Kreuzzug sollen sich abgeleitet wird. Am 1. Kreuzzug sollen sich drei Brüder von Zimmern beteiligt haben, und erst von hier ab bewegt sich die Chronik auf eigentlich geschichtlichem Boden. Die geschlossene Ahnenreihe aber reicht bis in das Jahr 1288 zurück, als der damalige



Ruine Herrenzimmern

Freiherr Albrecht von Zimmern seinen jüngsten Sohn Werner mit der Anna von Falkenstein (Schramberg) verheiratete. Meßkirch wurde im Jahr 1344 durch die

Meßkirch wurde im Jahr 1344 durch die Heirat von Werner dem Älteren (1289—1384) mit Anna Truchseß von Rohrdorf (Waldburger Linie) zimmerisch. Die beiden verlegten darauf ihren Sitz in das wohnlichere, größere Schloß daselbst. Durch das freie und gerade Wesen und durch die Intrigen der Werdenberger, die damals zu den Verwandten der Zimmern gehörten und in Sigmarine. ten der Zimmern gehörten und in Sigmaringen saßen, verfiel Herr Johann Werner der Ältere (ca. 1454—1495) in des Reiches Acht und verlor Meßkirch und Oberndorf. Erst seinem ältesten Sohn Velt Werner (1479 bis

1499) und dessen Bruder Johann Werner dem Jüngeren (ca. 1480 — 1548) gelang es,

dem Jüngeren (ca. 1480 — 1548) gelang es, diese Besitzungen wieder zu erringen.

Die stolze Feste Wildenstein bekamen die Zimmern von Pfalzgraf Ludwig im Bart im Jahr 1410 als Lehen. Im Jahr 1415 "gab dieser ihm und allen seinen ehelichen Leibeserben", wie es in der Chronik heißt, "Wildenstein samt aller Zubehör aus Gnaden zu eigen, es ist auch später nicht mehr als Lehen empfangen worden". (57) Mit den bedeutendsten Geschlechtern des südwestdeutschen Raumes waren die Zimmern verschwägert, und sie haben immer großen Wert auf eine "gute Partie" gelegt. So finden wir in ihrem Stammbaum außer den schon Genannten die Hochberg, Gundelfingen, Schwarzenberg, Geroldseck, Fürstenberg, Brandis, Öttingen, Erbach, Lupfen, Waldburg, Reischach, Weitingen, Königsegg, Helfenstein, Hohenzollern, Ortenburg, Limpurg u. a. Sechs, neun und zehn Kinder treten in der Ahnenreihe auf, da war es nicht interatien der Ahnenreihe auf, da war es nicht in der Ahnenreihe auf der Ahnenreih

Helfenstein, Hohenzollern, Ortenburg, Limpurg u. a. Sechs, neun und zehn Kinder treten in der Ahnenreihe auf, da war es nicht immer einfach den passenden Lebensgefährten zu finden. So ist die Chronik zu einer wahren Fundgrube über die damaligen Geschlechter geworden.

Interessant war der Handel um Oberndorf, von dem die Chronik berichtet: "... Als Herr Werner bei Herzog Sigmund soweit war, wandte er sich an Graf Eberhard von Württemberg, und da er als Landhofmeister zu Württemberg in besonderem Ansehen stand, bat er den Grafen, ihm das Ablösen von Oberndorf zu gestatten, zumal dies ein abgebranntes, elendes Nest, gleich einem alten Schafstall sei. Das hat ihm Graf Eberhard Anno 1462 bewilligt. Kurze Zeit danach ist Graf Eberhard gen Oberndorf gekommen, da hat ihn nicht wenig gereut, daß er es ausgelassen, und wiewohl er darüber etwas erregt, hat er doch zu Herrn Werner gesagt: "Werner, Werner, du hast mir viel von einem alten Schafstall graz anders aussieht, als du mir sagtest, hätte ich deren viele in meinem Lande, könnte ich damit wohl zufrieden sein." Doch hat er hiermit die Sache ruhen lassen." (80).

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung folgt.)

## Auf dem Großen Heuberg

Von Hans Müller

(Fortsetzung)

Aus all diesen Gründen ist es auch so finster. Das Tal ist gerade aus dem Grunde so jung, weil seine "Erosionsbasis", die Donau, in ihrer jetzigen Lage ebenfalls noch sehr jung ist. Am Ende der Tertiärzeit (im Pliozän) floß sie noch einige Kilometer weiter nördlich und viel höher. Da hinauf sind wir inzwischen gestiegen. Es ist die Region, wo man harte Alpen- und Schwarzwaldgerölle auf den Äckern finden kann, die offensichtlich nicht hergehören. Die alte Donau hat sie da liegen lassen. Das Finstertal hat sein Gesicht und seinen Namen geändert: Es heißt hier oben nur noch "Täle", wird breiter und flacher und heller; der Wald hat Wiesen und Äckern Platz gemacht, fällt aber noch mehrmals ins Tal zurück. Ein Gefäll ist kaum noch wahrzunehmen. Von der Stelle, wo die Straße Bärental-Schwennin-Aus all diesen Gründen ist es auch so fäll ist kaum noch wahrzunehmen. Von der Stelle, wo die Straße Bärental-Schwenningen das "Täle" kreuzt bis hinauf nach Heinstetten sind nur 56 m Steigung auf 5 km Weglänge, also 1,1 Prozent. Die rückschreitende Erosion von der Donau herauf hat hier ein Ende gefunden. Was wir vor uns haben, ist ein "altes" Tal; es war einst ein Nebenfluß der hier oben vorbeifließenden Urdonau. Die Talkanten sind völlig abgeschichtet und werden gegen N mehr und mehr in weitverstreute Buckel aufgelöst. Westlich liegt in einer sehr flachen Mulde das Naturschutzgebiet des Irrendorfer Hardt, östlich Schwenningen und dann weiterhin die beiden Glashütte, wo früher mittels Holzkohle Glas geschmolzen wurde. Nach beiden Seiten tun sich immer neue, bis

zur Unkenntlichkeit verwaschene Täler auf.

zur Unkenntlichkeit verwaschene Täler auf. Das Haupttal heißt bei Heinstetten Schwemme; von W mündet das Schwankemer Tal und das Andertal ein; gegen Hartheim hinauf zieht sich das Leuzentäle. Beim Hatzenberg, nur eine halbe Stunde von Meßstetten entfernt, enden diese Trockentäler fast unmerklich. Auf unsere Wegstrecke zurückblickend — wir befinden uns in 900 m Meereshöhe — erkennen wir mehrere sehr flache, sehr langgezogene Rücken und dahinter wieder Urtäler vom Typus des "Täle". Wir dürfen uns vorstellen, daß zur Zeit der Urdonau diese Täler tiefer und die Bergzüge höher waren als heute. Meist die Bergzüge höher waren als heute. Meist Acker- und Wiesenland, zwischendurch ein Waldbestand, bietet diese eigentlich gar nichts besonderes. Man könnte sich vorstel-len, daß diese Ausgeglichenheit, diese Ruhe, len, daß diese Ausgeglichenheit, diese Ruhe, dieses Alleinsein sogar manche Menschen vertreibt. Aber das Bewußtsein, sich in einem System von Urtälern zu befinden, die noch in der späten Tertiärzeit und dann wieder während der Eiszeiten wasserreich waren, zwischen Bergen zu wandern, die nicht mehr da sind, hat schon seine Reize.

nicht mehr da sind, hat schon seine Reize. Gehen wir nordwärts weiter! Auffallend flach ist die Höhe zwischen Heinstetten und Meßstetten und landwirtschaftlich gut genützt. Es muß sehr viel Gestein verwittert sein, daß so viel Brauperde entstehen konnte! Ein steiniger Rücken trägt folgerichtig wieder Wald. Und da senkt sich am jenseitigen Waldrand schon wieder so ein breites, trockenes Urtal ein. Die Wasserleitung hat freundlicherweise den ange-

schwemmten Kies aufgeschlossen und richtig: da ist auch schon die Flußrinne mit einer 1½ m dicken schokoladebraunen Tonfüllung ohne das kleinste Steinchen! Man möchte alle Zipfel und Lappen dieser vergangenen Tallandschaft auswandern, aber dazu würde man Wochen brauchen. Die Talzüge laufen zusammen und wieder auseinander, was ja eigentlich gar nicht möglich ist. Ein Tal kann doch nicht nach unten hin in zwei Täler auseinanderlaufen. Aber das gibt es hier! Es ist eben nachträglich noch so manches geschehen, besonders das Einsinken ganzer Landstriche bis zu 2 km Länge und mehr. So kann es einem passieren, daß man tal a b wärts auch einmal eine schwache Steigung zu überwinden hat: Wan-



Reifta

dern wir nun dieses weitere Trockental hinab, so kommen wir in einen Abschnitt, der Seetal und weiter unten Reiftal heißt und im "Fall" endet. Da geht es über eine hohe, senkrechte Wand hinunter wie bei der Hossinger Leiter. Die rückschreitende Erosion konnte diesen starken Gefällsknick noch nicht ausgleichen, weil es an der Zeit und am Wasser gefehlt hat. Nun verfolgen wir die Verästelungen des Seetales, das genau an den Truppenübungsplatz grenzt, talaufwärts. Die Verästelungen schieben sich bis zum Blumersberg am Ortsrand von Meß-



Seetal

stetten heran. Es wird immer schwieriger. Über schwache Schwellen greift das Seetal ins Stettener Tal hinüber. Dieses zieht sich östlich um Meßstetten herum, hat eine Abzweigung, das Höllschtal ganz in der Nähe vom Ebinger Mahlesfelsen, eine andere legt sich als große Senke zwischen Meßstetten und Ebingen mit Ausläufern bis zu den Kühbuchen, die deutlich vom Riedbachtal bei Degerwand angeschnitten ist. Da sind mächtige Dolinen. Ja, wollen denn die Täler gar kein Ende nehmen? Sind es überhaupt noch tertiäre Täler? Oder ist es einfach "das unruhige Relief" der Alb? Man kann der Wasserleitung gar nicht dankbar genug sein; sie bringt alles an den Tag: Es sind freilich Urtäler, denn die Talschle birgt angeschwemmten Ton. Am Sandbühl laufen drei Wülste quer zur Talrichtung. Soliffuktion? Das heißt, im Diluvium auf gefrorener Unterlage zusammengeschobene Erdmassen, die natürlich sehr naß waren. Es ist so. Der Bagger hat in 2 m Tiefe je eine Kalkbarre angeritzt, an der sich je ein Wulst staute. Ein Foto hält fest, was jahrelang Annahme war und nun erwiesen ist. Überall

findet an den Nordrändern des Heuberges die Wanderung ein jähes Ende. Da, wo die alten Täler messerscharf abgeschnitten sind vom tiefen, steilen, jungen Eyachtal und seinen Nebentälern, besonders dem Meßstetter Talbachtal. Abgeschnitten, geköpft! Sogar unter den Augen der Einwohner von Meßstetten, dicht bei den Haustüren am Ortseingang, leistet sich der Talbach noch ein derartiges Scharfrichterstücklein. Es kommt noch toller! Die von den Kühbuchen bis zum Bluttenhagfelsen abgeschnittenen Trockentäler der Urdonau scheinen weit drüben bei der Setze eine Fortsetzung zu haben und bis ins Degerfeld weiterzulaufen, immer in der gleichen Art: Urtal, Senken, Dolinen. Sie befinden sich sogar in gleicher Höhe und der Hauptachse nach in gleicher Richtung, die auch vom Winterlinger Tertiärtal eingehalten wird. Es soll hier nichts behauptet werden, aber es schält sich etwas heraus: Das Älteste waren diese heute so unscheinbaren Trockenrinnen. Auch die Schmiecha lag noch in der gleichen Höhe wie sie. Dann fiel der Karstwasserspiegel, nicht zuletzt im Zusammenhang mit der raschen Eintiefung der Donau, mindestens um 160 m. Eher mehr als weniger, denn sie hat inzwischen ihr Tal selber wieder beträchtlich aufgeschottert. (Vergl. die Beobachtungen am Großschmiedebrunnen!) Die Urtäler trockneten aus. Die neuen Täler, die sich von der neuen Donau herauf einschnitten, fanden zum Teil oben den Anschluß an die alten, zum Teil auch nicht. Die Schmiecha machte das Rennen. Ihr gelang es, sich bis

zum fernen Albrand hinauf wasserführend zu verjüngen. Der Albrand lag damals noch weit im heutigen Albvorland. Der "Talgang" und die obere Eyach waren noch Nebenflüsse der Schmiecha, die selber aus der Balinger Gegend kam. Sie köpfte die Kleineren und wurde dann bei Lautlingen selber geköpft, von der jungen Eyach, die als Nebenfluß des tiefliegenden Neckars das größere Gefälle und somit die größere Erosionskraft hat."

Das Endergebnis dieser dramatischen Vorgänge zeigt im Überblick die Skizze. Es ist keine Höhenschichtenkarte, die das Wesentliche mehr verbergen als zeigen würde, sondern eine Darstellung der Talsohlen (eine Projektion der Höhenlinien aus den Meßtischblättern auf schiefe Ebenen gleichlaufend mit den Talgefällen. Schwarz: die wasserführenden Täler der Donau mit Bära (mit Burtelsbach) und Schmeie (mit Riedbach), übergehend in das breite Eyachtal. Grau: die tertiären Trockentalsysteme des Gr. Heubergs, die mit je einem "Schlauch" ins Donautal oder auch ins Schmeietal münden. Linien: Talflanken von 100 m und mehr und auf dem Albhochland aufsitzende Berge und Buckel, meist Jurariffe. In den Trokkentälern (vereinzelt aber auch auf Höhen) sehen wir die sehr zahlreichen, allseitig geschlossenen Senken (schwarz). Einige langgezogene oder zu Ketten gereihte Senken deuten einen alten Talverlauf, dann unterirdischen Bach etwas klarer an .

(Schluß folgt)

## Schützt die seltenen Pflanzen unserer Berge

Kleinode unserer Bergflora / Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

Adolf Engler hat schon in seinem 1882 erschienenen Werk die Hochgebirgspflanzen unserer Balinger Berge als eiszeitliche Einwanderer aufgeführt und sie dadurch zu ehrwürdigen Zeugen eines längst versunkenen Zeitalters und "zu Naturdenkmälern kostbarster Art gestempelt." Früher hatte man sie lange als vorübergehende Gäste "aus den Alpen herübergeflogen" zu erklären versucht. Das Auffallende ist aber, daß diese Pflanzen meist nicht vereinzelt, sondern fast immer mit ihresgleichen auftreten. So findet man in der Nähe des Berghähnleins oft das Reichblättrige Läusekraut oder Traubensteinbrech, Felsenhungerblümchen und Niedriges Habichtskraut treten meist in Gesellschaft miteinander auf, und auch die übrigen Felsenpflanzen des Hochgebirges sind selten ohne den Traubensteinbrech anzutreffen.

hottgebriges sind seiten ohne den Traubensteinbrech anzutreffen.

Heute erblicken wir in diesen Pflanzen Überreste (Relikte) aus ihrem eiszeitlichen größeren Verbreitungsgebiet und bezeichnen sie deshalb als Eiszeitreste (Glazialrelikte). In der Eiszeit erfüllten die Alpengletscher in einer Mächtigkeit bis zu 1000 m die Alpentäler und griffen zeitweise bis auf den Südrand der Alb, um sich zwischenhinein immer wieder ungefähr bis auf den heutigen Stand zurückzuziehen. Man unterscheidet so 4 Eiszeiten mit einer Gesamtdauer von 600 bis 700 Jahrtausenden, zwischen denen Zeiten (Zwischeneiszeiten) mit wärmerem Klima von einer Dauer bis 100 000 Jahren waren. Die Schneegrenze lag so vorübergehend bis 1200 m tiefer als heute und machte den Waldwuchs unmöglich (nachgewiesen durch Pollenforschung). Jeder Eisvorstoß drängte die alpine Vegetation vor sich her nach Norden und vernichtete sie im eisbedeckten Gebiet. Nach dem Abschmelzen der Eiskappen und Talgletscher wanderte die Gesellschaft wieder alpenwärts zu den Gebirgshöhen, wo sie in dem auf die Eiszeit folgenden Klimaaufschwung zusagende Lebensbedingungen fand, Der Klimawandel und die damit wieder aufkommende Bewaldung verdrängte nun die Glazialpflanzen aus allen Gegen-

den unserer Mittelgebirge, in denen sie keine herkunftsmäßigen Lebensbedingungen fanden. Nur auf unseren Bergen, auf denen sie mit ihren eigenartigen Standortansprüchen in Harmonie mit dem gegebenen Lebensraum standen, blieben sie Sieger. Jetzt sind die gewaltigen Lücken, die sie heute von ihrem Hauptareal trennen, verständlich (Die Einwanderung mancher Glazialpflanzen aus dem Schweizer Jura darf hier unberücksichtigt bleiben). Mit den letzten Episoden der Erdgeschichte ist damit die Vegetation unserer Berge unlöslich verbunden.

In den letzten Jahrhunderten sind viele dieser Zeugen der Sammelgier und der Landschaftsverwüstung zum Opfer gefallen. Wir wollen aber heute diese erlesenen Vertreter der alpinen Flora retten, daher ließen wir sie in ihrer blumenreichen Sprache über die Wandlungen und Wanderungen in unserer Heimat zu uns sprechen. Auch die folgende Pflanzengesellschaft spiegelt in ihrem äußeren Gepräge die wechselvollen Änderungen ihrer Lebensräume aus der Vergangenheit in die Gegenwart wider.

#### Die Steppenheidepflanzen unserer Berge

Im Jahr 1900 hatte Robert Gradmann in seinem berühmt gewordenen "Pflanzenleben der Schwäbischen Alb" auf eine höchst eigenartige und urwüchsige Pflanzengesellschaft aufmerksam gemacht, für die er den Namen "Steppenheide" prägte. Ihre Standorte sind die Häupter und sonnigen Flanken einzelner oder vorspringender Felsen und freigelegene, sonnige, meist nach Süden, aber auch nach Osten oder Westen geneigte felsige und steinige Steilhänge, besonders im Bereich des Weißen Jura (s. oben!).

Jura (s. oben!).

Die Leit- oder Charakterpflanzen der Steppenheide haben ihre ursprüngliche Heimat entweder in den Steppen nördlich vom Schwarzen Meer oder im Mittelmeergebiet. Trockenheiße Sommer und kalte Winter bestimmen den Vegetationscharakter der südrussischen baumarmen Grasflächen. Der Sprung zwischen der höchsten (+ 42,2 Grad) und der tiefsten (— 35,6 Grad) Temperatur

beträgt 77,8 Grad. Die Jahresniederschläge schwanken zwischen 35 und 50 cm; Die Pflanzen müssen also auf Trockenheit und Wassereinsparung eingestellt sein, Schutzvorrichtungen gegen übermäßige Wasserverdunstung aufweisen. Die Hauptvegetationszeit fällt in den kurzen Frühling und ist Ende Juni abgeschlossen, wenn die Dürre eintritt.

Die Steppenheidebestände unserer Berge in Inseln an den sonnigen, kalkreichen, nie bearbeiteten oder gedüngten Wald- und Wegrändern und auf den aussichtsreichen Randfelsen mit ihrer bunten Pflanzenfülle sind das Entzücken jedes Pflanzenfreundes. Die folgende Aufzählung der wichtigsten in unserer Heimat vorkommenden Steppenheidepflanzen erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da es unmöglich ist, all die vielen Schönen anzuführen.

Nicht saftige Wiesengräser treten hier auf, sondern Steppengräser mit eingerollten Blättern wie der Schafschwingel (Fe-

stuca ovina, glauca), die aufrechte Bergtrespe, die Zwergsegge und das Wimperperlgras. Grasartig schmale Blätter weist die Ästige Grasilile (Anthericum ramosum), das Bergleinblatt und die Zypressenwolfsmilch auf; in feine, zum Teil haarfeine Zipfel sind die Blätter der Küchenschelle, der Blutwurz und des Haarstrangs aufgelöst, bläulich grau überlaufen beim Felsenmeger, dem Sichelblättrigen Hasenohr, dem besonders kräftigen Breitblättrigen Laserkraut und dem Hufeisenklee. In wundervollen Farben leuchten das Weiße Fingerkraut (Potentilla Alba), die sprossende Felsennelke, die Skabiosen- und Phrygische Flokkenblume, die Kugelblume, die Kronwicke, der Geißklee, das Steinkraut und manche edle Rose. Bis spät in den Herbst erblüht der Bergaster. Im Gebüsch klettert bis über Mannshöhe die Erbsenwicke (Vicia pisiformis), und an Größe steht ihr der weißstrahlende Doldenblütler, die Heilwurz (Seseli libanotus), kaum nach.

(Schlußfolgt!)

#### Kultur der Basken — Kultur der Seltsamkeiten

Von Karlkuno L. Seckelmann

Man brauche allein nur das Wort Baskenlandz u nennen und alle, die es einmal kennengelernt haben, überströme ein unvergleichlicher Zauber, wie der Marquis d'Elbée meinte. Doch diese unvergleichliche Zauber erklärt sich nicht nur durch die eigenwillige Schönheit der baskischen Landschaft — Prospekte der Reisebüros weisen aus, daß es überall in der Welt schön sein kann. Aber auch die Gastfreundschaft und die charakteristischen Eigenschaften, der Lebensstil der Basken machen nicht allein jenen besonderen Zauber aus.

Zauber und Zauberei liegen nie weit voneinander. Erst recht nicht weit in der baskischen Kultur. Sie ist Zauber und zugleich Zauberei für den Betrachter. Nicht so sehr, weil man nur sehr schwer in die Geheimnisse der uralten baskischen Sprache eindringen kann — selbst der Teufel habe sie nicht erlernen können, sagt ein Sprichwort — sondern alle Ausdrucksformen dieser Kultur scheinen eine derartig undurchdringliche Patina des Alters zu tragen, daß man immer wieder glauben muß, man sei durch irgendeine Zauberei in vergangene Jahrhunderte, ja Jahrtausende der Menschheitsgeschichte zurückgeworfen

#### Fundgrube für den Volkskundler

Die baskische Kultur bietet dem Volkskundler wahre Fundgruben edler Schätze. Denn es ist ein abseitiges Sonderlingsleben, das die Basken bis zur Gegenwart rein und stolz erhalten haben. Auch heute noch errichten sie auf ihren Friedhöfen "Discoidales", grob behauene Grabsteine, die in Scheiben enden, nur mit verschiedenen Ornamenten wie dem Baskenkreuz, einer Art Swastika, und anderen Sonnensymbolen versehen. Aber selbst wenn in vergangenen Jahrhunderten die Kreuzform für die Grabsteine gewählt wurde, so sind oft die Senkrechte und die Waagrechte mit den Sonnensymbolen und anderen Ornamenten nichtchristlichen Ursprungs versehen oder sie zeigen eigenartige Konturen, Rundungen, die in verschiedenen S-Formen das Kreuz der Gräber so wensentlich verbreitern, daß dieses christliche Symbol nur noch andeutungsweise erhalten geblieben ist.

Selbst im Kirchenbaustil gehen die Basken ihre eigenen Wege, wenn auch dieser baskische Stil erst im 16. Jahrhundert voll ausreifte. Frauen und Männer sind grundsätzlich getrennt: die Frauen sitzend im Kirchenschiff und die Männer stehend auf umlaufenden Holzgalerien, die in zwei oder drei Etagen übereinander liegen und meistens durch gesonderte Eingänge (und selbst-

verständlich immer durch gesonderte Treppen) erreichbar sind. Die braunen Holzgalerien, oft reich geschnitzt, geben mit dem hellfarbigen Anstrich des Tonnengewölbes in Grün, Gelb, Braun und Rot dem Kirchenschiff einen nahezu bunttheatralischen Eindruck, wäre nicht der im Dunkeln liegende Chor, aus dem der figurenreiche, hochgetürmte und oft mit Girlanden geschmückte Altar goldenstrahlend hervorleuchtet. Aber diesen baskischen Kirchenbaustil findet man nicht nur in den Städten, selbst in kleinen Dörfern. Denn dieser Stil entstammt dem Herzen, dem Gefühl des Volkes. Einfache Handwerker haben ihn geschaffen und entwickelt.

#### Uralte Weisen sind lebendig

Einfache Handwerker sind es auch, die jene archaisierenden Tendenzen in der Ornamentik pflegen, die für Leder-, Holz- und Schmiedearbeiten so typisch baskisch sind. Der Baske ist ein Meister dekorativer Kunst. Seine mythologisch-geometrischen Symbole, die christlich-religiösen Motive oder solche, die ihren Ursprung in Formen der Natur haben, sind mit unvergleichlicher Einfachheit gestaltet, aber auch von unglaublicher Stärke des Ausdrucks.

Was für die bildende Kunst zutrifft, gilt nicht weniger auch für das musikalische Schaffen. Die Basken singen gern und es passen zu jeder Gelegenheit mindestens einige der insgesamt über tausend überlieferten Lieder. Am meisten wird das Familienleben, das Heim der Vorfahren, die Heimat und ihre Schönheit, aber auch der Ozean besungen. Diese Volksmusik in des Wortes wahrer Bedeutung ist nicht eine Kunst, die zum Sterben verdammt ist, weil sie vom Volke nicht mehr als innerster Besitz empfunden würde. Im Gegenteil. Auf die alten Weisen singen die Basken neue Texte, die oft satirisch-humoristisch sich mit den Zeitverhältnissen befassen. Zöllner und Gendarme sind selbstverständlich beliebte Zielscheiben des Spottes. Aber immer ist diese neu-alte Volksmusik spontan, einfach, ungekünstelt, natürlich nahezu im doppelten Sinne, denn man muß diese Lieder, die Schönheit der oft getragen schwermütigen Melodien, in den Bergen gesungen hören, wenn das Lied die Brücke wird von Berg zu Berg.

#### Schöpferisch aus Zeit und Überlieferung

Wie der Baske musikalisch-schöpferisch ist durch eine erstaunliche Spontaneität, so ist er auch sprachlich derart wendig, daß es zum Improvisieren keiner besonderen Schu-

lung bedarf. Es genügt ihm also nicht nur die Weitergabe inhaltlich mehr oder weniger festgelegter Erzählungen, Märchen und Legenden, obschon das alte baskische Volksschrifttum überaus reich ist an seltsamen, charakteristischen Motiven.

Trotz aller untergründigen Mystik, trotz aller im Blute wallenden Unerforschlichkeiten, die den eigenartigen Reiz der Volkslieder und Volkserzählungen ausmachen, ist doch auch der Wille zur eigenschöpferischen Neugestaltung zu allen Zeiten zur Geltung gekommen. Man hat wohl Elemente alter Dichtungen wieder aufgenommen, aber auch aus der politischen, sozialen und religiösen Situation der Zeit aktuelle Wortkunstwerke geschäffen. Diese Künstler waren keine Intellektuellen, es waren Bauern und Handwerker, die Mardo, Topet-Etchahoun, Hiribarren und viele andere, die — wie einst die Barden — bei familiären oder öffentlichen Festen oder in besonderen Wettstreiten in Stegreifversen improvisierten. Diese Darbietungen der "Bersolari" erfordern nicht nur wendigen Geist, schnelle Auffassungsgabe, sofortige Einfälle und funkelnden Witz, sie setzen auch einen reichen Wortschatz voraus. Formal schwieriger sind wohl die Improvisationen, die man "Koplak" nennt: in vier Verszeilen bilden die beiden ersten eine einheitliche poetische Idee, während die beiden letzten ein realistisches Bild aus der Natur beschreiben — desillusionierend, prosaisch, robust.

#### Frühform über Jahrtausende bewahrt

So sind die Basken! Sie leben in einer Welt der Urzeit, der Mystik, der Träume, der Gefühle — der Nachtseite ihrer rauhen, nordländischen Natur. Aber sie leben auch auf der südlichen Sonnenseite der Klarheit, der Nüchternheit, der Wirklichkeit. Die baskische Sprache ist nicht deshalb allein primitiv und Zeuge eines Frühzustandes einer Sprache, weil sie grammatikalisch so reich sein muß, um für jeden Spezialfall eine neue Form zu schaffen. Die baskische Sprache ist vor allem deshalb primitiv, weil sie keine allgemeinen Begriffe, keine Abstraktionen hervorgebracht hat. Sie ist seit unendlichen Zeiten eine Sprache der Hirten, Bauern und Fischer gewesen, eine Sprache, der alles fehlt, was diese einfachen Menschen nicht zum Leben notwendig hatten. Denn das Leben war Kampf, Kampf gegen die Natur und die Menschen, und Philosophie war nichts als die Klugheit, dieses harte Leben zu meistern. Darum, für alles was mit dem praktischen Leben zusammenhing, mit Wirklichkeit und Handeln, dafür hat diese Sprache eine Überfülle an Ausdrucksmöglichkeiten. Sollte jedoch eine theologische, philosophische oder naturwissenschaftliche Abhandlung in Baskisch verfaßt werden, dann wäre ein solches Unterfangen infolge des ausschließlich pragmatischen Charakters der Sprache im vornherein zum Scheitern verurteilt.

Wenn die baskische Sprache erlaubte, etwas über das Wirkliche Hinausgehende, etwas Sur-Reales auszudrücken, so sind es nur die kindlichen "triliti-koplak", Verse für Kinder zu Tanz und Spiel und Wiege. Es ist, als sollten diese Verse versöhnlich stimmen, daß dem Kindlichen allein es vorbehalten bleibt, sprachlich ins Über-Wirkliche vorzustoßen, aber ohne daß der Charakter der Sprache auch nur die geringste Einbuße erlitte, denn dieses einzige Über-Sinnliche ist zugleich sinnlos, wenn die Kinder singen:

Xiristi, miristi, gerena, plat Olio-Zopa, Kikili-salda Urup edan edo Klik Ikimilikiliklik.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung". 4. Jahrgang

Donnerstag, 27. Juni 1957 Nummer 6

## Der Heuberg ist offen /

Nirgends in ganz Baden-Württemberg zeigen die Gemeindegrenzen ein so eigenartiges Bild wie auf dem "Kleinen Heuberg". Hier laufen die Markungen der umliegenden Dörfer in spitzen Ausläufern auf der Hochfläche zusammen; 7 Gemeinden haben Anteil am Kleinen Heuberg.

Man könnte vermuten, daß die Bezeichnung "Heuberg" (oder "Heufeld"), welche im Albvorland viel seltener ist, als auf der Albhochfläche, hier einst das gleiche bedeutete und darstellte, wie der "Hauberg" in Hessen, nämlich ein Waldgelände, das von der genossenschaftlichen Betriebs- und Eigentums-Gemeinschaft im langjährigen Umtrieb vorübergehend immer wieder mehrere Jahre als Acker benutzt wurde; zu diesem Zweck wurde der etwa 15 bis 20 Jahre rere Jahre als Acker benutzt wurde; zu diesem Zweck wurde der etwa 15 bis 20 Jahre alte Laubwald geschlagen, "geschwendet" (d. h. abgebrannt) und mit Roggen, Hafer usw. eingesät. — Der Name "Witthau", den ein auf dem Kleinen Heuberg liegendes Waldstück trägt, könnte gleichfalls auf frühere Nutzung in solcher "Feld-Wald-Wirtschaft" hindeuten.

Der große Kenner der schwäbischen Mundart, Professor Hermann Fischer, will aber in seinem "Schwäbischen Wörterbuch"

Mundart, Professor Hermann Fischer, will aber in seinem "Schwäbischen Wörterbuch" von einer solchen Deutung nichts wissen; — dagegen verweist er auf einen Beitrag in der Sammlung "Volkstümliches aus Schwaben" (herausgegeben von Professor Birlinger 1862), der über die frühere Nutzung des "Kleinen Heubergs" kurz und bündig Auskunft gibt. Die weitere Suche nach derartigen Berichten brachte erfreulicherweise noch eine ganz ausführliche, etwas überschwängliche Darstellung zu Tage "Der Heuberg ist offen"; sie ist enthalten in der zweiten Ausgabe der erwähnten Sammlung, die Prof. Birlinger, diesmal unter dem Titel "Aus Schwaben" 1874 veröffentlicht hat.

Die beiden Berichte lassen keinen Zwei-

Die beiden Berichte lassen keinen Zweifel, daß der Kleine Heuberg bis 1825 eine "Große Markgenossenschaft", also eine selb-"Große Markgenossenschaft", also eine selbständige Markung von besonderem Umfang war, die gemeinsam von den sieben Gemeinden und ihren Bürgern genutzt wurde. Die Nutzung war eigenartig für eine solche Genossenschaft: Sie bestand nicht in einer "Hauberg-Wirtschaft" und auch nicht in der sonst in den Markgenossenschaften üblichen großen gemeinsamen Rinder- und Kleinvieh-Weide, sondern in der Huutzung, auf die dann der Auftrieb von Schafberden folgte. dann der Auftrieb von Schafherden folgte, die zu Wanderschäfereien gehörten. — Für keinen anderen Landstrich des deutschen Südwestens ist eine derartig genutzte Mark-genossenschaft durch Urkunden oder Be-

genossenschaft durch Urkunden oder Berichte nachgewiesen.

Im Zuge der von der Landesregierung 1805/07 angeordneten Gemeindeland - Reform wurde dann 1825 diese große Markgenossenschaft aufgelöst. Sie wurde zuerst aufgeteilt unter die 7 beteiligten Gemeinden. Diese bildeten daraus vorwiegend "Bürgernutzen", also die von der wachsenden Bevölkerung dringend verlangte, zu lebenslänglicher Nutzung ausgeteilte Allbenslänglicher Nutzung ausgeteilte All-mend. — Drei der am Westhang der Hoch-fläche liegenden Gemeinden, vor allem die damals zum Oberamt Sulz gehörenden Ge-

#### Von Dr. habil. G. Stockmann, Tübingen

meinden Isingen und Leidringen, benutzten größere Teile des ihnen zugefallenen Lan-des, um daraus Einzelhöfe zu bilden. Diese Bauernsiedlung war erfolgreich; die meisten dieser vor 4 Generationen geschaffenen mittelbäuerlichen Höfe haben sich gehalten, wurden — mitten im Realteilungsgebiet — geschlossen nach Anerbenbrauch vererbt und bilden so auskömmliche, ge sunde Familienbetriebe. 2 Höfe haben sich durch Zukauf und Zupachtung erheblich

Die Erinnerung an die alte Heuberg-Ge meinschaft ist noch nicht ganz geschwunden: der Spruch "Der Heuberg ist offen" ist noch unter den Alten bekannt, wenn auch meist die Kenntnis seines Sinnes schon verloren gegangen ist.

#### Aus "Sitten und Rechtsbräuche" von Anton Birlinger, 1874 mitgeteilt von G. Stockmann

"Der Kleine Heuberg". Unter diesem Na-men begreift das Volk eine wellenförmige, mit vielen engen Tälern durchfurchte üppige Acker- und Wiesenlandschaft. Nach war-mem Frühlingsregen blühen gegen Mitte Mai die Pflanzen auf und ersteht eine Vegetation, wie sie nur die gesegnetsten Striche Schwabens aufzuweisen vermögen. In diese weiten Flächen teilen sich die Orte: Binsdorf, Dormettingen und Geislingen. Seit neuerer Zeit errichteten der Staat und Freineuerer Zeit errichteten der Staat und Frei-herr Schenk von Stauffenberg einzelne Meiereien in dieser einsamen Gegend. Frü-her entweihte der Pflug nie diese Pflanz-stätte; keine Herde zertrat diese Gemeinwiesen. Bis zu einem gewissen Feste behiel-ten sie ihren Schmuck. War die eigentliche Heuernte vorüber, so ließen die verständigten Gemeindevorsteher dieser Ortschaften durch den Büttel ausrufen: "Der Heuberg ist offen" Alles freute sich auf diesen Tag. Die Jünglinge übten Lieder ein, richteten Kränze für ihre Pferde und Ochsen her; je-Kränze für ihre Pferde und Ochsen her; jeder wollte die schönste Sense, die reichste Gurt, das weißeste Hemd, die glänzendste Lederhose, den breitesten Hosenträger, die stärksten Arme und die dicksten Waden haben. Die Alten lebten frisch auf beim Anblick der kräftigen munteren Jugend. Küchlen und Straubezen, Hockerlen und Vaudelen wurden gebacken. Am Abend zuvor die Sensen gedengelt, es ward gesungen und am Blättle genfiffen: die Rollen wurden ver-Blättle gepfiffen; die Rollen wurden verteilt, Tänzer und Tänzerinnen bestellt, die Reihenfolge der Familien im Mähen ausgemittelt, die Musikanten zusammengesucht, die Geigen besaitet, die Klarinetten-Köpfe umwunden und die rostigen Trompeten und Hörner gesammelt, Wagen mit Fourage be-laden und so dauerte diese Vorbereitung die laden und so dauerte diese Vorbereitung die halbe Nacht. Mancher verspätete sich auch bis am Morgen. Bei der Ankunft ward solcher mit einer Art Katzenmusik und dem Rufe: "Ihr kommet wie der mit dem Palmen nach der Kirche", empfangen. Schlag 6 Uhr ertönte ein karzes Zeichen; die Gemeindefahne entrollte sich. "Hoch, Halloh" schrie donnernd die ganze Jugend. Eine dreimalige Fanfare erscholl und die Musikanten huben an einen Marsch zu spielen,

die Jugend stampfte den Takt dazu, daß man aus der aufsteigenden Staubwolke das Tempo ermessen konnte. Voran ging der Tambour mit der großen Trommel, der allerlei Gestikulationen machte, hinter ihm die Bläser; machten sie eine Pause, dann begann der Gesang der Jugend. Das "Morgenrot" kam zuerst an die Reihe. Auch fielen manche heitere Scherze, Stichreden und wurden gegenseitige Begrüßungen der jungen Welt getauscht.

gen Welt getauscht.

Kam man auf dem sog, langen Ziel an, so ward, wo die Leute der andern Gemeinde noch nicht angekommen waren, die Fahne aufgepflanzt, verlesen und den einzelnen ihre Plätze und Geschäfte angewiesen, die Verhaltungsmaßregeln eröffnet, zur Eintracht, Fleiß und Anstand beim Tanze ermahnt, ein wenig ausgeruht und ein heiter Lied gesungen. Blieb der andere Teil zu lange aus, so förderten die einen das Backwerk an seinen Bestimmungsort, andere wetzten die Sensen oder wetzten mit ihren Wetzsteinen den spät Eintreffenden ein spöt-Wetzsteinen den spät Eintreffenden ein spöttisches und herausforderndes Klingen und Rauschen entgegen. Ein freundlicher Will-komm und guter Morgen erschallt bei ihrer Ankunft. Näher Bekannte und Verwandte besuchen sich gegenseitig, luden einander ein. Dann folgte ein Morgenlied, 3 Märsche zugleich miteinander bildeten den Übergang zur Tagesordnung.

zur Tagesordnung.

Nun gings an ein Mähen, die Sensen rauschten, das üppige Gras im Morgentau reihte sich Matte an Matte\*). Scherze über Stellung, Schwung, Matte und Sense würzten die Arbeit. Eltern- und Vorsteheraugen und andere Augenstrahlen spornten zur Kraftentwicklung. War der Vormann ohne Unterbrechung ans Ziel gelangt, so verkündete ein tüchtiger Juheschrei oder ein artiger Jodler sein Glück. Schalkhafte Mägde und freudentrunkene Bauerntöchter hatten die Matten zu zerstreuen. Ihre gebräunten und freudentrunkene Bauerntochter hatten die Matten zu zerstreuen. Ihre gebräunten starken Arme, ihr kräftiger Bau, ihre vollen gesunden Gesichter, ihr heiterer Humor, ihr schelmisch-freundliches Blicken, die frohe Arbeitslust zeugten von ihrer Unverdorbenheit und Natürlichkeit. Nicht am Strickrahmen und Nähtisch und in der Fabrik, nein auf dem Felde des frischesten Lebers hefned men sieh Züchtig unv die altere bens befand man sich. Züchtig war die alter-tümliche Kleidung; blendendweiße Hemden und Schürze, tausendfaltige braune oder schwarze Röcke, unter denen reine blaue Strümpfe und hübsche Schnallenschuhe die Strümpfe und hübsche Schnallenschuhe die kräftigen Füße bedeckten, ein nach Mailänderart um den Kopf geschlungenes weißes Batistfüchlein und ein in den Hüften befestigtes Schweißtüchlein bildeten den Anzug der scherzlustigen Mädchen. Bei jedem Juheschrei riefen sie einander zu: der mei, der dei, der eiser, der kanns. Und mußte einer wetzen und wollte sich mit einem Juheschrei unter die besseren schmuggeln, so schrie alles: Ätsch, ätsch, und lachten dem Verunglückten an den Fingern Rüben schabend entgegen. Doch die unparteiischen Richterinnen in diesem landwirtschaftlichen Turnier fuhren wacker in ihrer Arbeit fort, daß sie fast mit den Turnierenden selber fertig wurden. War die letzte Schmeld dem Schnitt der Sense erlegen, so spielten die 3 Musiker wieder eins. Endloser Jubel hallte Musiker wieder eins. Endloser Jubel hallte über die geschorene Fläche hin. Lieder ertönten; Juherufen, Pfeifen, und Schnalzen wollten kein Ende nehmen. Nun ward denen zu Haus durch eine Pistolensalve die vollbrachte Arbeit verkündet. Der Hornist gab das Signal zur Ruhe. Nun begann der gegrdnete Überfall auf die Vaudelen und Hokkerlen und Straubezen, die Bier- und Weinund Mostflaschen, Milchtöpfe und Branntwein-Gläser und so lustig als wie bei der Arbeit gings nun hier zu. Nach althergebrachtem Brauche mußte die Magd oder die nächstdem sich verheiratende Tochter zu und vom Tische beten, das durfte und wollte keine schlecht machen. Wer erinnert sich nicht da an die Speisung in der Wüste? Wogleicht ein landwirtschaftliches oder Turnerfest an Naturwüchsigkeit, Innigkeit und Feierlichkeit diesem einfachen Feste? Trotz seiner Einfachheit entleidet es nicht, trotz seiner Einfachheit entleidet es nicht. War dem hungrigen Magen Recht widerfahren, ein Pfeifchen geschmaucht, Besuche gewechselt, hatte die Julisonne die Matten gedörrt und die Uhr 2 geschlagen, so ward ein Zeichen gegeben und die flinken Mädchen standen auf der Wiese, das würzige Futter

zu wenden, das Gras in Schlauen zu rechen und zu häufeln. Nun mußten sie, die zuvor so strenge gerichtet, die Prüfung bestehen. Der und der "geht's aus den Händen", "siehst das Hexle, wie flink" — flüsterten sich die Burschen zu und manchen reute es, einer langsamen den Tanz zugesagt zu haben. Doch — Versprechen war heilig, "Ein Mann ein Wort". Nachdem der letzte Rechenzug getan, nahte der Höhepunkt des Festes. Die Musikanten griffen zu den lustigen Waffen. In der Nähe eines ebenen Platzes stellten sie sich auf, die jeden Ortes für sich besonders. Ein Signal verkündet des Tages Neige. Feierabendlieder ertönen, derweil verzehren die "schaffigen" Mädchen ihr Abendbrot. Doch kurz ist ihre Rast. Der Vormähder kommt schnalzend herangesprungen, faßt die gebräuten Arme seiner Auserlesenen und eilt mit seinem Dirndel dem Tanzboden auf grünem, abgemähtem Wiesenplane zu, um den Reigen zu eröffnen und auch die Ehre des Vortanzes zu haben.

\*) Alem. Aussprache für Mahd.

(Fortsetzung folgt)

## St. Acheul, das Degerfeld und Patagonien

Von Ernst Louis Beck †

Brüderlich vereint liegen sie unter einer Glasplatte und nicht nur das, auch wie Brüder gleichen sie sich. Denn erstens sind sie alle aus "Feuerstein", zweitens dienten sie augenscheinlich alle der Jagd oder der Verarbeitung von Jagdprodukten und drittens konnte ihre Herstellung nicht sehr unterschiedlich sein. Aber, abgesehen davon, daß es, wie wir sehen werden, trotzdem keine echten Brüder sind, steht eines fest: Daß diese Feuersteinwerkzeuge einmal in einer Vitrine des Ebinger Heimatmuseums brüderlich vereint werden würden, das haben ihnen ihre geschickten Jagdhandwerker vor über 100 000 Jahren unweit der Somme in Nordfrankreich, vor 12 000 Jahren auf der höhlenreichen Alb um Ebingen und vor 100 Jahren am Meeresstrand vom argentinischen Patagonien nicht an der Wiege gesungen.

wir verdanken diese erfreulichen Merkwürdigkeiten in Ebingen vor allem ganz allgemein der Zusammenarbeit der Geologen, der Paläontologen und der Anthropologen, die vereint die ruhmvolle Archäologie im Verlauf eines Menschenalters schufen, diese buchstäblich aus dem Boden gestampfte Wissenschaft. Im besonderen aber verdanken wir dieses Beisammensein weltweit entstammender Jagdwerkzeuge der Aufmerksamkeit, ja dem sachkundigen Eifer zweier Arbeiter aus Bitz und Ebingen.

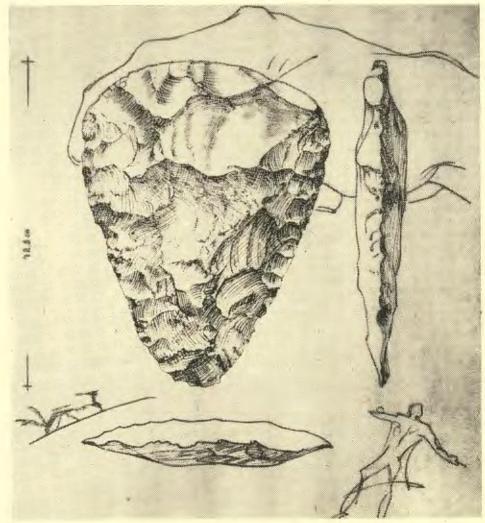
I. Es war im Jahre 1915 bei den mörderischen Kämpfen bei Amiens in Nordfrankreich, nahe dem Ort St. Acheul, als der Posthalter und nachherige Fabrikarbeiter Karl Schaudt aus Bitz mit andern Leidensgenossen einen Schützengraben auswerfen mußte. Das Gelände war flachhügelig, es gibt dort nicht wie in seiner Heimat felsige Berge und tiefe Täler. Schon vor 1914 hatte er durch Mithilfe bei vielen Ausgrabungen auf dem Degerfeld mit Umgebung unter Tübinger Wissenschaftlern das Auge dafür geschärft, wo Bodenfunde sich oft unscheinbar verraten, aber hier in Nordfrankreich hatte er beim Graben unter der Begleitmusik platzender Granaten andere Gedanken. Der Schützengraben mußte vorangetrieben werden und so flog Schaufel um Schaufel voll Aushubmaterial — Lehm, Humus, natürliche Steine — hinaus. So zwischendurch sah er, wie der Kamerad am vordersten Ende sich einmal bückte, etwas betrachtete und wegwarf. Nichts weiter, dann längere Zeit das monotone Pickeln und Schaufeln, Pikkeln und Schaufeln. "Die Einschläge kommen näher", dachte Schaudt, was hat denn der da vorn den Stein so betrachtet? Ein Stein war es, so viel sah ich beim Hinaus-

werfen — immerzu pickeln, schaufeln. "Da vorn der Streifen im Lehm, etwas dunkler wie bei mir? Guck, der hebt wieder etwas auf!" Da rief ihn Schaudt an: "He! Was hast denn da?" Der Vordere sah erstaunt rückwärts: "Nichts, nichts! Nur so ein komischer Stein. Kein Goldstück!" Und schon flog der Stein hoch im Bogen hinaus. Schaudt ging nach vorn, der andre lachte: "Da oben muß er liegen! Kannst ihn ruhig holen, wenn dir

nichts am Leben liegt!" "Nein, das nicht!" war die Antwort, "aber da, guck mal! Ist da der Boden nicht ein ganz klein wenig dunkler?" "Na und?" "Weißt du was? Wir könnten doch die Plätze wechseln?" — "Hab' nichts dagegen, zehn Schritte näher der Heimat zu sein! Du kannst meinetwegen den Stein der Weisen suchen! An jenem Tage arbeitete unser "Bitzemer" für drei. Selbst zum Essenfassen nahm er sich keine Zeit, sein Kamerad mußte es ihm bringen. — Aber abends im Unterstand, in den er als Letzter im Dunkeln gekommen war, zeigte er seinen erst ungläubigen Kameraden im spärlichen Licht einer Erdöllampe ein prall gefülltes Taschentuch. Nach feierlicher Eröffnung lag etwa ein Dutzung runder, dreieckiger, scheibenförmiger Feuersteinwerkzeuge, manchmal nahezu handgroß, auf der Kiste, die als Tisch diente. Die vier besten davon, ein Fäustling, ein Diskus, ein Kratzer und eine Handspitze, packte er sorgsam weg und brachte sie beim nächsten Urlaub wohlbehalten zu Hause an.

wohlbehalten zu Hause an.

Diese vier paläolithischen Werkzeuge liegen heute in Ebingen unter Glas. Das größte davon, der Fäustling, ist 12,3 cm lang, alle Einzelheiten zeigt die Abbildung (Zchg. v. Verf.), die Schneideflächen sind gut retuschiert und am dicken Teil zeigen sich weich ausgeschaffte Vertiefungen zum Halten mit Daumen und Zeigefinger. Auch an der dicksten Stelle ist dieses Schneidewerkzeug nur knapp 2 cm stark; es diente zum Zerlegen des erlegten Großwildes, vielleicht auch als Schleuderwaffe, was für den runden Diskus bestimmt zutraf, während die dreieckige Handspitze zur Fell- und Holzbearbeitung sehr gut geeignet war. Gewonnen wurden diese Werkzeuge aus den natürlichen großen Silexkugeln, die erwärmt wurden, ent-



"Fäustling", aus Umgebung von St. Acheul. Waffe der Eiszeit-Jäger vor 100 000 Jahren. Finder: K. Schaudt, Bitz (1915).

rindet und sich durch Schläge auf ein angesetztes Hartholz spalten ließen; die dadurch gewonnenen Scheiben, oder sonstigen Ab-splisse erfuhren dann die intensive Detailbearbeitung, die wir an unserem Fäustling in vollendeter Meisterschaft wahrnehmen. in vollendeter Meisterschaft wahrnehmen. Noch nach der 3. Eiszeit, der Rißeiszeit (der schlimmsten — die Alpengletscher reichten bis Unterschmeien!), waren die aus dem Kern herausgehauenen Faustkeile grob und undifferenziert, wie der primitive Mensch selbst. Der folgende Klimaumschwung zur 60 000 Jahre berechneten letzten Zwischeneiszeit hatte vom sich behaupten wollenden eiszeit hatte vom sich behaupten wollenden Urmenschen immer neue Anpassungen ver-langt, auf die Tundra folgte die Steppe, auf diese ein Klima, da in Nordfrankreich Fei-

gen reiften und Löwen streiften, darauf wieder kältere Steppe mit Wildpferden, Urstieren und Saigaantilopen. In dieser wieder kältere Steppe mit Wildpferden, Urstieren und Saigaantilopen. In dieser Epoche des Übergangs zur letzten Eiszeit, der Würmeiszeit, sind die beschriebenen Feuersteinwerkzeuge aus der Umgebung von St. Acheul entstanden. Die Fäustlinge haben damals ihre Hochform, wie sie vor und selbst nachher in dieser Vollendung nicht vorkamen, erreicht; unsere vier dementsprechend hervorragenden Fundstücke sind in die Zeit des späten Acheuléen einzureihen. Sie dürften nach mittleren Rechnungen vor 100 000 Jahren entstanden sein, keigen vor 100 000 Jahren entstanden sein, keinesfalls aber vor 200 000 bzw. 300 000 Jahren, wie sie deklariert worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

#### Gift- und Heilkräfte in der heimischen Pflanzenwelt

Von Heinz Raasch

Auch der Bärlapp (Lycopodium), der dege-Auch der Bärlapp (Lycopodium), der degenerierte Nachkömmling der Siegel- und Schuppenbäume der Steinkohlenwälder, ist eine Götterpflanze, die dem Donnergott Donar geweiht war. Wenn man das gelbe Pulver der Sporenkolben gegen ein Licht pustet, bilden sich blitzartige Lichterscheinungen, in denen man die Gewitterblitze Donars erkennen wollte. Märchen, Sagen und Aberglaube haben den Bärlappen, auch Schlangenmoos genannt, mit Zauberkräften ausgestattet.

gestattet.
Zur Gilde der Giftpflanzen zählen auch der Rote Fingerhut (Digitalis purpurea), der auf der Alb jedoch ziemlich selten ist und der unter Naturschutz stehende Gelbe Fingerhut (Digitalis ambigua), der die lichten Waldhänge und Kahlschläge der Alb dicht bevölkert. Der Fingerhut war trotz seiner Giftigkeit als Volksheilmittel schon vor dem Jahrhundert bekannt, wie alte Kräuterbücher berichten. Die getrockneten Blätter wurden als Umschläge bei Ausschlag und Geschwüren verwendet. Der englische Arzt Withering, der die Blätter gegen Wasser-sucht verordnete, erkannte dann aber die Bedeutung des Fingerhutgiftes Digitalin für die Behandlung von Herzkrankheiten. Heute ist das Digitalin als pulsbeschleunigendes Herzmittel aus der neueren Medizin nicht mehr wegzudenken.

Zu den Edelleuten unter den Wildpflanzen gehört die herrliche Türkenbundlilie (Lilium martagon), wegen ihrer goldgelben Zwiebel auch Goldwurz genannt. Die Alchimisten des Mittelalters bereiteten aus der Zwiebel eine Goldtinktur, mit deren Hilfe sie unedle Metalle in Gold zu verwandeln versuchten. Die Pflanze ist in Deutschland recht selten geworden, doch ist sie auf der Alb noch zahlreich vertreten. Um sie vor dem Aus-

sterben zu bewahren, ist sie unter vollkom-menen Naturschutz gestellt.

Die Vierblätterige Einbeere (Paris quadri-folia), die in unseren Buchenwäldern stark verbreitet ist, enthält den Giftstoff Paristoxin, der nach dem Genuß von 30 bis 40 Beeren zu schweren Vergiftungserscheinun-Beeren zu schweren Vergiftungserscheinungen führt. Die blauschwarzen, glänzenden Beeren, die für unwissende Kinder eine große Gefahr bilden, wurden früher in der Volksheilkunde als "Pestbeeren" gegen ansteckende Krankheiten, besonders gegen die Pest, gebraucht. Die Waldvögel verspeisen die Früchte ohne Schaden und dienen damit der Verbreitung der Pflanze.

An feuchten Hängen und Bachufern fin-den wir oft in dichten Gruppen den Baldrian (Valeriana officinalis) mit seinen rosafarbe-nen Trugdolden. Die Pflanze und besonders deren Wurzel verbreitet einen säuerlichen, katzenurinartigen Geruch, weshalb man in Niedersachsen die Pflanze auch Kattensteert (Katzenschwanz) nennt. Die Kräuterfrau gab schon vor alten Zeiten gegen alle mög-lichen Leiden Baldriansaft und Baldriantee. Auch in der heutigen Heilkunde werden Baldriantropfen gegen Störungen des Ner-vensystems, gegen Unruhe und Schlaflosigkeit verordnet. In Westfalen hängen die Bauern vielfach Baldrianwurzeln an den Scheunengiebeln auf, da sie dem Volksglauben nach die Scheune vor Blitzeinschlag schützen. Der penetrante Geruch der Wurzel lockt die Katzen der ganzen Nachbarschaft

an, die dann die Nacht hindurch ein jämmerliches Katzenkonzert veranstalten

Weit verbreitet in unsern Wäldern ist das unter Naturschutz stehende Maiglöckchen (Convalaria majalis) mit seinen herrlich duftenden weißen Blütenglöckchen. Als Sinnbild reinster Schönheit war es bei den Germanen der Frühlingsgöttin Ostara geweiht, und bei den Frühlingsfesten schmückte sich die Jugend mit Maiglöckchen-Weit verbreitet in unsern Wäldern ist das

Eng verwandt mit dem Maiglöckchen ist der Salomonssiegel (Polygonatum officinale), auch vielblütige Maiblume genannt. In den deutschen Märchen und im Volksaberglauben spukt der Salomonssiegel als die geheimnisvolle "Springwurzel" herum, mit der man unterirdische Schätze heben und schätzebergende Felshöhlen und Truhen öffnen kann. Doch um die richtige Springwurzel zu finden, muß man erst ein Spechtloch verkeilen und dann dem Specht, der sich eine Wurzel zum Öffnen seiner Nisthöhle holt, dieselbe abjagen. Den eigenartigen Namen verdankt die Pflanze den narbenförmigen Ringen am Wurzelstock, die dem Siegelab-druck des Königs Salomo gleichen sollen.

(Fortsetzung folgt)

#### Die Herren von Zimmern

Einiges Wissenswertes zur "Zimmerischen Chronik" - Von Kurt Wedler

Wappen Zimmern ist ein auf-gerichteter goldener Löwe in blauem Feld, der eine silberne Hel-lebarde mit goldener Stange hält; die Helm-zier ist ein roter Hirsch mit goldenem Geweih.

Allenthalben streb-

Allenthalben strebten die Herren von
Zimmern auf eine gute Bildung und Ausbildung ihrer Kinder. Sie schickten sie auf die Universitäten in Deutschland und Frankreich und an die Fürsten- und Königshöfe. Sie waren Domherren und Äbte und fürstliche Ratgeber. Wilhelm Werner z. B. wurde um 1510 Rektor der philosophischen Fakultät in Freiburg und später von 1529 bis 1539 Beisitzer am Reichskammergericht in Speyer. Seinem Bruder Gottfried Werner hat kein geringerer als Karl V. und König Ferdinand den Posten eines kaiserlichen Ferdinand den Posten eines kaiserlichen Rates angeboten. Stolz, gerade, hart und gottergeben war ihr Leben, sie trugen auch schwere Schicksalsschläge mit erhobenem Haupt. Verleumder und hinterlistige Schachspieler straften sie mit Verachtung, auch wenn sie diese Haltung manchmal an den

wenn sie diese Haltung manchmal an den Rand des Unterganges brachte.

So unerschrocken wie Herr Gottfried Werner (1484 — 1554) auf dem Bronze-Epitaph in der St. Martinskirche in Meßkirch dargestellt ist und so gläubig wie derselbe auf dem Seitenflügel des "Wildensteiner Altars" des Meisters von Meßkirch (jetzt in Donaueschingen) und sein Bruder Wilhelm Werner (1485 — 1570/75) auf dem zweiten Bronze-Epitaph in Meßkirch abgebildet sind so sahen sie auch dem Tod ins Antlitz. sind, so sahen sie auch dem Tod ins Antlitz, unerschrocken und gläubig, ohne Furcht und Hadern, ein wahrhaft edel und vornehm Geschlecht. Die Chronik berichtet vom Sterben des Ururahns der beiden Obengenannten, Johann dem Älteren folgendes: "Als aber die Stunde seines Todes nahekam, ließ er sich aus seinem Gemach in ein kleines, unansehnliches Bäckerstüblein tragen, dort mit den hochwürdigen Sakramenten versehen und dann aus dem Bett auf die mit Asche bestreute Erde legen. Den Panzer, den er alle Tage getragen, ließ er sich als Kissen unter das Haupt legen, und so nahm er mit großer Reue über seine Sünden, mit Andacht und Geduld ein vernünftiges und ohne Zweifel ein seliges Ende unter großer Klage der Seinen. Er starb fast hundert

Jahre alt, im Januar am St. Agnesentag Anno Domini 1441 und ward zu Meßkirch in der St. Georgskapelle, die er selber erbaut, neben seinem Vater, der Mutter, der Frau, dem Sohn und einem seiner Enkel begra-ben." (69)

Daß bei einem solchen jahrhundertealten, kinderreichen Geschlecht nicht alle Glieder kinderreichen Geschlecht nicht alle Glieder ein beispielhaftes Leben führten, ist verständlich, und auch davon erzählt die Chronik manches Stück; doch waren sie in summa und in Sonderheit so geachtet, daß der Kaiser im Jahr 1538 die Erhebung des Geschlechtes in den Grafenstand ohne alle Umstände bewilligte. Eine seitenlange Urkunde, von der hier nur einige Ausschnitte genannt werden können, beweist nochmal das hohe Ansehen, in dem die Zimmern in der damaligen Zeit standen: "Wir, Karl V. von Gottes Gnaden römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches... bekennen für uns und unsere Nachkommen am allen Zeiten Mehrer des Reiches... bekennen für uns und unsere Nachkommen am Reich öffentlich mit diesem Brief und tun männiglich kund:... Wir haben nun gütlich zu Herzen genommen und betrachtet das gute, adlige, uralte Herkommen unser und des Reiches lieben Getreuen, der edlen Brüder Johann Werner, Gottfried Werner und Wilhelm Werner Freiherrn von Zimmern, deren Voreltern seit vielen 100 Jahren in Stand, Ehre und Würde der Freiherrn gewesen und in deren Familie auch oftmals Stand, Ehre und Würde der Freiherrn gewesen und in deren Familie auch oftmals hohe Fürsten und andere treffliche, den fürstlichen gleichgestellte Geschlechter hineingeheiratet haben... außerdem standen die Herren von Zimmern bei unseren Vorfahren, den Kaisern und Königen und unserem löblichen Hause Österreich in besonders hohem Ansehen und haben uns und dem heiligen Reich in jeder Weise ihre stete Liebe, Anhänglichkeit, Treue, fleißige, willige und nützliche Dienste erwiesen... Als Lohn solcher angenehmen und getreuen Dienste von ihnen und ihren Voreltern, andern als Beispiel und Anreiz zu guten adligen Tugenden, uns und dem Reiche zu dienen ...so haben wir mit wohlbedachtem Mut... und mit rechtem Wissen den obengenannten Brüdern... die Gnade verliehen und die Freiheit gegeben, daß sie alle ihre ehelichen Leibeserben und deren Erbenserben, Manns- und Frauenpersonen, für und erben, Manns- und Frauenpersonen, für und für in Ewigkeit Grafen und Gräfinnen zu Zimmern heißen und sein sollen... darum gebieten wir allen und jeglichen Kurfürsten, . Landvögten, Amtleuten . tern, Herolden... Bürgern, Gemeinden



samt allen anderen unsern und des heiligen Reiches Untertanen und Getreuen... mit diesem Brief wissentlich und festiglich, daß sie (die Namen) für und für ewiglich Grafen und Herren, Gräfinnen und Frauen zu Zimmern nennen, heißen, schreiben, titulieren, ehren, achten und halten sollen... Des zur Urkunde besiegeln wir diesen Brief mit unserem kaiserlichen Insiegel, gegeben zu

Villafranca am 24. Tag des Monats Mai, nach Christi unseres lieben Herrn Geburt 1538, im 18. Jahr unseres Kaisertums und im 23. Jahr unserer Herrschaft." (338—340). Wie langatmig und umständlich, aber auch wie gründlich, genau und liebevoll im Vergleich zu unseren heutigen nüchternen, knappen Ernennungen, ist diese Urkunde abgefaßt.

(Schlußfolgt!)

## Auf dem Großen Heuberg

Von Hans Müller

(Schluß)

Der nordwestliche Heuberg ist gänzlich zerfressen und fast unentwirrbar in ein ru-heloses Auf und Ab zerlegt. Die Verkarheloses Auf und Ab zerlegt. Die Verkarstung reicht bis an den Ebinger Paß heran. Nahe der Donau ist die Verkarstung geringer, weil da die Juraschichten weniger gehoben wurden. Auch war dazu weniger Zeit verfügbar, denn die Donau selber ist erst am Ende des Tertiär (im Pliozän) in einer Art Parallelverschiebung "von der Alb herabgerutscht" in ihr jetziges Tal. Täler haben ihre Namen. Wenn jedoch das verbindende Band eines Wasserlaufes fehlt oder das Tal gar durch Senken und Schwellen nachträglich zerlegt wurde, dann haben die einzelnen Teile desselben Talzuges verschiedene Namen. Wir sahen dies schon am Finstertal (am weitesten westlich) und am Seetal (dem dritten von links). Das kürzere Tal stertal (am weitesten westlich) und am Seetal (dem dritten von links). Das kürzere Tal dazwischen heißt oben Wanne und unten Dobel; es mündet bei Hausen im Tal. Das vierte große Tal, unten Kohltal, dann Geißtal, dann Stettener Tal genannt, (es mündet etwas oberhalb der Neumühle) hat weiter oben Verbindung mit dem Seetal und setzt sich nach N fort als Pfaffental, Höllschtal und Auwerdern bei Meßstetten. Im Bereich der größten Häufung der Senken könnte der größten Häufung der Senken könnte man das Mauertal als eine Abzweigung be-trachten. Das Mauertal geht gegen den Bluttenhagfelsen bei Ebingen noch einmal in einen "tiefen Grund" über. Ehestetter (Griesenbach), Straßberger, Kaiseringer und Storzinger Tal bieten den Bauern, die da oben Äcker und Weiden haben (auch auf dem Truppenübungsplatz) gute Abstiege in ihre Dörfer. Endlich ist bei Tiergarten ein seltsam verästeltes Gebilde als Hölltal, Weilertal und nochmals Kohltal nicht weiter als bis zur ehemaligen (pliozänen) Donau hin-auf eingeschnitten Unten floß dann die Donau noch im Diluvium hinter dem Fal-Donau noch im Dituvium hinter dem Fal-kenstein vorbei; daher die Einzelberge in der Flußschlinge vor Tiergarten. Auch von der Schmeie her ragen hier die Tälchen nur bis in die Nähe des alten Donaulaufs her-auf, der sich sehr schön abzeichnet, wenn man die stehengebliebenen Höhenreste bis hinüber zur Bära (und darüber hinaus) mit-betrachtet. betrachtet.

Haben sich diese landschaftskundlichen Tatsachen auch auf die Siedlungsgeschichte des Heubergs ausgewirkt? Wir sahen, daß der Boden in den Urtälern und Senken landwirtschaftlich betrachtet durchaus nicht landwirtschaftlich betrachtet durchaus nicht schlecht ist; er ist es auch nicht im Bereich des Truppenübungsplatzes. Man muß sich sogar, wenn man mit Bewußtsein wandert, über die vielen Acker wundern. Es sind genug Wiesen vorhanden, die ja feuchten Boden voraussetzen. Auf den Buckeln und in den tiefen Tälern wächst stattlicher Wald. Früher wurden die Buckel als Weide oder Waldweide genutzt. Steinriegel zwischen den Bäumen lassen erkennen, daß die Nutzung sogar zurückgegangen ist. Das Klima zung sogar zurückgegangen ist. Das Klima zung sogar zurückgegangen ist. Das Klima kann natürlich bei einer Höhenlage bis zu 1000 m (Weichenwang) nicht mild sein. Aber es ist eine Tatsache, daß kaum ein anderes Gebirge in gleicher Höhe noch so intensiv genutzt wird. (Gradmann). Die Hauptsorge war von jeher die Beschaffung von Wasser für Mensch und Vieh. In besonders trockenen Jahrhunderten muß wie anderswo auch die Bevölkerung zurückgegangen sein. Es ist bekannt, daß Funde aus keltischer Zeit

auf den Höhen der Alb seltener sind als in den "nassen" Tälern, während es vorher in der Hallstatt-Eisenzeit etwa umgekehrt war. Auffallend ist auch, daß nach der römischen Besetzung zwischen den Provinzen Germania superior und Raetia gerade hier die Lücke klaffte, also der Heuberg den Römern wohl nicht so wichtig war. Immerhin vermutet man eine Römerstraße von Rottvermutet man eine Römerstraße von Rott-weil über den Großen Heuberg nach Fridin-gen und Laiz. Zur Alemannenzeit wäre zu sagen, daß wir auf dem Heuberg nur einen -ingen-Ort haben. Während der Herrschaft der Franken war er das Kernstück der Grafschaft Scherra. Das heißt "steinig", und man ist geneigt, darin einen leichten Spott zu sehen. Im Jahr 854 besitzt der Franke

Adalhard aus der Sippe Karls des Großen Adalhard aus der Sippe Karls des Großen Meßstetten, Storzingen und Ebingen. Nach einer Kaiserurkunde von 1005 hat die Herzogin Hadwig Besitz in Schwenningen (Swanninga), Heinstetten (Hoensteta) und Straßberg, Kaiseringen war in der Hand Ottos des Großen. Später traten die Grafen von Hohenberg das Erbe dieser Landschaft an und darauf ist heute das seltsame Hergingsgen eines bedischen Zipfels bis nech einragen eines badischen Zipfels bis nach Hartheim zurückzuführen. Die uralte Siedlungsform der Einzelhöfe finden wir besonlungsform der Einzelhöfe finden wir besonders zwischen Nusplingen und Schwenningen noch auffallend verbreitet. Dietstaig und Heidenstadt haben es bis zum Weiler gebracht. Die eigentlichen Dörfer liegen mehr am Rande des Gebietes. In Stetten, Frohnstetten, Heinstetten und Hartheim sind Hülben. Die Wasserversorgung aus dem Bäratal und in naher Zukunft auch aus der gewaltigen Karstquelle des Großschmiedebrunnens ermöglichen den Ortschaften debrunnens ermöglichen den Ortschaften zusammen mit der Zähigkeit einer von der Natur nicht verwöhnten Bevölkerung den Übergang zu modernen Industrieorten, die durch Omnibuslinien an die Stadt Ebingen angeschlossen sind.

Auch die heutigen Lebens- und Erwerbsformen bauen nicht einfach in den "Raum" hinein, sondern in eine ganz bestimmte, na-turgegebene Landschaft!

## Schützt die seltenen Pflanzen unserer Berge

Kleinode unserer Bergflora / Von Fritz Scheerer

Größere Ansprüche an Wärme stellen die Großere Ansprüche an Warme stellen die aus dem Mittelmeergebiet stammenden Arten, wie verschiedene Orchideen (Bleiches Knabenkraut, Fliegen-, Bienen-, Hummelragwurz oder Totenköpfchen, Braunrote Sumpfwurz, Rotes Waldvögelein). Das Bergtäschelkraut und die Buchsblättrige Kreuzblume vertragen auch Halbschatten. Besondere Kostbarkeiten besitzen wir neuen wurderbaren Steinrögehen einem vor dem wunderbaren Steinröschen, einem ver-kleinerten Abbild der Alpenrose, und in der Fadenförmigen Platterbse (Lathyrus ensi-

Fadenformigen Platterbse (Lathytts elisi-folis), die auf unseren Bergen ihr einziges Vorkommen innerhalb Deutschlands hat. Gewaltige Lücken trennen die heimat-lichen Standorte der Steppenheidepflanzen von ihren Hauptarealen in Pannonien und Südrußland, ebenso vom Mittelmeergebiet. Unübersteigbare Schranken liegen dazwischen. Die räumliche Entfernung zeigt, daß sie in geschichtlicher Zeit keinen Einzug in sie in geschichtlicher Zeit keinen Einzug in unser Heimatland gehalten haben können. Ihre Standorte dürften auch keine Vorposten oder letzte Ausläufer sein. Vielmehr deutet alles darauf hin, daß sie Reste eines früher viel größer gewesenen Verbreitungsgebiets sind, das mit dem Hauptareal in einer Zeit mit trockenerem Klima in Verbindung stand, das den Waldwuchs schwächte und den sonnenbedürftigen. Gewächsen eine

den sonnenbedürftigen Gewächsen eine stärkere Ausbreitung ermöglichte.

Diese Entwicklung konnte vor allem durch die Pollenforschung von K. Bertsch und Franz Firbas nachgewiesen werden. und dann entdeckte R. Gradmann durch Zu-fall, daß die Verbreitung der Steppenheidefall, daß die Verbreitung der Steppenheide-pflanzen eng mit der vorgeschichtlichen Be-siedlung zusammenhängt. Alle die Land-schaften, die durch das Vorkommen der Steppenheide ausgezeichnet werden, sind auch mindestens seit der Bronzezeit, meist schon seit der Jüngeren Steinzeit besiedelt. Die ersten Siedler zogen vermutlich in die lichter bewaldeten Landschaften ein und lichter bewaldeten Landschaften ein und nahmen sie in Kultur. Wir dürfen also auf unserer Alb nach der Eiszeit bis in die Bronzezeit herein teilweise ein Klima annehmen, wie es heute in der ungarischen Pußta herrscht und zu einer allgemeinen Lichtung der Wälder in den Landschaften führte, die durch Trockenheit und Kalkreichtum ausgezeichnet sind.

Nunmehr sind wir in der Lage, die Einwanderung der Steppenheidepflanzen auf-

zuzeigen. Die wichtigste Wanderstraße auf die Schwäbische Alb war von Niederöster-reich durch das Donautal, die "danubische Straße". Einzelne blieben auch auf dem Weg donauaufwärts an verschiedenen Sta-tionen hängen, so die Brillenschote bei Ebintionen hängen, so die Brillenschote bei Ebingen, die Kichertragant am Plettenberg, das Bergsteinkraut an der Lochen; die Buchsblättrige Kreuzblume und das Steinröschen konnten bis auf die Balinger Berge vordringen, während das Bergtäschelkraut bis zur Baar und einzelne Vertreter bis an den Hohentwiel kamen. Die wärmeliebenden mediterrannen Arten benutzten den Rhoneweg. Die Wanderwege lassen sich aus den heutigen Verbreitungsgebieten einigermaßen ablesen. Einzelne mögen auch in der Zwischenzeit ausgestorben sein. Nehmen wir nun eine durchschnittliche jährliche Wandergeschwindigkeit von 500 m an, so würde sich eine Wanderzeit von Niederösterreich bis in unser Gebiet von nur 1200 österreich bis in unser Gebiet von nur 1200 Jahren ergeben.

Jahren ergeben.

Die echten, urwüchsigen Steppenheideinseln unserer Heimat stellen so abgerissene Zwischenglieder in der Entwicklungsgeschichte der mitteleuropäischen Vegetation dar. Viele der zerstreut vorkommenden Einzelpflanzen sind daher wie viele Glazialpflanzen Relikte, Überreste einer einst größeren, flächenhaften Verarbeitung, die sich bei uns nur halten konnten, weil die Bodenund Klimaverhältnisse unserer Berge ihrer Heimat entsprachen.

Heimat entsprachen.

Aus dem Dasein und den Standorten der behandelten Pflanzengesellschaften läßt sich Zeit und Gang der Pflanzengeschichte durch die Jahrzehntausende ablesen. Unter ihnen befinden sich viele schönblühende, wahre Kunstwerke der Natur, die wir da, wosie wachsen, in Ehrfurcht bewundern wollen. Andere werden nach uns kommen, die sich auch daran erfreuen und die Zusammenhänge im Reich des Lebendigen erforschen wollen. Darum möchten wir, daß diese seltenen Pflanzen fremder Herkunft vor gedankenlosem Zugriff geschützt, die Quellen des Lebensstromes, die in unserer Heimat so reich sprudeln, nicht verschüttet werden. behandelten Pflanzengesellschaften läßt sich

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ver-einigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Bellage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahraana

Mittwoch, 31. Juli 1957

Nummer 7

#### Schmeie — Schmiecha / von Joh. A. Kraus

Der linke Seitenbach der Donau, der nach 43 km Lauf zwischen Dietfurt und Gebrochen Gutenstein oberhalb des Bahnhof Inzigkofen mündet, hat merkwürdigerweise auf der Karte zwei Namen, nämlich Schmeie im hohenzollerischen Unterlauf und Schmiecha im württembergischen Oberlauf. Er entspringt im Geifitzenmoos bei Onstmettingen, berührt Tailfingen, Truchtelfingen und Ebingen, betritt bei Neuhaus bezw. der Eselsmühle hohenzollerisches Gebiet, und begrüßte einst, munter die Wiesen und Waldhänge durcheilend, Straßberg, Kaiseringen, Storzingen, sowie Ober- und Unterschmeien. Aus dem ehemals klaren und fischreichen Bächlein ist leider durch die moderne Industrie ein schmutziges Rinnsal fischreichen Bächlein ist leider durch die moderne Industrie ein schmutziges Rinnsal geworden. Oberhalb Ebingens und bei den beiden Schmeien versickert ein Teil des Wassers, das teils beim abgegangenen Ehestetten, teils bei Gorheim-Sigmaringen wieder zutage tritt. Von Unterschmeien abwärts verläuft die Schmeie durch ein straßenloses, vielgewundenes und oft ganz verengtes Felsental. Das dortige Tunnel der Eisenbahn hat einen unterirdischen See angeschnitten, in dem augenlose Lebewesen angeschnitten, in dem augenlose Lebewesen ihr Dasein fristen. Einst grüßte von den Höhen, die den Flußlauf begleiten, eine ganze Reihe mittelalterlichen Burgen, von denen teils noch einige wenige Mauerreste,

Höhen, die den Flußlauf begleiten, eine ganze Reihe mittelalterlichen Burgen, von denen teils noch einige wenige Mauerreste, teils nur noch ein charakteristischer Name übrig geblieben ist. Es sind die Burg bei Onstmettingen, der Schloßfels bei Tailfingen, ein zweiter (von manchen angezweifelter) bei Ebingen, die Schalksburg bei Oitringen-Straßberg, Burgstelle Storzingen (südlich des Dorfs von der Bahn abgeschnitten), Weckenstein oder Heidenschloß und endlich Burg Schmeien unweit der Mündung auf der rechten Seite. Lediglich Schloß Straßberg mit mächtigem Wohnturm blieb bis heute erhalten. Dagegen ist das einstige Dörflein Ehestetten unterhalb Ebingens samt Kirche fast ganz verschwunden.

Über den Namen des Gewässers finden sich in den Bänden des Fürstenbergischen Urkundenbuches eine Anzahl von Erwähnungen seit dem 14. Jahrhundert. Die älteste Form lautet Smiehen, schmiechen oder ähnlich, die wohl zum mittelhochdeutschen smiugen = biegen, krümmen gestellt und als Krummbach erklärt werden darf. Bereits im Jahre 1418 begegnet uns die Form Unterschmeyen für das Niederdorf, und im 16. Jahrhundert hatte sich das Schluß-ch ganz abgeschliffen und das lange i zu ei entwickelt, so wie Wib zu Weib, Win zu Wein usf. In Tailfinger Akten von 1560 finden wir den Bach "die Schmeie" entspricht. Genau dieselbe Entwicklung nahmen Ober- und Unterschmeien, die anfangs (1334) Obron Schmiehen und (1385) Under Smiche hießen, aber seit dem 16. Jahrhundert nur noch Schmeien genannt werden. Um so erstaunlicher muß die antiquarische Bezeichnung "Schmiecha" für den württembergischen Oberlauf erscheinen. Noch mehr staunte der Verfasser, als er in einem mundartlichen Ebinger Heimatgedicht von Wilhelm Roth dennech das nen. Noch mehr staunte der Verfasser, als er in einem mundartlichen Ebinger Heimatgedicht von Wilhelm Roth dennoch das

Schmeientäle fand. Eine Nachfrage ergab, daß der Volksmund in Tailfingen heute einfach vom "Bach", in Ebingen aber ebenfalls von der "Schmeiengäßle gibt. Wer hat nun die reichlich veraltete Schmie-cha wieder erstehen lassen? Wir wissen es nicht, möchten aber vermuten, daß es kein Einheimischer tat, sondern auswärtige Gelehrte, die durch Schulbücher und Land-

karten den Namen wieder künstlich belebten. Vielleicht stand dabei die württemberten. Vielleicht stand dabei die wurttembergische Schmiech bei Gundershofen-Ehingen Patin. Schon Gustav Schwab bringt 1823 in seiner Beschreibung der Neckarseite der Schwäbischen Alb die Form Schmicha. Den hohenzollerischen Anwohnern aber klingt die Schmeie, wie Ober- und Unterschmeien, durchaus berechtigt und schön zugleich, und sie sehen nicht ein, warum man die so leicht zu Verwechslungen führende Schmiech von Ehingen statt der längstgewohnten Schmeie annehmen soll!

#### Gotisches Maßwerk / von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Das Wort Albrecht Dürers "Der Nutz ist ein Teil der Schönheit" stellt die Grundtendenzen alten baulichen Gestaltens heraus: Am Gebäude finden wir in mehr oder minder wohlabgewogener Vereinigung die Zweckform und Schmuckform. Man erinnert sich dabei an die Ergebnisse der biotechnischen Forschung, die, von der praktischen Anwendung abgesehen, darin gipfeln, daß das vollendet Zweckmäßige, als das schen Anwendung abgesehen, darin gipfeln, daß das vollendet Zweckmäßige, als das vollendet Schöne erklärt wird. Der Nachdruck liegt dabei auf dem Wort "vollendet": Man kennt Konstruktionslinien am Bauwerk, die in Bezug auf die Festigkeitseigenschaften des Baumaterials die einzig möglichen sind und gleichzeitig durch ihre Eleganz verblüffen. Es gibt gewiß verschiedene Schönheitsideale, aber man wird dort, wo sozusagen der Geist am Stoff angreift, wo der Baukünstler seine Ideen verwirklichen sozusagen der Geist am Stoff angreitt, wo der Baukünstler seine Ideen verwirklichen will, wo das Zweckgut auch noch ausge-schmückt werden soll, die Harmonie zwi-schen den physischen Gegebenheiten und dem künstlerischen Ausgriff anstreben müssen. in diesem Sinne können wir z. B., die Hochleistungen der Gotik als die rhyth-mische Überwindung der Schwerkraft be-trachten. trachten

Was die Raumphantasie des Baumeisters vermag, kann uns "die Königin der Ostsee", die Marienkirche in Danzig, zeigen. Am Ulmer Münster, am Kölner Dom bewundern wir nicht zuletzt die Wucht des Bauwerks. Die St. Annakirche in Annaberg überrascht durch die Sternfiguren ihres Deckengrundrisses, das Freiburger Münster hat den zier-lichsten Turm. Aber am gotischen Bauwerk mit seinen Spitzbögen bewundern wir besonders das eine Merkmal, das nicht nur Stilkriterium, sondern geradezu der Inbegriff der aktiv gewordenen Baugesinnung ist: Das Maßwerk.

ist: Das Maßwerk.

Wer am Stephansdom in Wien oder, in unserer Heimat, an der Eßlinger Frauenkirche, an der Michaelskirche in Hall, am Kapellenturm in Rottweil, an der Balinger Stadtkirche oder sonstwo die Schmuckmotive der Spitzbogenfelder betrachtet, wundert sich vielleicht, warum jedes Fenster andere Verzierungen hat. Das Maßwerk, im engeren Sinn die vom Steinmetzen geschaffene gotische Schmuckform, insbesondere der Fenster, lockt zwar zu Varianten, die man als Dreipass, Dreischneuse mit Fischblasen, Vierpass, Fünfpass usw. bezeichnet, die aber stetige Motivwiederholung keineswegs ausschließen (Fig. 1). Im heutigen Zeitalter der Baunormung ist zwar Asymmetrie alter der Baunormung ist zwar Asymmetrie

nicht verpönt, ja manchmal bewußt angestrebt, aber der moderne Architekt wird auch beim Kirchenbau die Gleichförmigkeit der Fenstergestaltung bevorzugen. Wenn wir also nach den Variationsbedingungen des gotischen Maßwerks fragen, dann bleibt es uns nicht erspart, etwas den Geheimnis-sen der mittelalterlichen Bauhütten nachzuspüren, diesen Werks- und Gesinnungs-gemeinschaften der am Dombau beteiligten Baumeister und Werkleute.

zuspüren, diesen Werks- und Gesinnungsgemeinschaften der am Dombau beteiligten Baumeister und Werkleute.

Die Kunsthistoriker, die sich mit dem gotischen Baustil beschäftigten, blieben natürlich nicht bei der Feststellung äußerer Merkmale hängen, sondern fragten nach den Hintergründen, nach den zweifellos geheimgehaltenen mathematischen Grundlagen der mittelalterlichen Konstruktionen. Aus der philosophischen Vertiefung des Problems müßte dann die Frage nach der Baugesinnung, nach der Weltanschäuung der Bauhütten hervorgehen. Der Kunsthistoriker Heideloff sah die geometrische Grundlage der Gotik vor allem im Achtort, einer Figur, bei der von zwei ursprünglich aufeinanderliegenden, kongruenten Quadraten das eine um 45 Grad gegen das ander verdreht ist. (Fig. 2) Der Kunsthistoriker Dehio dagegen betrachtete als wichtigstes geometrisches Grundgebilde der Bauhütten die Triangulatur. Bei dieser Figur sind zwei kongruente gleichseitige Dreiecke um 60 Grad gegeneinander verdreht. (Fig. 3) Alhard von Drach, ein Zeitgenosse Dehios, glaubte das Hüttengeheimnis in der Pi-Viertel-Triangulatur gefunden zu haben. Pi-Viertel als analytisches Bogenmaß ist gleichbedeutend mit 45 Winkelgraden. Denkt man sich (Fig. 4) in einem gleichschenkeligenfl Dreieck ABC diesen Winkel an der Spitze bei A und von den Endpunkten der Basis BC aus, die Höhen CD auf AB und BE auf AC gezeichnet, dann ist DE eine neue Basis, von der aus sich die Konstruktion wiederholen läßt. Auch beim Achtort und bei der Triangulatur läßt sich in Bezug auf die überstehenden Stücke die Konstruktion fortsetzen, sodaß unendliche Reihen entstehen im Sinne einer Gnomonfigur. Einen Gnomon mathematisch zu diskutieren, ist hier nicht unsere Aufgabe; es soll der Hinweis genügen, daß man eine gegebene Figur derart durch Zerlegung in immer kleinere Stufen abwandelte, daß Formgleichheit zwischen den gleichen Stufen und der Anfangs- und Endfigur bestand. Alles Ähnliche kann aber einem übergeordneten Ganzen unterstellt werden,

sodaß die Teile und das Ganze struktur-gleich sind. Man hatte dafür den prägnan-ten Spruch: "Werde, der du bist!" Dabei war es für das mittelalterliche Maßwerkwar es für das mittelalterliche Maßwerkdenken gleichbedeutend, ob man die Gnomonfigur in immer kleinere Teile zerlegte, also gleichsam aus der Welt des Makrokosmos in die Mikrowelt hinabtauchte, oder ob man die Teile immer gewaltiger aufeinander türmte und so, wie der Turm des gotischen Doms, den Himmel stürmte: Was da ward, hatte die Struktur von Anfang an; die Entelechie, die Zielstrebigkeit, war vorgegebenes Sein, das jetzt in die Erscheinung trat, es war Maßwerk als Abbild des ewigen Urbilds.

Daß man bei Neubauten Baugerüste und Daß man bei Neubauten Baugerüste und allerlei-Hilfsapparatur benötigt, ist uns so geläufig wie die Anwendung von Hilfslinien, die zur fertigen geometrischen Konstruktion oder Werkzeichnung führen. Die Umkehrung des Problems leitet zu der Einsicht, daß das Insgesamt der Hilfslinien alles im Spezialfall denkerisch Notwendige alles im Spezialfall denkerisch Notwendige enthält, sodaß die fertige Konstruktion eine gleichsam aus dem Nichts entsprungene Zier- oder Zweckform darstellt. Vom praktischen Endzweck abgesehen könnte man fast sagen, das Wesentlichste sei die Konstruktionshülle, und man gewinnt dabei die richtige Auffassung von dem, was für den Entwurf des gotischen Maßwerks das Wichtigste war, von der sog. Schlüsselfigur.

Die Baumeister der Gotik gestalteten nach dem Grundsatz: "Alles Maßwerk strebt ins Verborgene." Wenn die Hülle fiel, wenn das Baugerüst, die Hilfsapparatur beseitigt war, blieb etwas übrig, das von Nichteingeweihten benutzt oder allenfalls als Kunstwerk bewundert wurde. Wie zierlich war doch das Maßwerk geraten! Wie lockerte sich doch das Gefüge der trotzdem noch tragenden Wand! Wer aber besaß den wahren Schlüssel zu dem Kunstwerk? Wer konnte gleichsam durch die Pracht hindurchsehen und ermessen, wieviel symbolisch geoffenbart und wieviel mehr verschwiegen ward? Kein Wunder, daß die Nachwelt sich um Schlüsselfiguren und sonstige Geheimnisse der Bauhütten bemühen stige Geheimnisse der Bauhütten bemühen

Wer gotisches Maßwerk studiert, steht an der Grenzscheide zwischen Dingwelt und Bedeutungswelt. Zunächst sieht man sich Bedeutungswelt. Zunächst sieht man sich der Kunstform gegenüber mit ihren Maßen und Proportionen. "Der Gestalttypus", sagt C. v. Baer, "ist das Lageverhältnis der Teile." Die Teile kann man messen, ihre Beziehungen zueinander als Proportion bestimmen. Wir können auch zustimmen, wenn Dürer sagt: "Die Kunst der Messung ist der rechte Grund aller Malerei": Auch am gotischen Bau wurde gemessen, das Bauwerk wurde "gemaßregelt", sodaß wir über den Wohllaut dieser Architektur, dieser gefrorenen Musik, staunen. Das Maßwerk selbst war dabei, aber mehr als ein hübsches Endergebnis von Messungen und geometrischen Spielereien. Es war Ausdruck mittelalterlicher Frömmigkeit, karg in der Enthüllung seines wahren Wesens, verschwenderisch im Darleben eines künstlerischen Wollens. rischen Wollens.

Der Astronom Kepler sucht in seinem Hauptwerk, der "Harmonice mundi", die musikalischen Beziehungen zwischen den Planetengeschwindigkeiten auf. Seine für Planetengeschwindigkeiten auf. Seine für uns wichtige Formel des sog. dritten Planetengesetzes war für ihn eine beiläufige Feststellung, galt ihm doch viel mehr die Harmonie der Sphären, dieser aus Mythos und Astralsymbolik geborene Begriff. Musik war Raum- und Bewegungsordnung und damit gleichsam Zahlendynamik. Schon Pythagoras, unterschied gwischen Saiton. Pythagoras unterschied zwischen Saiten-längen als Maß und zwischen Tonabständen als psychischem Wert: Man konnte also Zahlenverhältnisse hören und erleben. Auch gotisches Maßwerk ist ein Tatenfeld der Zahlen und damit voller Beziehungen zum

Kosmos und zum Göttlichen. "Gott treibt unausgesetzt Meßkunst" hatte schon Plagesagt.

Mit dem Ausspruch des auf der Grenze wischen Scholastik und Humanismus stehenden Kardinals Nikolaus von Cusa "Die Seele ist das Quadrat des Geistes" können wir heutigen zunächst nicht viel anfangen. Die im Maßwerkdenken geübten Baumei-ster der Gotik handelten aber aus der gleichen Seelenhaltung heraus: Die geometrischen Elemente hatten für sie eine symbolische Bedeutung, die sich aus der Zahlenmystik ergab und den Wesensgehalt ihrer Konstruktionen ausmachte. Der Punkt, die Zahl Eins, bedeutete die ungeschiedene Gottheit, die große Freiheit. Das Quadrat oder sonst eine Figur, allgemein die ebene Fläche, entsprach dem Seelenspiegel, dem passiv Ausgebreiteten, der empfangsbereiten Seele. Die Linie, insbesondere die Lotten Seele. Die Linie, insbesondere die Lot-gerade, war sozusagen der Geistespfeil, der lebenweckende Strahl, der die Fläche traf. Um die Urzahlen 1, 2, 3, 5 und 7 rankte sich förmlich eine Philosophie, so daß Zahl und Maß und alles Maßwerk die quantitative Seite geradezu göttlicher Qualitäten wur-den. In der Schlüsselfigur und dann nachher im maßwerklichen Zierrat trat für den Eingeweihten Wesen in Erscheinung, das Unsichtbare deutete sich vielsagend in irdi-schem Feld an, im unbewußten Ebenmaß

geschah Begegnung mit dem Göttlichen. Schlüsselfiguren sind auch heute nicht unbekannt; man gibt sie z.B. nomographischen Diagrammen bei, um aus den Skalen und Kurven irgend ein technisch oder wirtschaftlich interessierendes Ergebnis bequem ableiten zu können. Mehr als solche nützlichen Zahlbeziehungen suchen wir aber in den Nomogrammen beileibe nicht. Anders bei der Schlüsselfigur etwa eines Villard de Honnecourt, der 1274 ein maßwerkliches Skizzenbuch schuf. Der Baumeister entwarf nach dem Bauschlüssel im Großen den go-

tischen Dom und übergab nun die Schlüsselfigur z. B. den Steinmetzen. Diese wiederholten variierend die Figur bei den Fenster- oder Portal- oder Lettnerverzierunster- oder Portal- oder Lettnerverzierungen, so daß größte Mannigfaltigkeit bei durchaus gewahrter Einheitlichkeit des Ganzen erreicht wurde. Im Vergleich gesprochen käme diese Arbeitsweise der Forderung gleich, es müsse jeder der Steinmetzmeister bei aller Freiheit, sein ihm am Dom zugewiesenes Fenster zu verzieren, doch grundsätzlich z. B. den Goldenen Schnitt anwenden. Im Orient, soweit er sich nicht vollständig auf westliche Technik um-Schnitt anwenden. Im Orient, soweit er sich nicht vollständig auf westliche Technik umgestellt hat, entwirft man heute noch Häuser bis in alle baulichen Einzelheiten hinein mit Hilfe von Fußmatten, deren Seitenverhältnis beispielsweise 1:3 ist. Eine solche Matte wäre dann eine ganz einfache Schlüsselfigur. Für die Schöpfungen der Gotik war aber nicht das Rechteck, sondern der Kreis der Mittelpunkt des Erlebens. Dies im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht im einzelnen nachzuweisen, ist hier nicht der Ort und es mag die Andeutung genü-gen, daß man etwa den Dreipaß oder das Elsässische Schnörkelkreuz mit seinen Epi-zykloiden unschwer aus Kreisbeziehungen

zykloiden unschwer aus Kreisbeziehungen ableiten kann.

Vergessen wir aber nicht, daß dies nur die Außenseite ist! Der mathematische Grundgedanke der Schlüsselfigur ist uns zugänglich, viel mehr Schwierigkeiten bereitet uns die Symbolik des Maßwerks. Das Wort Beethovens "Musik ist höhere Weisheit als alle Philosophie" kann uns hier einen wichtigen Fingerzeig geben: Fassen wir das gotische Maßwerk, dieses später oft flamboyante, einer Flamme gleichende Kräftespiel, als steingewordene Musik auf, dann dürfen wir die von Fenster zu Fenster wechselnden und doch einheitlichen Motive als Resonanzstellen des Kosmos erkennen, als Resonanzstellen des Kosmos erkennen, aus dessen Tiefen heraus das Göttliche wie auf dem Weg der Dinge zu sich selber sich den Menschen schenkt.

#### 1255 Juli 16 — bei Rosenfeld

Von Kurt Rockenbach

Die erste Nennung Rosenfelds — noch nicht als Stadt — reicht bis in das Jahr 1255 zurück. Die für die Stadt Rosenfeld so außerordentlich wichtige Nomination steht in einer auf den ersten Blick inhaltlich be-langlosen Urkunde, die als spätere Eintragung des 14. Jahrhunderts nur noch als Ab-schrift im Kopialbuch des Klosters St. Blasien vorhanden ist. Dieses Kopialbuch be-findet sich heute im Kloster St. Paul im Lavanttal in Kärnten. Es gelang nun vor kurzem, auf dem Umweg über das Stadt-archiv Konstanz, das einige Filme mit Auf-nahmen aus diesem Kopialbuch besitzt, die Fotokopie der Seite 402 mit der für Rosenfeld so bedeutungsvollen Nachricht zu erhalten.

Wir bringen sie zuerst im lateinischen Urtext und dann in deutscher Übersetzung. Für die Lateinkundigen sei bemerkt, daß die Ausklammerungen Ergänzungen zu den im Schreiber- und Kirchenlatein üblichen Kürzungen im lateinischen Text darstellen.

- 1: L(itte)ra · W(algeri) · militis de Bisingen / sup(er) resignat(i)one quorundam agror(um) / apud Roswangen: -
- 2: Univ(er)sis · Ch(risti) · fidelib(us) / p(raese)ntem paginam inspecturis · Ego Walger(us) miles / dict(us) Zeile de Bisinge(n) /
- Zeile 3: notitiam s(u)bsc(ri)ptor(um) · Nov-(er)it univ(er)sor(um) / tam mod-(er)nor(um) / q(uam) post(er)o-ru(m) / p(ro)vida disc(re)tio / q(uod) cum
- s(u)b aliquo temp(or)is spatio / ia(m) p(er)acto · B · pater meus

- bone memorie / et frater meus ei(us)d(em)
- Zeile 5: memorie / et ego / castrum apud Rosiwangen c(on)strux(er)im(us) / multa q(uan)titatem agror(um) sub
- Zeile 6: eode(m) castro / p(ro)pter comodu(m) n(ost)r(u)m futuru(m) / in unu(m) iussim(us) postmodu(m) c(om)pilare / p(ro)mitten
  Zeile 7: tes inibi / gen(us) div(er)si graminis inflore(re) / qua(e) in antea actis (a)etatib(us) / multa annona exstit(i))
- exstit(i)t
- exsu(i)t augm(en)tata / p(ar)sv(er)o agror-(um) p(re)d(ic)tor(um) maxi(m)a / monast(er)io s(anc)ti Blasii iure p(ro)p(ri)etatis / attinebat / Zeile 8:
- p(ro)cedente aute(m) temp(or)e dest(ru)cto castro an(te)d(ic)to Zeile 9: et p(at)re meo defuncto / ego et f(rate)r me(us) an(te)
- f(rate)r me(us) an(te)

  Zeile 10: d(ic)t(u)s / idem p(ra)tu(m) s(u)b
  malo titulo c(on)ceptu(m) / et possessum / p(ar)titi sum(us) / ita ut
  ut(e)rq(ue) n(ost)r(u)m

  Zeile 11: gaud(er)et medietate p(er)cepta /
  p(ra)ti p(re)libati · Igit(ur) cum
  rev(er)endi in Ch(rist)o ... Abbas
  / et Co(n)e

- rev(er)endi in Ch(rist)o ... Abbas / et Co(n)Zeile 12: vent(us) / d(ic)ti Monast(er)ii /
  me / et filiu(m) fratris mei / Baldibrechtu(m) / ex mera iustitia
  t(ra)xisse(n)t /
  Zeile 13: in ca(usa)m / p(ro) p(ra)to sepefato / ego rediens ad p(ro)p(ri)am
  c(on)scientiam / c(on)sulendo poti(us) saluti a(n)i(m)e / g(uam) cor-(us) saluti a(n)i(m)e / q(uam) corp(or)is /

Zeile 14: meam medietatem omnino / c(on)-Zeile 14: meam medietatem omnino / c(on)t(ra) ius a me possessam / sepe
no(m)i(n)ati p(ra)ti monast(er)io
p(re)libato / et

Zeile 15: aliis / quib(us) iidem agri / antea
attinebant / lib(er)e resigno / et
resignavi · Ut aute(m) resigno

Zeile 16: nat(i)o/seu repu(n)tiat(i)o hui(us)-

Zeile 16: nat(i)o/seu renu(n)tiat(i)o hui(us)-mo(di) / mai(us) robur firmitatis obtineat / hanc cedula(m) sigillo

Zeile 17: mini mei ... Comitis Friderici de Zolr / et meo decrevi roborari · Acta sunt hec apud

Zeile 18: Rosivelt · Anno · d(o)m(ini) · M·CC·L·V · XVII · Kal(e)n(das) · Aug(u)s(ti) · Ind(ic)t(i)o(n)e · XIII ·

Zeile 19: Dechano de Heygerloch / Sifrido
Vicepl(e)b(a)no in Rosinvelt / Walth(e)ro Scolastico i(n) Hay-

Zeile 20: chingen / Cuon · milito de Boubinhoven · B(er)chtoldo sculteto in
Rosinvelt... hospite... d(ic)to...
Zeile 21: Diet(ri)co de Uesingen / et aliis
q(uam) pl(ur)ib(us) tam clericis /
q(uam) laycis / i(n) d(omi)no felicit(er) amen. -

Dem Lateiner mögen einige wenige, nicht veränderte Wörter aufgefallen sein, die man nicht anders als mit "Pidgin-Latein" bezeichnen kann. Um beim Thema zu bleiben. muß jedoch auf jede weitere Erläuterung hierzu verzichtet werden. — Die Aufteilung in Zeilen (1—21) soll den Übersetzer sich besser zurechtfinden lassen.

Die deutsche Übersetzung lautet: Urkunde des Walger, Ritters von Bisingen, wegen Rückgabe gewisser Äcker bei Roßwangen:

Allen Christgläubigen, die diese Urkunde ansehen, gebe ich, Walger, Ritter, genannt von Bisingen, folgendes zur Kenntnis. Die vorausschauende Weisheit aller, sowohl der Gegenwärtigen wie der Nachkommenden, möge erfahren, daß B., mein Vater seligen Angedenkens, mein Bruder desselben An-gedenkens und ich, als wir schon vor geraumer Zeit die Burg bei Roßwangen er-

baut haben, daraufhin eine große Anzahl Äcker unter dieser Burg zu unserem ferneren Nutzen zusammenlegen ließen und das ren Nutzen zusammenlegen ließen und das zur Wiese machten, wo in vergangenen Zei-ten reichlich Getreide wuchs. Der größte Teil der genannten Äcker gehörte dem Klo-ster St. Blasien eigentümlich zu. Nachdem aber später die vorher genannte Burg zer-stört wurde und nachdem mein Vater gestorben war, haben ich und mein vorher genannter Bruder diese unter einem schlechten Vorwand an uns gekommene und be-sessene Wiese so geteilt, daß jeder von uns eine Hälfte der uns angeeigneten Wiese bekam. Da deshalb die ehrwürdigen in Christo der Abt und Convent des genannten Klosters mich und den Sohn Baldibrecht meines Bruders aus wahrer Gerechtigkeit wegen der genannten Wiese verklagt haben, gebe ich freiwillig zurück und habe, indem ich meinem Gewissen folge und mehr auf das Heil der Seele als des Körpers bedacht bin, meine gänzlich rechtswidrig besessene Hälfte der genannten Wiese dem vorer-wähnten Kloster und allen denjenigen, denen diese Äcker früher gehörten, zurück-gegeben. Daß aber dieser Verzicht und diese Entsagung eine größere Bekräftigung er-halte, habe ich diese Urkunde mit dem Siegel meines Herrn, des Grafen Friedrich von Zollern, und meinem eigenen bekräftigen

lassen.

Das ist geschehen bei Rosenfeld, im Jahr des Herrn 1255, an den 17. Kalenden des August, in der 13. Indiktion, in Gegenwart von Wernher, Dekan von Haigerloch, Siegfried, Vizepleban in Rosenfeld, Walther, Scholastikus in Hechingen, Conrad, Ritter von Bubenhofen, Berchtold, Schultheiß in Rosenfeld, .. Wirt (?) ..., Dietrich von Üsingen und anderen ziemlich vielen Klerikern und Geistlichen. Gruß im Herrn. Amen.

Das Datum in der ältesten Urkunde über Rosenfeld ist nach dem "Alten Kalender" römischer Datierung angegeben. Umgerechnet ergibt sich daraus der 16. Juli 1255, ein

(Schluß folgt.)

## Der Heuberg ist offen /

(Schluß)

Im Nu eilt alles herbei und harret der Minute, einzutreten in den munteren Rei-gen und zu walzen und zu schnalzen, bis goldene Sternlein ihr glänzendes Lichtchen aufzünden und der Vater Mond das fröh-liche Gewusel und Gehubel zu belächeln anfängt. Laue Abendwinde streichen über den wirbelnden Kreis und trocknen die triefende wirbelnden Kreis und trocknen die triefende Stirne und treuen Hände; kein Stäubchen belästigt die Lunge, kein Gras und Schiefer-Öl erzeugt Schnupfen und Husten, keine Krinoline versperrt die Umsicht und den Kreislauf, kein Schnürleib bindet das keu-chende Leben zusammen. Frei und lüftig, rein und züchtig war dieser alte nationale Walzer und fügte so sauber zum ewigen Walzer und fügte so sauber zum ewigen Sphärentanz der Sterne, daß der Astronom gut getan hätte, die ruhende Achse der beigut getan hätte, die ruhende Achse der beiden munter bewegten Kreise in Einklang zu bringen. Doch er hat nicht Zeit, der Vortänzer schreit ja: "einen Hopfer!" Die Augen auf! Da gehts durcheinander, daß du meinst, eine unsichtbare Hand habe auf ein dürres Gras geschlagen und ein Heer von langbeinigen Heuschrecken hüpfen neckend ein wenig weiter. Und welch' ein Höllenspektakel, wenn ein stolperndes Paar umwarf, und wie flink war's wieder auf und in taktmäßigem Lauf! Der Engel der unschuldigen Freude besprengte endlich den Tanzboden mit kühlendem Tau, die Dame Natur öffnete ihr Riechfläschchen und ließ entströmen den würzigen Duft des kräftigen strömen den würzigen Duft des kräftigen Heues. Ein schöner Abend, wahrlich! Er hatte Städter und Dörfler, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, Bürger und Herren im

#### Von Dr. habil, G. Stockmann, Tübingen

trauten Kreise vereinigt. Wenn sonst Nach-barn aus anderer Herren Länder zu den ehmaligen, kernigen Oberhohenberger ka-men, gab's Eifersüchteleien, Sticheleien und weil alldazumal jedweder unter seinem weißen Zwilchkittel einen Knittel trug, so setzte es nicht selten Holzereien ab und die Umwohner hatten Respekt vor ihren kaiserli-chen Nachbarn. Hier aber ging unter heite-rem Tanz und fröhlichem Mahl des ersten Tages Abend unter und die Nacht machte dem Feste ein gemütliches Ende. Wie man kam, mit Musik und Gesang, zog man ab und die christlichen Nachtgrüße schickten sich die Scheidenden zu. 6 zurückgelassene Wächter schützen diese Nacht das Gemeingut und noch weit hallte es "gute Nacht, gute Nacht". Diese Nacht umfing ruhiger Schlummer, ein gesegneter Schlaf sämtliche Streiter des

Tages. Doch nur kurz war die Nacht für sie; der Hahnenschrei weckte die müden Glie-der, aber munter wie tags zuvor fand sie der Morgen. Doch heute brauchte es ja nicht zu eilen, zuerst muß die Sonne den Tau von den Häuflein ablecken. Dann erst konnte auf dem erwärmten Rasen das erst welke Gras ausgestreuet werden. Morgens 10 Uhr

ward die gestrige Arbeit fortgesetzt. Nach einigen Stunden rasselten unter Peitschen-knall die Wagen daher. Unter Singen und Jodeln wird aufgeladen und heimgefahren, die weite Ebene ist geräumt und wird nun den Schäfern feierlichst übergeben. Die Abgrenzung der betreffenden Anteile besorg-ten die Gemeindevorsteher. Es ward um diese Plätze das "Hälmle gezogen"; welcher Gemeinde sie zufallen sollen. Sie an die Schäfer zu übergeben, war ein Recht der Vormünder der 3 Gemeinden. Für den Spruch dabei gab der Oberschäfer der Tän-zerin des Vormähders einen Kram wogegen. zerin des Vormähders einen Kram, wogegen diese des Schäfers Hut mit einem Strauß und den Leithammel mit einem Kranze zierte. Das war die letzte der Festlichkeiten. Man schritt zum Einkauf des Krams. Die weite große Wiesenfläche war ja schon in einen Marktplatz verwandelt. Der Schäfer muß ehrenhalber tief in die Tasche greifen, denn die Tänzerin als Primadonna macht denn die Tänzerin als Primadonna macht heute Ansprüche. Aber auch die übrigen bleiben nicht zurück. In Reihen, Arm in Arm, durchziehen sie die Reihen der Krämerbuden und mustern sie scharf. Indeß kommen die heimgefahrenen Burschen, der Kram hat sich gefunden ist gekauft, bewundert.

Dafür aber kaufen und verehren auch die Tänzerinnen ihren Tänzern Pfeifenketten etc. als Andenken an den offenen Heuberg. Aber nicht bloß sie, o nein! die ganze Nachbarschaft ist da und das Bild einer improvisierten Volksmesse ist gegeben. Der Hanswurst fehlt nicht und Taschenspieler zeigen ihre Künste. Das nahe Forchenwäldle überschattet die Baracken der umlagerten Wirte mit ihren Erfrischungen. Der Engelwirt von Dormettingen und der von Geislingen haben gute Plätze und in den Gläsern feinen Stoff; aber der Sephle sorgt für Most. Jung und alt, ja 7 ganze Gemeinden sind heute verbrüdert und gar mancher Gelegenheit zu ehlichen Bündnissen ist hier Tür und Tor geöffnet in ehrsamer Weise. Doch der Jubel geht aus, die Zeit drängt, die Fässer sind leer, die Zungen müde, die Wirte brechen auf und alles eilt der Heimat zu. Der Heuberg schließt sich. Der Geist der Einsamkeit senkt sich hernieder, nur der Schafe monoschattet die Baracken der umlagerten Wirte senkt sich hernieder, nur der Schafe mono-tones Blöken tönt, bis der Schnee die Wiese in ihre Nachthaube einkleidet

A. 1825 schloß sich der "Heuberg" zum letzten Male. Verschwunden ist die reiche Wiese, schlechte, nie gedüngte Felder tragen magere Saaten. Düstere Wehmut dunkelt das erinnerungsheitere Auge derer, die sich noch an die Wiese, den Markt, den heiteren Tanz erinnern und nun sagen müssen: "Der Heuberg ist und bleibt geschlossen". Die Volksfeste rücken ein, eines nach dem andern, aber das Volk ist nicht kräftiger, nicht patriotischer. Der Aufschwung fehlt, denn die Flügel sind ihm beschnitten; ein drükkender Alp hält es darniedergebannt. Alles ordnet jetzt die Obrigkeit; aber was sie noch nicht geboren, das ist der Patriotismus. letzten Male. Verschwunden ist die reiche

Anmerkung:
Mit dem Beitrag "Heuberg" ist die Frage der Herberge bzw. -felder allgemeiner angeschnitten, also u. a. auch der Vergleich des "Kleinen Heubergs" mit a) dem Großen Heuberg am Südrand des Kreises Balingen und b) dem Salmendinger Heufeld (über letzteres befindet sich in den "Mitteilungen des Vereins für Geschichte in Hohenzollern, Bd. 37 (1993/04), S. 61/78, ein ausführlicher historischer Bericht des damaligen Pfarrers von Salmendingen, Friedrich Eisele).
Weitere Einzelheiten zu diesem Beitrag werden zu gegebener Zeit in unseren "Heimatkundlichen Blättern" veröffentlicht werden.

#### Gift- und Heilkräfte in der heimischen Pflanzenwelt Von Heinz Raasch

Auch das goldgelb blühende Johannis-kraut (Hypericum perforatum) mit seinen eigenartig perforierten Blättern, das an Hecken und Wegrändern wächst, spielt im

heit. Als Heilkraut wird es auch heute noch gesammelt und gebraucht.

Der von Hermann Löns in seinen Heideliedern so oft besungene Wachholder (Juniperus communis), der überall die Hänge und Kuppen der Alb mit seinen bizarren Strauchformen schmückt, ist wohl der vom Volksglauben am stärksten umsponnene Strauch. Schon die verschiedenen Namen, die er trägt, zeigen, wie tief er im Gedankengut des Volkes verwurzelt ist. So heißt er im Niederdeutschen Machangelbaum oder auch Machandel, in Bayern und Tirol Krammetsbaum oder Kranewitt. Seine mittelhochdeutsche Bezeichnung "Wechalter" (von Wehal=wach, lebensfrisch, tar=Baum), deutet auf die stärkende und erfrischende Wirkung der Beeren hin, deren täglicher Genuß ein langes Leben verspricht. Ja die Inder sprechen den Beeren sogar die Kraft der Verjüngung zu. In Sage, Brauchtum und im Aberglauben, aber auch in der Volksheilkunde begegnen wir immer wieder dem Wacholderstrauch. Matthiolus schrieb schon in seinem Kräuterbuch über den Wachholder: "Die alten Hexen und Wettermacherinnen üben damit viel Zauberey und Abenthewer". Die aromatischen Früchte wurden auf glühende Kohlen oder auf die Herdplatte gestreut als Räuchermittel gegen "üble und schädliche Dünste", bei Abergläubischen auch gegen böse Geister. Noch heute wird in unsern Landgemeinden der Speck mit Wacholder geräuchert. Als wirksames Mittel gegen ansteckende Krankheiten stellten unsere Vorfahren aus den ausgereiften Beeren den Choleraschnaps her, einen Wachholderbranntwein, der bei uns als Steinhäger, bei den Holländern als Genever, bei den Engländern als Gin und bei den Slawen als Boroviska bekannt ist.

Wer kennt nicht die lilafarbenen, zarten Herbstzeitlosen (Colchicum autumnale), die im Herbst zu Hunderten auf unsern Wiesen ihre Blütenkerzen anzünden! Die blattlose Pflanze öffnet morgens gegen 9.00 Uhr ihre Blütenampel und schließt sie wieder gegen 18.00 Uhr. Der Fruchtknoten der Pflanze, der überwintert, befindet sich nicht in der Blüte, sondern an dem unterirdischen Sproß, der zum Schutze gegen Frost in den Hüllblättern der Knollenzwiebel eingeschlossen ist, der einzige derartige Fall in der deutschen Pflanzenwelt. Im nächsten Frühjahr entwickelt sich der Sproß zu einer tulpenähnlichen Blattpflanze, aus deren Mitte die dreiteilige Samenkapsel hervorragt. Nach dem Samenausfall stirbt der oberirdische Teil der Pflanze ab, die dann erst wieder im Herbst die Blüten treibt. Die Herbstzeitlose enthält das für das Weidevieh gefährliche Gift Colchizin, das auch in dem trockenen Futterheu seine schädliche Wirkung behält. Die Bauern sind deshalb bemüht, die Pflanze auszurotten.

Zu den gefährlichen Giftkräutern gehört auch die Zypressenwolfsmilch (Euphorbia cyparissias), die trockenen, sandigen Boden bevorzugt, wo sie sich sehr schnell in ganzen Horsten ausbreitet. Sie enthält einen klebrigen Milchsaft, der sie gegen Tierfraß schützt und auch bei Verletzungen als Wundverschluß dient. Er setzt sich zusammen aus Gummi, Harz, Fett, Wachs, Gerbstoff, Salz und Giftstoffen in gelöster Form. Das in der Milch enthaltene Gift Euphorbon ist ein gefährliches Alkaloid, das bei innerer Anwendung zu schweren Vergiftungen und in größeren Mengen genossen selbst den Tod herbeiführen kann. Das Weidevieh geht der Wolfsmilch aus dem Wege, und der Bauer sollte darauf bedacht sein, dieses Unkraut zu vernichten, damit es nicht unter das Futterheu gerät. Nur die großen gelbgrünen Raupen des Wolfsmilchschwärmers können das Gift ohne Schaden vertragen, man findet sie deshalb oft auch in größerer Zahl auf den Blättern dieser Pflanze.

Zu den ersten Frühlingsboten gehört das

gelbe Blütenkörbchen des Huflattich (Tussilago farfara), der ein Helfer der Menschen in Krankheitsfällen sein will. Schon im Altertum wurden seine Blätter, die Schleimund Bitterstoffe enthalten, getrocknet und gegen Lungenleiden angewandt. Auch heute noch leistet der Huflattichtee gute Dienste gegen Scrofulose. Sein botanischer Name Tussilago heißt soviel wie Hustenvertreiber.

Die Haselwurz (Asarum europaeum) bildet im Schatten der Buchenwälder mit ihren glänzenden, lederartigen Blättern sattgrüne Polsterkissen, die einen kampferartigen Geruch von sich geben, der die Insekten anlockt. Die Fruchtkapseln, sowie der Wurzelstock enthalten das pfefferig brennende Gift Asarin, das nach dem Genuß starkes Erbrechen hervorruft.

Abschließend noch eine merkwürdige Beobachtung, die wir bei dem bescheidenen Sauerklee (Oxalis acetosela), auch Kuckucksklee genannt, machen können. Wie ein leuchtend grüner, von weißen Blütensternen gesprenkelter Teppich breitet sich der Sauerklee auf dem Boden der Buchenwälder aus. Seinen Namen verdankt das zarte Pflänz-

chen dem in den Blättern reichhaltig vorhandenen oxalsauren Kalk, der einen erfrischend säuerlichen Geschmack gibt, wenn man die Blätter zerkaut. An warmen, lichten Tagen breitet die Pflanze ihre Kleeblättchen weit aus. Bei Regenschauern, Kälte und anbrechender Nacht faltet sie ihre Blätter ganz eng zusammen und legt die Blatteile wohlgeordnet beiderseits der Hauptrippe eng aneinander, um sich zu wärmen. Sie nimmt damit ihre "Schlafstellung" ein. Die Naturwissenschaft nennt diese Eigenschaft bei den Pflanzen Nictitropismus. Sie ist besonders stark ausgeprägt bei der "Sinnpflanze" Mimosa pudica, die sich sogar bei der Berührung schon sofort schamhaft zusammenzieht.

Wenn auch der Aberglaube durch die fortschreitenden Erkenntnisse der Wissenschaft verdrängt wurde und der Vergangenheit angehört, so erkennen wir doch in all den wunderbaren Erscheinungen im Pflanzenleben den ewigwirkenden Geist des Schöpfers und eine weise göttliche Ordnung, die wir Menschen in Ehrfurcht bewundern

#### Die Herren von Zimmern

Einiges Wissenswertes zur "Zimmerischen Chronik" -- Von Kurt Wedler

(Schluß)

Ein Hauptzweck des Chronisten war, mit seinen Aufzeichnungen die Tradition des eigenen, altadligen Geschlechtes zu bewahren und das eigene Haus vor übereilten Neuerungen zu schützen. Froben Christoph war zwar dem Fortschritt und der Aufgeschlossenheit der Humanisten nicht abgeneigt, denn immer wieder gebraucht er den Ausdruck "tenebrosum saeculum" (finsteres Mittelalter); aber die Vorliebe für die gute alte Zeit zieht doch wie ein roter Faden durch die ganze Chronik. Ein Beispiel soll dies bezeugen. Da wird von einem Festmahl bei einer Fastnacht erzählt, das 320 Gulden kostete. In der Chronik heißt es dann: "Das wurde damals (80 Jahre früher) als großes Bankett betrachtet. Zu unseren Zeiten würde man eine Fastnacht, die nicht mehr kostet, für eine Kargheit halten. Also steigen Prachtliebe und Verschwendung heute mehr und mehr, wodurch alle Stände herunterkommen und zuletzt ins Verderben geraten.. Keiner will auch der Letzte sein oder weniger geachtet als die anderen. Was daraus folgt, sieht man alle Tage. Wie hier einer und dort ein anderer bankrott macht". (183) Ganz modern klingen diese mahnenden Worte!

Auch das Alb-Donaugebiet wird in der Chronik erwähnt. Das Nonnenkloster Inzigkofen wurde z. T. von der Gräfin Anna gestiftet, der Tochter Johannes des Älteren, Gemahlin Eberhards von Werdenberg-Sigmaringen. Sie ist 1445 gestorben und wurde im Kloster begraben. Das Bärbele, die an Blattern erblindete Tochter des Grafen Gottfried Werner trat im Jahr 1529, schon mit 10 Jahren als Nonne in dieses Kloster ein.

Neben dem Wildenstein war auch Schloß Falkenstein bei Tiergarten seit 1516 im Besitz der Zimmern, dazu der Weiler und die Mühle zu Neidingen. Der Kauf dieser Besitzungen von Wolf von Bubenhofen, zu denen auch Kreenheinstetten und Reinstetten gehörten, geschah zu Ebingen um 4880 Gulden in Gold. Aus dieser Zeit wird in der Chronik eine lustige Geschichte von einem Kürschner Hans Schott aus Ebingen, der mit seiner Bastardtochter des Grafen Hugo von Werdenberg verheiratet war, erzählt, die sich auf dem Falkenstein zugetragen hat (172)

Das Städtle Ebingen wurde zur Zeit der Flucht Herzog Ullrichs dem Grafen Gottfried Werner um geringes Geld angeboten, aber er hat auf den Kauf verzichtet, weil er vom Herzog in seiner Jugend manche "Guttaten und Gnaden" empfangen hatte. So hätte Ebingen beinahe neben seinen, schon 13 Besitzern noch einen weiteren dazubekommen.

Im Jahr 1594 stirbt das Geschlecht in der männlichen Linie aus. Die Erben des Besitzes sind die Fürstenberg, Helfenstein, Waldburg, Königsegg, Limpurg, Hohenzollern-Sigmaringen und Ortenburg, und die Herrschaft vor Wald wird im Jahre 1595 an Rottweil verkauft.

Die Chronik, die in 2 Exemplaren vorhanden ist, ist mit dem Verschwinden des hochgeachteten Namen von der damaligen politischen Bühne bald in Vergessenheit geraten. Erst im Jahr 1770 hat der Freiherr von Laßberg, der die Hohenemser Nibelungenhandschrift wiederentdeckte, in Donaueschingen, wo sie aufbewahrt wurden, auf die Zimmerische Chronik aufmerksam gemacht. In den Jahren 1868 und 1869 erschien sie im Druck in einer vierbändigen, 2203 Seiten umfassenden Ausgabe. Seither sind bis in unsere Zeit immer wieder Neudrucke und vor allem Auswahldrucke erschienen; denn dieses, von Münch als eine der "kostbarsten Handschriften Teutschlands" bezeichnete Dokument, ist eine Fundgrube für Philologen und vor allem für die Heimat-, Kultur- und Sittengeschichte und für die Volkskunde. Obige Ausführungen stützen sich auf den 560seitigen Auswahldruck von Johannes Bühler "Wappen, Becher, Liebesspiel" (Societätsverlag, Frankfurt a.M. 1940), in dem die für uns etwas schwer verständliche frühneuhochdeutsche Sprache des Originals in die Gegenwartssprache umgesetzt ist, ohne daß dadurch der Charakter der Chronik verfälscht wurde.

Jeder, der die Zimmerische Chronik zur Hand nimmt, wird sich an der urwüchsigen, kernigen Sprache erfreuen und wird seine Lust haben an den erzählten Schwänken und Anekdoten und an den Ereignissen, die sich am Rande der großen Geschichte in unserer Heimat zugetragen haben.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Mittwoch, 28. August 1957

Nummer &

## Johannes Hartmann, Stadtschultheiß in Ebingen Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Amtsantritts

Von Polizeirat a. D. Karl Baur

In diesen Wochen sind es gerade hundert Jahre geworden, daß Johannes Hartmann das Amt des Stadtschultheißen von Ebingen übernommen hat. Mehr als ein halbes Jahrhundert stand dann Hartmann an der Spitze der Ebinger Stadtverwaltung, ein halbes Jahrhundert lang, in dem sich das Gesicht der Stadt gründlich verändert hat, in dem aus dem Bauern- und Handwerkerstädtchen eine stattliche Industriestadt geworden ist und in dem sich die Bevölkerung dieser Stadt auf über das Doppelte vermehrt hat. So soll das Jubiläum Anlaß sein, Leben und Werk dieses Mannes einmal zu umreißen.

mal zu umreißen.

Johannes Hartmann wurde am 15. Mai 1832 als Sohn des Webers Johann Jakob Hartmann und seiner Ehefrau Anna Barbara, geb. Groz, in Ebingen geboren. Nach dem Besuch der hiesigen Volks- und Lateinschule wurde er im Notariats- und Verwaltungsfach gründlich ausgebildet. Wenige Jahre nach seiner Prüfung wurde er am 8. Juni 1856 vom Kgl. Oberamt Balingen als Stadtschultheißenamtsverweser bestellt. In dieser Tätigkeit scheint er sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben zu haben, denn im nächsten Frühjahr wurde er, noch ehe er das 25. Jahr vollendet hatte, am 6./7. März 1857, zum Stadtschultheißen seiner Vaterstadt gewählt und am 17. März endgültig in sein Amt eingeführt.

Hartmanns Vorgänger waren gewesen:

Hartmanns Vorgänger waren gewesen: 1822—1835 Stiftungspfleger Johann Jakob Wohnhas; 1837—1848 Verwaltungsaktuar Johannes Grotz; 1848—1852 Pelzhändler Daniel Ludwig Glanz; 1853—1856 Notar Christian Kirchner.

Nach 52jähriger erfolgreicher Amtstätigkeit mußte Hartmann infolge Krankheit am 31. März 1909 zur Ruhe gesetzt werden; zwei Jahre darauf, am 28. Juni 1911, ist er hier gestorben.

Die Arbeit eines Stadtvorstandes war in jener Zeit dadurch sehr erschwert, daß die verschiedenen Dienststellen noch überall zerstreut waren. Im alten Rathaus, das an der Marktstraße an der Stelle der 1936 erstellten Landeszentralbank stand, befanden sich keine städtischen Dienststellen. Im großen Saal waren die Sitzungen des Gemeinderats und des Bürgerausschusses, im kleinen die standesamtlichen Trauungen und die Musterungen für den Militärdienst. Das Erdgeschoß diente als Fruchtschranne; der Keller war an den Küfer und Weinhändler Schmid als Weinkeller verpachtet.

Die Kanzleiräume des Stadtschultheißen befanden sich im stadteigenen alten Gebäude auf dem Spitalhof neben der Kapellkirche auf dem oberen Mauerweg. Im vorderen Teil gegen den Spitalhof lag die Wohnung des Stadtvorstands; die Amtsräume waren im hinteren Teil gegen den Mauerweg untergebracht. Mit dem Amt des Stadtvorstands waren damals noch verbunden die Ratsschreiberei, das Standesamt

und das Amt der Ortspolizeibehörde. Der Stadtpfleger Maag besorgte seine Amtsgeschäfte in seiner eigenen Wohnung in der Unteren Vorstadt (heute Hutgeschäft Stumpp-Göhring) bis 1910. Verwalter Beck, der dann Nachfolger Maags als Stadtpfleger wurde, besorgte bis dahin eine Reihe anderer wichtiger Geschäfte in seiner Wohnung in der Färberstraße: Gasfabrikverwaltung, Armenpflege mit Krankenhausverwaltung, Ortsbehörde für die Arbeiterversicherung, Einwohnermeldeamt, Gewerbegericht, Ortskrankenkasse, Krankenpflegeversicherung, Kirchenpflege mit Kirchenbaufondspflege und Lutherstiftung. Für all diese vielfältige Tätigkeit kam er mit einem Gehilfen und zwei Lehrlingen aus.

Verwaltungsaktuar Hengstberger besorgte in seinem Gebäude in der Zollernstraße die Wasserwerksverwaltung und die
Stiftungspflege. Die später neu geschaffene
Steuerratschreiberei befand sich in dem
städtischen Gebäude auf dem Spitalhof
(Kleinkinderschule), das Stadtbauamt in
dem städtischen Gebäude in der Ankerstraße 4 neben dem Roten Kasten, Grundbuchamt und Notariat in der Langestr. 21
neben dem jetzigen Rathaus; auch das
Eichamt war hier untergebracht.

Diese Zersplitterung war nicht nur für den Amtsvorstand mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden, sondern auch für die Bürgerschaft. Darum war man in den letzten Jahren der Amtstätigkeit Hartmanns immer wieder auf der Suche nach einem geeigneten Platz für ein neues Rathaus, doch erst nach Hartmanns Tod hat der Brand auf dem Markt am 6./7. Januar 1911 Raum für einen Neubau im Mittelpunkt der Stadt geschaffen (er wurde im Dezember 1913 eingeweiht).

Das Ebingen des Jahres 1857 kann man sich kaum einfach genug vorstellen. Man muß nicht nur die West- und Oststadt wegstreichen und die Bebauung der Hänge, nicht nur die eleganten Auslagen in den breiten lichtdurchfluteten Schaufenster; nicht nur Auto, Rundfunk und Fernsehen; es gab noch kein Gas und kein elektrisches Licht, es gab noch keine Eisenbahn und kein Postamt, keine Hochdruckwasserleitung, alte, winklige Schulgebäude und einen ebensolchen Spital, eine alte, durch unschöne Einbauten unansehnliche Martinskirche und noch keine katholische Kirche, denn auch die Zahl der Katholiken belief sich noch auf keine hundert; eine einzige, 1854 gebaute kleine Fabrik, die Landenbergersche Samtfabrik (heute G. Ott Sohn), keine Bank oder Sparkasse und natürlich auch keine Festhalle. Nur die neuen Steigen auf den Meßstetter- und den Bitzerberg waren im Jahrzehnt davor gebaut worden.

Und was ist nun in den 52 Jahren der Tätigkeit Hartmanns alles geschehen? Die erste Hochdruckwasserleitung hatte die

Stadt 1888/89 eingerichtet. Die erste Gasfabrik hatten die Brüder Landenberger vor ihrer Samtfabrik am Karlsplatz gebaut. 1871 wurde sie von der Stadt erworben (% durch Schenkung von Manchesterfabrikant Johann Martin Landenberger und seinem Sohn Theodor Landenberger und seinem Sohn Theodor Landenberger und seinem Sohn Theodor Landenberger, ½ durch Kauf von Kaufmann Christian Landenberger). Eine größere Gasfabrik mit dem dazugehörigen Verwaltungsgebäude baute die Stadt dann 1892/94 in der Wilhelmstraße. 1901 hatte Fabrikant Friedrich Haux das Elektrizitätswerk Ebingen begründet. 1878 erreichte die Eisenbahn unsere Stadt, wir bekamen einen Bahnhof und bald darauf auch ein Postamt. 1878 wurde der neue Spital an der Sonnenstraße gebaut, der bald vorwiegend als Krankenhaus diente. 1886 bis 1887 wurde auf der Spitalwiese ein Knabenschulhaus erbaut, der Kern der heutigen Schloßbergschule (1937 erweitert), 1899/1900 die Realschule, das heutige Gymnasium, 1905 die Mädchenschule (heute Kirchgrabenschule) und 1894/95 die Turnhalle, später nur noch als Festhalle verwendet. 1891/92 wurde die katholische Kirche erbaut, 1905/06 die neue Martinskirche. Das Gründungsjahr von Linder und Schmid ist 1862, von Chr. L. Maag 1880, von Gebr. Haux 1895, Gottlieb Maag, später Erwin und Hugo Blickle 1878, Reinhold Haux 1896, Rehfuss und Stocker, früher J.F. Herter 1898, Steinkopf und Gussmann, früher Eppler und Kienzel in den 80er Jahren, Friedrich Maag 1897, Wilhelm Rominger 1904 usw. Die Nadel- und Waagenindustrie, deren Anfänge in die 40er und 50er Jahre zurückgeht, nimmt in den 80er Jahren ihren ersten Aufschwung, um 1900 kommt die Spiralbohrerfabrikation hinzu. Die Einwohnerzahl stieg von 1857 bis 1909 von etwa 4600 auf 11000 Köpfe.

von etwa 4600 auf 11 000 Köpfe.

Diese ganze Entwicklung hat unser Schultheiß teils gefördert, teils geschehen lassen. Nur gegen eines hat er sich mit aller Kraft gewehrt, wenn auch vergeblich, was viele Ebinger heute noch bedauern werden: es war der Plan, auf dem Heuberg einen Truppenübungsplatz anzulegen. Verhandlungspartner für die Militärverwaltung war u. a. der Oberförster Schleicher, der sich für die Abtretung der Ebinger Waldungen auf dem Schwenninger Berg einsetzte. Hartmann wehrte sich gegen den badischen Schießplatz überhaupt und im besonderen gegen die Abtretung von Stadtwald; diese Unternehmen trage der Stadt und der Bevölkerung nichts ein. Trotzdem sich der Kaufpreis für die Waldungen auf etwa eine Million Mark belief, wollte der Stadtschultheiß lieber die Waldungen behalten, als ahnte er schon damals, wie bald der Wert alles Geldes fragwürdig wurde.

Die Charaktereigenschaften Johannes Hartmanns waren vorbildlich. Ausgerüstet mit einem guten Gedächtnis erledigte er seine Amtsgeschäfte mit großem Fleiß, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Da man zu jener Zeit noch keine Schreibmaschinen hatte, mußte alles von Hand geschrieben werden. Nach alter Väter Sitte benützte Stadtschultheiß Hartmann zum Schreiben noch den Gänsekiel, den er fachmännisch zu spitzen verstand. Erst in späteren Jahren ging er zur Stahlschreibfeder

über. Die Sandstreubüchse an Stelle eines Löschers durfte auf seinem alten Schreibtisch nicht fehlen. Wenn er nicht anderweitig dienstlich festgehalten wurde, versäumte er nie den sonntäglichen Gottesdienst. Kam er von der Kirche wieder nach Hause, vertauschte er seinen Kirchenrock sofort wieder mit seinem Kanzleirock, setzte sich an seinen Schreibtisch und fertigte in der Regel die Sitzungsprotokolle eigenhändig, da werktags hiezu nicht genügend Zeit blieb. Hartmann war auch ein guter Gesellschafter. An bestimmten Werktagabenden ging er regelmäßig in die Nachbarwirtschaft zum "Gägele", unterhielt sich mit seinen Mitbürgern bei einem Glas Bier und ging dann stets zur bestimmten Zeit wieder nach Hause.

Daß die Sonnenpflanze des Humors in der Amtsstube des seligen Stadtvorstands Hartmann auch vorzufinden war, können diejenigen erzählen, die mit ihm in den 52 Jahren seines Wirkens zu tun hatten. Hievon nur einige Beispiele:

Verkaufte die Stadtverwaltung einst einen Farren. Ein junger Revisor des Oberamts bemängelte die niedrige Verkaufssumme und machte dem Stadtschultheißen zur Auflage, sich über den Grund dieser niedrigen Verkaufssumme zu äußern. — Pflichtschuldig folgte die Antwort: wie es bei den Menschen große und kleine Rindviecher gibt, so ist es auch beim eigentlichen Rindvieh. Der verkaufte Farren gehörte zu den kleinen.

Ein Feuerwehrmann entschuldigte sein Fernbleiben von einer Feuerwehrprobe damit, daß seine Frau ins Wochenbett gekommen sei. Das Stadtoberhaupt ließ diese Entschuldigung gelten. Das war im Monat April. Im Herbst desselben Jahres fehlte der Mann des Feuerschutzes wieder. Weil es mit der ersten Entschuldigung so glatt gegangen war, wurde sie wörtlich wieder-

holt. Stadtschultheiß Hartmann verfügte: Zweimal in einem halben Jahr ins Wochenbett zu kommen ist nicht gestattet drei Mark Strafe.

Ein Jünger des heiligen Hubertus war um die Ausstellung einer Jagdkarte eingekommen. Das Oberamt erkundigte sich nach den Personalien des Antragstellers. Kurz und bündig lautete die Auskunft des Stadtvorstandes: XY ist 39 Jahre alt, erreicht nächstes Jahr das vierzigste (wo der Schwabe gescheit, wird).

Aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums haben die bürgerlichen Kollegien beschlossen, den Tag durch eine öffentliche Feier zu begehen und die Einwohnerschaft hiezu einzuladen, obwohl der Jubilar selbst in seiner bekannten Bescheidenheit auf eine öffentliche Feier verzichten wollte. Vertreter von Staat, Kirche und Schule, städtische und staatliche Behörden, die Kollegen des Jubilars aus dem Bezirk und viele andere Ehrengäste waren erschienen, und dem Jubilar wurden viele Ehrungen zuteil. Zu diesem Ehrentag entstand auch das Porträt des Jubilars von der Hand seines Landsmannes, Professor Christian Landenberger, das heute im kleinen Sitzungssaal des Rathauses hängt und das mit großer Treue gemalt ist. Wer dieses Bild betrachtet, weiß wohl nicht, daß Meister Landenberger seine liebe Not mit dem Bild hatte. Aber auch für den Stadtvorstand war es keine Kleinigkeit, die vielen Sitzungen mitzumachen und Ruhe und Ausdauer zu bewahren. Daß die Sache gelungen ist, das bekunden die ruhigen Züge des prächtigen Bildnisses in Öl.

Schließlich sei noch hingewiesen auf eine gut gelungene Bronzebüste des Stadtschultheißen Hartmann, die in der Vorhalle des neuen Rathauses auf hohem Sockel steht

## Geophysikalische Studien im Kreis Balingen

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Die Wissenschaft ist am ersten Juli dieses Jahres in das sogenannte Geophysikalische Jahr eingetreten und will sich dabei in verstärktem Maß den Aufgaben widmen, die die Geophysik im engeren Sinn hat: Erforschung des Ersikörpers und der auf ihn einwirkenden Kräfte auch aus dem Kosmos. Das geologisch und bergmännisch wichtige Ziel, Gebirgsschichten und Lagerstätten, überhaupt die eine Ausbeute versprechende Randzone der Erdkruste experimentell genauer kennen zu lernen, wird durch verschiedene Verfahren erreicht, die den Untergrund aufschließen, d. h. die physikalischen Eigenschaften der neben- und übereinanderliegenden Gesteine in einem Ausmaß erkennen lassen, daß man dadurch auf das Vorhandensein von nutzbaren Lagern, auf Wasserzufluß, Schichtneigung, Einbettungen, Horstabgrenzung, Verwerfungen usw. schließen kann. Die Erdkruste ist in geophysikalischer Hinsicht keineswegs einheitlich, man muß vielmehr mit wechselnden Strukturverhältnissen und damit mit einer charakteristischen Verteilung der natürlichen Kraftfelder rechnen. Auf diese Tatsachen gründen sich insbesondere die gravimetrischen, magnetischen, thermischen und radioaktiven Messungen, während man bei den seismischen und den meisten der elektrischen Verfahren dem Untergrund zu Versuchszwecken künstlich Energie zuführt und deren weiteres Schicksal verfolgt. Die Sicherheit, mit der man heute auf diese geophysikalische Art arbeitet, macht zwar Probebohrungen im Gestein noch keineswegs überflüssig, doch gelingtes, die an sich gegebene theoretische Vieldeutigkeit der Versuchsergebnisse soweit einzuschränken, daß die hohe Wahrscheinlichkeit der Resultate die Zahl der teuren

Suchbohrungen stark vermindert. Die wirtschaftliche Bedeutung der geophysikalischen Aufschlußverfahren liegt auf der Hand: Das Ziel des Bergmanns ist die Gewinnung der Bodenschätze. Aber auch den Geologen und Geographen interessiert die Geophysik, die nach ihrer rein wissenschaftlichen Seite hin von der Praxis wertvolle Unterlagen für ihre Problemstellung orbölt.

ihre Problemstellung erhält.

Geophysikalische Untersuchungen lassen sich selbstverständlich in jeder Gegend durchführen und man wird in kleineren Bezirken zu Ergebnissen gelangen, die trotz örtlicher Abweichungen sich in das Gesamtbild der Resultate innerhalb größerer Regionen zwanglos einfügen. Es soll aber im folgenden nicht davon die Rede sein, daß man auch im Kreis Balingen schon geophysikalische Untersuchungen durchgeführt und dabei manches Wertvolle festgestellt hat. Ich habe vielmehr schon 1952 in einer Veröffentlichung darauf hingewiesen, daß man auch auf radiästhesischer Basis das Gelände erforschen und Feststellungen machen kann, die in theoretischer wie praktischer Hinsicht von Bedeutung sind. Das bekannteste Beispiel ist das Aufspüren von unterirdischen Wasserläufen mit Hilfe der Wünschelrute oder die Abgrenzung geopathischer Reizstreifen mit Rute oder Pendel.

Radiästhesie bedeutet Strahlungswahrnehmung nicht mit Hilfe physikalischer Instrumente, sondern durch eine Art Hellfühligkeit, wobei man das menschliche Nervensystem als den Ludikaten beziehent.

Radiästhesie bedeutet Strahlungswahrnehmung nicht mit Hilfe physikalischer Instrumente, sondern durch eine Art Hellfühligkeit, wobei man das menschliche Nervensystem als den Indikator bezeichnet. Wenigstens teilweise in dieses Kapitel gehört die Wetterfühligkeit, wobei manche Menschen erklären, ein nur zu gutes Barometer zu sein. Wissenschaftlich umkämpft ist noch der Begriff "Strahlung", doch behält die Radiästhesie diesen terminus technicus vor-

läufig bei, um überhaupt zum Ausdruck bringen zu können, daß "alles strahlt", daß von allen Objekten und Lebewesen etwas ausgeht, das die üblichen Instrumente nicht oder nur unvollkommen registrieren, das aber z. B. vom Rutengänger unschwer und auf anderem Wege nachkontrollierbar wahrgenommen wird. Die quantitative Seite dieser Wahrnehmung kommt in dem Grad der Rutendrehung oder z. B. im Bährschen Ablenkungswinkel zum Ausdruck, d. h. in der Drehung der Schwingungsebene des Pendels über dem dynamischen Kreis je nach der Natur des bependelten Objekts. Arbeitstechnische Einzelheiten sollen hier nicht erörtert werden, es genüge vielmehr der Hinweis auf das Prinzip der radiästhesischen Bodenuntersuchung. Man kann Temperaturen nach Celsius oder Kelvin oder sonstwie messen und man kann radiästhesisch jede beliebige Skala für Messungen aller Art ansetzen; wesentlich ist der relative Wert, das Steigen und Fallen der Meßwerte in Bezug auf eine vereinbarte Basis, auf einen Nullwert. So habe ich bei meinen zahlreichen Messungen in Balingen und Umgebung für den Normalwert der "Bodenstrahlung" die Zahl 220 festgestellt. Zum Vergleich nenne ich einige andere Werte: Triberg 230, Bad Imnau 218, Waiblingen 225, Ebingen 218; aus der näheren Umgebung: Bahnhof Frommern 222, Bahnhof Endingen 230, Geislingen 225, Ostdorf 245, Bahnhof Engstlatt 250, Heselwangen 225. Schon früher habe ich berichtet, daß sich der Waldberg "Hangen", zwei Kilometer nordöstlich von Balingen, mit seinem Intensitätswert 313 als ein singulärer Punkt des regionalen Strahlungsreliefs heraushebt.

Meine Geländebegehung zusammen mit Prof. Dr. Berthold, der mit Geigerzähler und sonstiger Apparatur auf Radioaktivität prüfte, ließ erkennen, daß z. B. im südlichen Vorgelände von Hangen die radiästhesischen Ermittlungen konform gingen mit den physikalischen Messungen, daß aber mit dem Pendel eine andere Art von Strahlung gemessen wurde als mit dem Geigerzähler. Die Physik hat sie bisher weder erkannt noch anerkannt, doch beginnt man auf den Hochschulen neuerdings sich der Odphysik zuzuwenden und damit ein Arbeitsfeld zu beackern, das schon lange die Domäne auch wissenschaftlich arbeitender Rutengänger und Pendler ist. Freiherr von Reichenbach sprach einst vom Od, der Forscher Straniak schrieb ein Buch über die "achte Großkraft der Natur", französische Forscher verbreiten sich über den physikalischen Animismus, über die Nancy-Strahlen — alle meinen das Gleiche und zeigen ungeheure Perspektiven auf, die sich aus dem Studium dieser "Strahlung" ergeben. Daß meine Messungen der Bodeninten-

Daß meine Messungen der Bodenintensität im Kreis Balingen zunächst nur orientierender Art sein können, liegt in der Natur der Sache: Wir stehen erst in den Anfängen eines neuen, auch geophysikalischen Forschungszweigs. Ich habe die Meßergebnisse kartographiert und versucht, ein Strahlungsrelief aufzubauen, ähnlich wie man aus Höhenschichtlinien eine Reliefkarte konstruiert. Während Scheminzky in seinem Buch "Die Emanation der Mineralien" davon spricht, daß die aus den Magmaschichten der Erde nach oben dringenden Gammastrahlen die oberflächliche Materie durchsetzen, nimmt Straniak kosmische Einstrahlung von oben an: In beiden Fällen wäre die Materie durchstrahlt, die primäre Eigenstrahlung also eine Sekundärstrahlung. Der Praktiker wird sich allerdings weniger für solche Erwägungen als für greifbare Ergebnisse interessieren und das vielbesprochene Kapitel "Erdstrahlen und Krebsentstehung" z. B. hat eine vorläufige wissenschaftliche Klärung in dem Sinne gefunden, daß man mit exakten physikalischen Nachweismethoden an Reaktionsstellen von Rutengängern geophysikalische Än-

(Fortsetzung nächste Seite)

## Das Zwischenreich Burgund

Seit dem frühen Mittelalter ist zu beobachten, daß zwischen dem westlichen und östlichen Frankenreich, dann zwischen Frankreich und Deutschland sich Staatsgebilde entwickelten. Zu-nächst das Königreich Burgund mit der Haupt-stadt Arles.

Deutschland sich Staatsgebilde entwickelten. Zunächst das Königreich Burgund mit der Hauptstadt Arles.

In seiner Mischung zwischen Romanischem und Germanischem wies dieser Staat, der seit 1033 zum römisch-deutschen Reich gehörte, einen besonderen kulturellen Reiz auf. Namentlich im Süden lebte viel Antikes weiter und wurde als geistige Tradition des alten römischen Imperiums von den Kaisern des Hochmittelalters übernommen; politisch bildete es durch Jahrhunderte ein Streitobjekt zwischen Ost und West. Das alte Burgund reichte von den Vogesen zum Mittelmeer, von der Rhone zu den Alpen. Von diesem alten Staatswesen, dessen Reste erst nach dem 30jährigen Krieg entgültig an Trankreich gekommen waren, unterscheidet sich das typisch mitterlalterliche französische Burgund, die Bourgogne mit ihrer Hauptstadt Dijon. Aber auch die dort regierende Dynastie — eine Nebenlinie des französischen Königshauses — hatte den Gedanken des selbständigen Staates

zwischen Frankreich und Deutschland außegriffen; er drängte sich geradezu auf. Planung und Zutälle schufen ein Staatswesen von Friesland bis Lothringen; seine völkische Zusamensetzung war mehr deutsch als französisch, seine Politik und Kultur versuchten, eigenständig zu sein. Wäre noch der oben erwähnte Südteil hinzugekommen, wäre das alte karolingische Lotharingien wiedererstanden gewesen. Dies blieb, obgleich ins Auge gefaßt, undurchgeführt. Aber auch so entwickelte 'sich dieser Komplex von Landschaften mit den verschiedenartigsten Rechtsbeziehungen zu seiner Dynastie, zum Reich oder zu Frankreich allmählich zu einem geschlossenen Staatswesen, wohl einem der reichsten und bestorganisiertesten Europas. Nach 1450 war der Höhepunkt erreicht. Aber dem burgundischen Projekt eines souveränen Staates zwischen Deutschland und Frankreich war kein Erfolg beschieden. Karl der Kühne war 1477 gegen die Schweizer gefallen, seine einzige Tochter und Erbin Maria war zu einer politischen Heirat gezwungen. Der nachstehende Aufsatz behandelt jene Epoche und ihre noch heute spürbare Bedeutung für die mitteleuropäische Politik:

#### Maria von Burgund / von Dr. Hans Cramer

Prinzen und Prinzessinnen, die in Glanz und Reichtum aufwuchsen, wurden in vielen Fällen aus politischen Gründen an eine un-geliebte, im besten Falle gleichgültige Frau oder an einen ebenso ungeliebten Mann ver-kuppelt und es sind daraus im Laufe der Ge-schichte ungezählte unglückliche Ehen ent-standen So wehnte auch in den Polisten der standen. So wohnte auch in den Palästen der Höchsten nicht immer das Glück. Einen der ganz seltenen Fälle, in denen innige Liebe und politischer Vorteil zusammenkamen, haben wir bei der Schilderung der Ehe zwischen dem jungen Maximilian von Österreich (1459—1519) und Maria von Burgund (geboren 13. Februar 1457, gest. 27. März 1482) vor uns

1482) vor uns.

Das Zwischenreich von Burgund, das aus Das Zwischenreich von Burgund, das aus deutschen und französischen Lehen bestand umfaßte die nördlichen und südlichen (Belgien) Niederlande, das Herzogtum Geldern, Artois und die Picardie, das Herzogtum Luxemburg sowie das Herzogtum und die Freigrafschaft Burgund. Es reichte mit einer einzigen Lücke von Friesland bis knapp vor Genf. Es war einer der reichsten und kultiviertesten Staaten Europas. Rittertum und Bürgertum, Agrarwirtschaft, Handel, Gewerbe und Industrie sowie Schiffahrt blühten darin. Die Einkünfte des Herzogs von Burgund schienen unermeßlich zu sein. Sein Hof war der prunkvollste von Europa. Hof war der prunkvollste von Europa.

#### Europas reichste Erbin

Maria wurde als Tochter Karls des Kühnen von Burgund (1433 bis 1477, regierte seit 1467) und seiner zweiten Frau Isabella, der Tochter Karls I. von Bourbon, geboren. Da die burgundischen Herzöge eine Seitenlinie der Valois waren, hatte sie also von Vater und Mutter her französisches Blut in sich. Karl der Kühne, der noch eine dritte Frau 

#### Geophysikalische Studien

derungen des Geländes und die pathogen ins biologische Geschehen eingreifenden Wirkungen der Reizstreifen feststellte.

Neuere Forschungsrichtungen sehen in Weiterführung eines Gedankengangs von Goethe im Erdkörper nicht einen Klumpen toter Materie, sondern einen lebendigen Organismus. Und wieder Goethe ist es, der auf den Menschen als bestes Instrument trotz seiner Fehler hinwies: Es sei das größte Übel, wenn die Physik und Medizin nur mittels künstlicher Instrumente die Natur erkennen wolle. Aus solchen und andenur mittels künstlicher Instrumente die Natur erkennen wolle. Aus solchen und anderen Erwägungen heraus kann also die Radiästhesie als eine Hilfswissenschaft auch der Geophysik gelten und es möge das, was ich oben für den Balinger Bezirk nur skizzenhaft andeutete, eine Anregung für Heimatfreunde sein, nun auch durch Geländestudien auf radiästhesischer Basis forschend in die Geheimnisse der Landschaft einzudringen.

nahm, aber nur ungern den Ehemann gespielt haben soll, bekam keine Kinder mehr. So galt Maria schon früh als die künftige reichste Erbin Europas. Sie war keine Schön-heit, aber anmutig, sie besaß den Reiz der Jugend. Julius Wolf ("Blut" und Rasse des Hauses Habsburg-Lothringen") bezichtet von ihr, daß sie eine "kurze, vielleicht etwas derbe, sogar leicht konkave Nase, ziemlich starke Ober- und Unterlippe, letztere aber keinesfalls hervortretend, und ein gefälliges Kinn" gehabt habe.

Es war verständlich, daß sich schon früh eine stattliche Anzahl von Prinzen um ihre Hand bemühte. Ihr Vater, Karl der Kühne, der sonst kein schlauer Politiker war, begriff doch, was er sozusagen für einen großen politischen Wertgegenstand in seiner Tochter hatte, wie er die Bewerber warten lassen und von ihnen politische Zugeständnisse erpressen konnte. Der hedeutendste lassen und von ihnen politische Zugeständnisse erpressen konnte. Der bedeutendste Interessent war der kluge Habsburger Kaiser Friedrich III., der mit seinem jungen, stattlichen und feurigen Sohn Maximilian rein menschlich und auch politisch sozusagen etwas "Ertsklassiges" bieten konnte. Die Fortschritte und Rückschläge seiner Bewerbung können hier nicht in allen Einzelheiten geschildert werden. Karl der Kühne heiten geschildert werden. Karl der Kühne wollte durch Friedrich III. eine neue burgundische oder gar die deutsche Königswürde und vielleicht später die Kaiserwürde erlangen. Das konnte Friedrich nicht so rasch gewähren. Immerhin wurde es immer sicherer, daß Maximilian wohl der aussichtsreichste Bewerber um die Hand Marias wurde. rias wurde.

#### Habsburger und Burgunderin

Da fiel unerwartet früh Karl der Kühne in der Schlacht von Nancy (1477) gegenüber Schweizern und Lothringern. Der mächtige, reiche, politisch raffinierte König Ludwig XI. von Frankreich, früher der größte Feind Karls des Kühnen, schickte sich sofort an, nicht nur die französischen Lehen von Burgund zurückzuholen, sondern eventuell auch deutsche Lehen einzuheimsen. Das Reich von Burgund schien eine wehrlose Beute zu sein. Die zwanzigjährige Prinzessin Maria konnte es allein nicht retten. Noch dazu wollten nun die niederländischen Stände und Stadtgemeinden ihre Macht erhöhen und die des Da fiel unerwartet früh Karl der Kühne nun die niederländischen Stände und Stadtgemeinden ihre Macht erhöhen und die des herzoglichen Hofes einschränken. Dadurch hätte Burgund viel an Schlagkraft gegenüber den auswärtigen Feinden verloren. Maria dachte nicht daran, einen viel jüngeren französischen Prinzen, der fast noch ein Kind war, zu heiraten.

So wurde Maximilian nach den Nieder-landen gerufen.

Am 19. August 1477 standen sich die beiden Fürstenkinder Maximilian und Maria, er damals eine Blüte des Mannestums, sie eine Blüte des Jungfrauentums, zum erstenmal in Brüssel gegenüber. Ein Sturm der

Liebe und der Leidenschaft erfaßte beide beim ersten Anblick. Die beiden jungen Leute seien vor Erregung blaß bis in die Lette seien vor Erregung blaß bis in die Lippen geworden. Maria soll gesagt haben: "Willkommen sei das edelste deutsche Blut, das ich so sehr verlanget." Ich kann hier nicht alle mehr oder minder pikanten Hi-störchen wiederholen, die sich um die Be-gegnung und Vereinigung der Fürstenkin-der ranken. Die Verliebtheit muß schon sehr gebrannt haben wenn man den hemmen gebrannt haben, wenn man den hemmen-den Umstand einrechnet, daß beide sich vorderhand nur in der lateinischen, also gewiß in keiner für Liebesgespräche geeig-neten Sprache verständigen konnten. Sie sprach noch nicht deutsch, er noch nicht französisch oder flämisch französisch oder flämisch.

Die kommende kurze Ehezeit beschied beiden kein ungestörtes Glück. Maximilian Die kommende kurze Ehezeit beschied beiden kein ungestörtes Glück. Maximilian mußte öfters in den Feldzug gegen Frankreich ziehen, mußte mit aller Mühe trachten, die nötigen Geldsummen aufzutreiben, und mußte sich immer mehr gegen den Trotz der Stände und Städte der Niederlande wehren. In nur kurzen Pausen konnte er mitten in Kriegs- und Regierungsgeschäften zu seiner über alles geliebten Gemahlin eilen. Maria schenkte ihrem Gemahl 1478 einen Sohn Philipp ("den Schönen", 1478 bis 1506), eine Tochter Margarete (1480 bis 1530) und einen Sohn Franz (1481, starb als Kind). Obwohl Maria das nächste Kind erwartete, ritt sie noch auf die Falkenjagd. Als ihr Pferd vor einem Graben scheute, strauchelte es, fiel und begrub Maria unter sich. Die Herzogin siechte unter großen Schmerzen noch wenige Tage dahin, am 27. März 1482 ist sie erst, 25jährig, gestorben. Maximilian war im vollsten Sinne des Wortes verzweifelt. Er wußte, daß sein persönliches Glück für immer dahin war. Noch dazu ließ man es ihm rasch deutlich merken, daß er in Burgund und in den Niederlanden nur ein fremder. hereingeschneiter Prinzgedaß er in Burgund und in den Niederlanden nur ein fremder, hereingeschneiter Prinzgemahl gewesen war, obwohl Maria noch auf dem Sterbelager ihre Landsleute angefleht hatte, Maximilian treu und gehorsam zu sein. Seine Kinder wurden ihm sofort weg-genommen. Maximilian hat wohl im Jahre 1494 die reiche Bianca Maria Sforza aus Mailand (1472 bis 1510) geheiratet, es wurde eine konventionelle fürstliche Ehe daraus.

#### Politische Folgen der Heirat

Über das rein Persönliche hinaus müssen Über das rein Persönliche hinaus müssen wir aber die politischen Folgen der Heirat betrachten, die für die Geschichte Eurapas in den nächsten Jahrhunderten von der größten Bedeutung waren. König Ludwig XV. stand am Beginn des Österreichischen Erbfolgekrieges (nach 1740) in Brügge vor dem Grabmal von Maria von Burgund und sagte: "Hier liegt die Ursache aller unserer Kriege!" Das war wohl übertrieben, denn bekanntlich haben Frankreich und das Deutsche Reich oder einzelne deutsche Reichsfürsten schon im Mittelalter da und dort Kriege miteinander geführt, an denen dort Kriege miteinander geführt, an denen die Habsburger ganz unbeteiligt waren. Das Haus Habsburg war nun ständig das deutsche Königsgeschlecht, anderseits hat es durch die Heirat mit Maria im Westen und Nordwesten des Reiches großen neuen Hausmachtbesitz erworben. Wohl hat Frankreich machtbesitz erworben. Wohl hat Frankreich sich im Frieden von Senlis (Mai 1493) aus dem Erbe Karks des Kühnen mit der Picardie und dem Herzogtum Burgund begnügt, weil König Karl VIII. von Frankreich für den bevorstehenden Zug nach Italien den Rücken frei haben wollte. Die Spannung zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich ist aber durch die Heirat zwischen reich ist aber durch die Heirat zwischen Maximilian und Maria wesentlich erhöht

Einerseits hat es Frankreich nie verwunden, daß ihm 1477 oder 1493 der weitaus größere Teil des burgundischen Erbes ent-gangen war. Der Großteil der künftigen Kriege zwischen den deutschen und spanischen Habsburgern und den französischen Königen hatte das Ziel, weitere Stücke vom burgundischen Erbe loszureißen und zu Frankreich zu bringen. Letzteres konnte auch noch Artois, die Freigrafschaft Bur-gund und Teile von Flandern erbeuten. Bis tief ins 19. Jahrhundert hat Frankreich seine Anstrengungen fortgesetzt, denn bekannt-lich hat sich Napoleon III. noch vor 1870 bemüht, Luxemburg oder das gar schon selbständige Königreich Belgien, also die früheren südlichen Niederlande zu erwerben. Der Streit um das burgundische Erbe hörte also nicht auf und beunruhigte immer wieder Europa.

#### Deutsche Tat Habsburgs

Andererseits haben die Habsburger nicht etwa eine egoistisch-dynastische, sondern eine deutsche Tat vollbracht, indem sie rechtzeitig den größten Teil des burgundischen Erbes an sich brachten. Für einige Jahrzehnte (bis zum Regierungsantritt König Philipps II. von Spanien) standen nun die dem Deutschen Reich schon fast entglittenen burgundischen und niederländischen Lande doch unter dem deutschen Kaiser Karl V. Die nördlichen Niederlande haben sich ja dann selbständig gemacht. Die deutschen dann selbstandig gemacht. Die deutschen Habsburger, die noch immer deutsche Kai-ser waren (Karl VI.), haben bekannlich im Jahre 1714 wenigstens die südlichen Nieder-lande und Luxemburg neuerdings erhalten. Die Kraft des ständigen Vorstoßes Frank-reichs in den deutschen Westen hinein war

reichs in den deutschen Westen hinein war um die Hälfte geschwächt, denn Frankreich trachtete nun auch, im Norden, gegen die Niederlande hin seine Grenze weit vorzu-schieben. Habsburg hat also durch die Über-nahme des burgundischen Erbes wohl seine eigene Hausmacht vergrößert und große Reichten Beiche einen großen Dienst er-Deutschen Reiche einen großen Dienst er-wiesen. Man muß es sich nur vorstellen, was es für Deutschland bedeutet hätte, wenn Frankreich zu Ende des 15. Jahrhunderts das ganze burgundische Erbe bekommen u. sich bis vor Ostfriesland ausgedehnt hätte. sich bis vor Ostfriesland ausgedehnt hätte. Wäre es dann dort entgültig stehen geblieben? Welchen Druck hätte es auf ganz Nordwestdeutschland ausüben können! So ist es eine Binsenwahrheit, wenn man sagt, daß die Ehe zwischen Maximilian, der sonst gerade uns Tirolern nahe steht, und Maria von Burgund eine der bedeutungsvollsten historischen Heirsten gewesen ist. Es sei noch rischen Heiraten gewesen ist. Es sei noch-mals betont, daß die Geschichte dieser Eheschließung dadurch verschönt wird, daß ein junges Mädchen nicht widerwillig zu einer leidvollen Vereinigung gezwungen worden ist, sondern daß ein Habsburger und eine Burgunderin ein nur kurzes, aber schönes Eheglück erleben konnten.

#### Fortlebender Einfluß Burgunds

Bekanntlich haben die habsburgischen Herrscher bis 1918 den burgundischen Orden des Goldenen Vließes verliehen: manche Einrichtungen und Einflüsse des altburgundischen Hofes am Ende des 15. Jahrhunderts haben zum Teil bis ins 19. und beginnende 20. Jahrhundert auf den Wiener Hof eingewirkt. Sie mußten allerdings manchmal den Umweg über Spanien machen. Es wäre ein weites Feld, hier zu erörtern, ob nicht die noch lange am Wiener Hof geltende spani-sche Etikette zum guten Teil eine altburgun-

dische gewesen ist.
Es sei am Schlusse vermerkt, daß die zwei
Kinder Maximilians und Marias von Burgund im allgemeinen noch gute Erbanlagen,
gehabt haben. Die traurigen habsburgischen Erbanlagen, die nur einzelne Mitglieder der Dynastie erfaßten, kamen erst später von einer Spanierin, von Johanna der Wahnsin-nigen. So könnte man die Ehe Maximilians und Marias auch biologisch eine gute nennen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

## 1255 Juli 16 — bei Rosenfeld

Von Kurt Rockenbach

(Fortsetzung)
Im Kopialbuch des Klosters St. Blasien ist, laut Einsichtnahme in die vom Stadtarchiv Konstanz leihweise zur Verfügung gestellte Fotokopie, bei der Eintragung des lateinischen Textes der später verlorengegangenen Originalurkunde der Ortsname Bisingen beide Male wohl irrtümlicherweise mit dem Anfangsbuchstaben G geschrieben worden. Da es nach dem Großen Handatlas von Andree auf der ganzen Welt kein Gisingen, aber wiederum doch nur ein einziges Bisingen gibt und der Ritter Walker oder Walger mehrfach um diese Zeit in noch erhaltenen Urkunden "von Bisingen genannt" wird, besteht kein Zweifel darüber, daß mit dem geschriebenen Gisingen das heutige Bisingen zwischen Balingen und Hechingen Bisingen zwischen Balingen und Hechingen identisch ist.

Die Urkunde macht uns mit Personen der damaligen Zeit bekannt:

- 1) mit Walger, Ritter, genannt von Bisin-
- 2) B., dem verstorbenen Vater und
- 3) N.N., dem verstorbenen Bruder des Ritters Walger von Bisingen;
- 4) Baldibrecht, dem Sohn des N. N. und Neffen des Ritters Walger.
- Neffen des Ritters Walger.

  1, 2 und 3 haben nach Erbauung ihrer Burg bei Roßwangen, die in südlicher Richtung 625 Meter von der heutigen Kirche entfernt auf dem 700 Meter hohen "Burgbühl" stand, eine große Anzahl Äcker aus Zweckmäßigkeitsgründen zusammenlegen lassen und teilweise zu Wiesen umgewandelt. Nach des Vaters B. Tode hatten die Brüder Walger und N. N. die so entstandene Wiese untereinander geteilt und nach dem Tode von N. N. war dessen Anteil auf seinen Tode von N. N. war dessen Anteil auf seinen Sohn Baldibrecht übergegangen. Da alle diese Teilungen eigenmächtig und ohne Wissen des Klosters St. Blasien, dem der größere Teil dieser früheren Acker gehört hatte, vorgenommen worden waren, war seitens des Klosters unter Androhung aller damals üblichen Rechtsmittel dagegen Einspruch erhoben und schließlich die Rückgabe in einer Urkunde festgelegt worden. Zur Bekräftigung dieser Amtshandlung wurde die Urkunde mit den Siegeln des Grafen Friedrich von Zollern (5) und des Ritters Walger von Bisingen versehen. Bei dem
- 5) Grafen Friedrich von Zollern, dem "Herrn" des Ritters Walger, handelt es sich um einen der damals lebenden drei Zollernum einen der damals lebenden drei Zollerngrafen, in erster Linie wohl um Friedrich
  den Älteren, den "Erlauchten,, († 1289), den
  Enkel des ersten Burggrafen von Nürnberg.
  Sein 1251 verstorbener Vater, der schon 1205
  als Friedrich II. "mit dem Löwen" genannte
  Burggraf von Nürnberg, war durch die mit
  dem Bruder Konrad III. vorgenommene
  Teilung der Herrschaft seit 1227 als Friedrich IV. von Zollern Begründer der Schwäbischen Linie geworden.

  Bitter Walger wird noch einmal in einer

Ritter Walger wird noch einmal in einer späteren Urkunde vom 15. Juni 1882 anläßlich des Verkaufs einer Mühle in Schömberg (?) genannt, der "mit Einwilligung seiner Herren, der Grafen Friedrich d. Alt. (der Erlauchte), Friedrich der Ritter und Friedrich der Grafen Friedrich der Ritter und Friedr Erlauchte), Friedrich der Ritter und Friedrich d. Junge, genannt von Merkenberg", zustande kam. Letztere beiden waren die Söhne Friedrichs d. Erlauchten. Als Begründer der eigentlichen Hohenzollernlinie seit 1288 ist Friedrich der Ritter († 1298) und ebenfalls seit 1288 als Begründer der schon 1408 bezw. 1427 wieder erloschenen Schalksburger Linie Friedrich d. Junge, genannt von Merkenberg († 1302), in die Geschichte des Landes eingegangen. des Landes eingegangen.

Als Zeugen für das Kloster St. Blasien

treten auf:
6) Wernher, Dekan von Haigerloch; in der Katholischen Kirche der dem Kapitel eines

Stifts vorstehende Kanonikus, meist ein

7) Sifrid, "viceplebanus"; plebanus heißt mittelalterlich Leutpriester, ein von keinem Stift abhängiger Priester einer Stadtkirche. Unter Vicepleban wäre also ein Stellvertreter des damaligen Rosenfelder Pfarrers zu verstehen, nach heutigen Begriffen ein Wikere. Vikar:

8) der Scholastiker Walther in Hechingen, ein Kirchenlehrer;

ein Kirchenlehrer;

9) Cuon (Cun, Conrad), Ritter von Bubenhofen. Der Stammsitz der Herren von Bubenhofen lag im Tal, nur wenige Meter östlich der heutigen Wirtschaft "Zur Burg" entfernt an der Einmündung des Süßenbachs in die Stunzach, die, aus west-östlicher Richtung von Rosenfeld herkommend, an dieser Stelle rechtwinklig in das südnordwärts gerichtete "Bubenhofer Tal" umbiegt. Der heute noch sichtbare Burghügel, auf dem jetzt ein Holzschuppen steht, mißt in nord-südlicher Richtung 25 m, in ostwestlicher Richtung 40 m und ist etwa 1,60 m hoch. Durch den Bau des Straßendammes ist die nördliche Richtung offenbar beseitigt worden. Bei genauer Betrachtung beseitigt worden. Bei genauer Betrachtung des Geländes, vor allem der dort vorkom-menden Grasarten, sind auch noch Reste des menden Grasarten, sind auch noch Reste des früheren Burggrabens bezw. der "Wasser-burg" zu erkennen. Als letzter Rest des ehemaligen "Burgweilers" mit Kirche (St. Agatha), Pfarrhaus und Wirtschaftsgebäu-den ist nur die Heiligenmühle übrig geblie-ben. Weitere Zeugen sind:

10) Berchtold, Schultheiß in Rosenfeld. ein Vorhandensein stützt die Annahme, Sein Vorhandensein stützt die Annahme, daß die Stadt kurz zuvor, etwa um 1250, gegründet worden sein kann. Der Name Berthold erinnert noch an die Zeit der Zähringer, die mit Berthold V., dem Gründer von Bern, jedoch bereits 1218 ausgestorben waren. Als Gründer Rosenfelds gelten allgemein die Herzöge von Teck, die spätestens 1300 die Herrschaft Rosenfeld besaßen und diese von ihren Ahnen, den Herzögen von Zähringen, geerbt haben können. Einwände dagegen könnten aus dem Fehlen der Teksischen "Wecken" (Rhomben) im Rosenfelder Wappen geltend gemacht werden;

aer wappen gentend gemacht werden,
11) N. N.; unklar, vielleicht ein Wirt. Vor
und nach dem Wort "hospite" zeigt die Fotokopie Pünktchen und nach dem Wort "dicto"
eine Lücke. Beides deutet an, daß schon die
Originalurkunde an dieser Stelle unleserlich geworden war und dies bei der Abschrift des 14. Jahrhunderts in jener Weise kenntlich gemacht wurde;

12) Dietrich von Isingen, ein Angehöriger des älteren Herrschaftsbereiches auf dem Kleinen Heuberg, für den vor Bestehen Rosenfelds Isingen der zentrale Ort war.

Zum Schluß sind als Zeugen angegeben viele Geistliche Kleriker und geistliche Bedienstete, "Laien", wie man die Ordensmitglieder ohne Weihe zur Besorgung weltlicher Geschäfte in Klöstern nannte.

(Schluß folgt.)

#### Anekdoten aus Frommern

Anekdoten aus Frommern

Die Spenden, die anläßlich der Hochwasserkatastrophe im Jahre 1895 eingingen, wurden durch eine Kommission verteilt. Dabei sollen auch Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein. Ein Mitglied dieser Kommission, der gleichzeitig Nutznießer war er hieß Kaspar — hatte vor seinem Ableben Gewissensbisse und wollte die von ihm gemachten Fehler noch auf dem Totenbett dem Pfarrer gegenüber verbessern. Als Kaspar mit Erzählen anfangen wollte, sagte der Pfarrer: "Kaspar schweig und stirb." (Der Pfarrer gehörte auch der Kommission an).

4. Jahrgang

Montag, 30. September 1957

Nummer 9

#### Deutsche Rechtssymbolik / von Prof. Dr. Schmelzeisen

Die schönste und liebenswürdigste Seite unseres alten deutschen Rechts ist seine Anschaulichkeit. Seit Jacob Grimm sie in seinen "Deutschen Rechtsaltertümern" (1828) vor uns ausgebreitet hat, seit mehr als hun-dert Jahren, fühlten sich die Germanisten immer wieder von ihr angezogen. Ja, sie hat weit über deren Kreis hinaus die Liebe

zum germanisch-deutschen Altertum ge-weckt und den Sinn für die Rechtskultur unserer Vergangenheit vertieft. Sie war es, die einst Volk und Recht aufs innigste miteinander verband. In jenen längst vergangenen Zeiten brachte noch längst vergangenen Zeiten brachte noch eine kraftvolle und einprägsame, oft genug von dichterischem Schwung beseelte, bisweilen auch derb-launige Sprache den Einzelnen die Rechtssätze nahe. Damals spielten sich die bedeutsameren Rechtsgeschäfte und Rechtsvorgänge noch in aller Öffentlichkeit ab, umkleidet von sinnvollen Feierlich keiten, die auf den ersten Blick erkennen ließen, worum es ging, zugleich aber auch das Gemüt bewegten. So hielten sich denn die rechtlichen Ereignisse auch besonders lebendig im Gedächtnis der Monschen. Kam es später zu Zweifeln oder Monschen. Kam es später zu Zweifeln oder gar Streitigkeiten, so fehlte es nicht an zu-verlässigen Zeugen.

verlässigen Zeugen.

Manche dieser Feierlichkeiten waren von einer prachtvollen Bildkraft. Man nehme etwa die Grundstücksübereignung, die bei der ehedem sozial wie politisch hervorragenden Bedeutung des Grundeigentums ein äußerst wichtiges Geschäft war. Da hob der Veräußerer eine Erdscholle aus dem Grundstück brach vom dort stehenden Beum Veräußerer eine Erdscholle aus dem Grundstück, brach vom dort stehenden Baum oder Strauch einen Zweig und überreichte beides dem Erwerber. Der aber nahm das Grundstück in Besitz: Gemeinsam mit dem Veräußerer beging er die Grenze, entzündete das Feuer auf dem Herd und bewirtete die Anwesenden als seine Gäste. Ähnlich ergriff der deutsche König von seiner Herrschaft Besitz, wenn er beim Krönungsmahl als der Wirt des Reiches waltete. Sehr eindrucksvolle Feierlichkeiten finden wir im Familienrecht. So wurde bei der Ankindung das Wahlkind dem Wahlvater auf den Schoß gesetzt. Brautkinder wurden in der Schoß gesetzt. Brautkinder wurden in der Weise legitimiert, daß ihre Mutter sie während der Brautmesse unter ihren Mantel nahm. Geradezu erschütternd muß es ge-wirkt haben, wenn eine Witwe sich nach dem Tode des Mannes vom Ehegut los-sagte, um sich zugleich damit der Haftung sagte, um sich zugleich dahnt der Hatting für die vom Manne hinterlassenen Schul-den zu entschlagen. Sie sollte dann, wie wir u. a. im Saarbrücker Landrecht<sup>1</sup>) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts lesen können, am Tage des Begräbnisses ihre Kleider und Schmucksachen an sich nehmen, die Tür des Hauses verschließen und den Schlüssel auf ihres Mannes Grab legen. Höchst feierlich gestaltete sich auch, um noch dies Beispiel zu bringen, die Belehnung. Im Kreise aller Vasallen leistet der Lehnsmann dem Lehnsherrn die Mannschaft. Er gelobt bei seinem Eide, ihm getreu, hold und gewärtig zu sein. Kniend reicht er seine ineinandergefalteten Hände dem Herrn hin. Der umschließt sie mit seinen Händen und besiegelt durch

einen Kuß das Treueverhältnis zwischen sich und dem Mann. Aber das Lehnsver-hältnis hatte nicht nur einen personen-rechtlichen, sondern auch einen sachenrechtlichen Inhalt. Denn der Lehnsmann erhält von seinem Herrn ein Gut zur Leihe. Und das vollzieht sich in der Weise, daß der Herr ihm durch Übergabe eines Stabes, Hu-tes oder Handschuhs das Gut verleiht. Der König verlieh den Fürsten die hohen Reichslehen mit der Fahne, den geistlichen Fürsten seit dem Wormser Konkordat mit dem Szepter.

Die meisten dieser Feierlichkeiten verdanken ihre starke Ausdruckskraft der ihnen innewohnenden Symbolik. Ihre Erforschung ist durch die Untersuchungen von Herbert Meyer, Cl. Frh. v. Schwerin, Franz Beyerle, Eugen Wohlhaupter, Percy Ernst Schramm, Hans Fehr u. a. sehr ge-fördert worden. Vorgeschichtsforschung und Volkskunde haben dabei gute Dienste ge-

Uber einige besonders bewegende Fragen sei hier berichtet.

Die grundsätzliche Frage lautet noch immer "Wasist ein Rechtssymbol?" Sie ist leider noch keineswegs übereinstimmend beantwortet. Die einschlägigen Sachverhalte sind auch zu vielgestaltig, mitunter auch noch nicht hinreichend geklärt, als daß es leicht fallen könnte, sie in ihrem Zusam-

menhang zu begreifen.
Schramm meint, es sei so mancherlei als
Symbol bezeichnet worden, daß man mit
diesem Wort nicht weiter kommen könne, bevor ihm nicht eine feste, vom Gebrauch der Philosophie abgelöste Bedeutung zu-rückgewonnen sei²). Bis dahin tue man besser, es zu umgehen und einfach von "Sinn-zeichen" zu sprechen. Aber mag auch dies Wort als solches kaum zu beanstanden sein, so wird man doch mit dem Wechsel des Wortes noch kaum etwas gewinnen. Denn Wortes noch kaum etwas gewinnen. Denn damit allein bekommt man ja noch keinen Begriff von dem, worum es geht. Und wenn das Wort "Symbol" vieldeutig ist, so erscheint mir doch das Wort "Sinnzeichen" durchaus nicht eindeutig. Ich vermag Schramm auch nicht zuzugeben, daß es genügend scharf scheide von Wahrzeichen wie von Sinnbild, Personifikation und dem, was wir sonst als geistesverwandt ansehen.

Es erscheint demgegenüber angebracht, die kennzeichnenden Merkmale des Sym-bolbegriffs möglichst genau zu umreißen, wie das vielleicht am besten CL Frhr. von Schwerin<sup>3</sup>) getan hat. Er versteht unter dem Symbol einen Gegenstand, der in körper-icher Form oder auch in darstellender Wied.rgabe geeignet ist, einen Gedankeninhalt zu vermitteln. Ergänzend könnte man noch betonen, daß sich das Symbol an das Auge wendet. Jedes Symbol will einen Gedan-keninhalt sicht bar mac en. Es will ihn im wahrsten Sinne des Wortes sehen lassen. So ist der Handschuh, den der König nach Ssp. II 26 § 4 dem Ort, dem er das Marktrecht verleiht, übersenden soll, ein Symbol des Marktfriedens, das Schwert, das bei der Trauung dem Manne überreicht

oder der Frau im Hochzeitszuge vorausgetragen wird, ein Symbol der ehemännlichen Gewalt. Der bei der Legitimation verwendete Mantelist ein Symbol des Schutzes und erscheint als solcher auch bei der Schutzmantel-Madonna. Das fränkische Recht (Lex Sal. 28, Lex Rib. 57) kannte die Freilassung eines Halbfreien zur Vollfrei-Freilassung eines Halbfreien zur Vollfreiheit durch Schatzwurf. Vor dem König bietet der Halbfreie seinem Herrn einen Denar an, und der Herr schlägt ihm die Münze aus der Hand. Er verzichtet damit auf sein Zinsrecht gegenüber dem Freizulassenden. Die Münze ist das Symbol des geschuldeten Zinses.

geschuldeten Zinses.

Es hat sich aber nun ergeben, daß die als Symbole in die Augen springenden Gegenstände den Blick zu sehr gefesselt und ein tieferes Eindringen in die Rechtssymbolik verhindert haben. Jedenfalls hat v. Schwerin den ausgezeichneten und fruchtbaren Gedanken ausgesprochen, daß das Schwergewicht der Rechtssymbolik nicht den symbolischen Gegenständen zukomme, sondern den symbolischen Handlungen<sup>4</sup>)

An diesen ist man freilich auch schon

An diesen ist man freilich auch schon bisher nicht vorübergegangen. Ich nenne etwa die Schoßsetzung bei der An-kindung oder den Handritus und den Kuß bei der Begründung des lehnsrecht-lichen Treueverhältnisses. Bei der Freilaslichen Treueverhältnisses. Bei der Freilas-sung gibt der Herr dem Knecht einen Bak-kenstreich, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, daß er das letzte Mal von der ihm zukommenden Gewalt Gebrauch macht. Wer sich einem anderen verknechtete, legte seinen Kopf oder sein Haar in dessen Hände. Eine in fremdem Besitz befindliche Liegenschaft oder Fahrnis nimmt man in der Weise als sein Eigentum in Anspruch, daß man mit seinem Fuß darauf tritt. So tritt auch der Bräutigam bei der Eheschlie-Bung der Braut auf den Fuß. Durch Handanlegen unterjochte man sich eine Person oder ergriff Besitz von einer Sache. Ver-feindete schlossen Frieden, indem sie sich umarmten. Es war nun aber nicht richtig, daß man

bisher die symbolischen Handlungen und die gegenständlichen Symbole als zwei Gruppen des symbolischen Ausdrucks ne-beneinander stellte. Vielmehr stehen sym-bolische Handlung und gegenständliches Symbol in einer eigenartigen, für den Symbolbegriff höchst bemerkenswerten Beziehung zueinander, wie v. Schwerin überzeu-gend dargelegt hat. Dabei ist allerdings zu b achten, daß die Gruppe der symbolischen Handlungen nicht nur reine Handlungen umfaßt, sondern viel weiter zu verstehen

Denn hierher sind auch zu rechnen alle penn hierher sind auch zu rechnen alle jene Handlungen, die sich eines besonderen Gegenstandes bedienen, den ich kurz "Symbolrequisiten gehören zunächst bestimmte gegenständliche Symbole, die in Verbindung mit der Handlung den symbolisch darzustellenden Gedankeninhalt zum Ausdruck bringen oder auch de utlich er zum Ausdruck bringen. So werden Lehen durch Übergabe von Stab, Hut, Handschuh, fürstliche Lehen durch Übergabe von Fahne oder Szepter verliehen. Uneheliche werden legitimiert, indem sie unter den Mantel genommen werden. Die Frau wird dem Mann

angetraut und unter sein Munt gegeben, in-dem man dem Manne das Eheschwert über-gibt. Man kann alle diese bei der symboli-schen Handlung verwendeten Requisiten, so-weit sie einen eigenen Symbolwert haben, d. h. schon für sich einen Gedankeninhalt d. h. schon für sich einen Gedankeninhalt sichtbar machen, als Symbole i. w. S. bezeichnen.

Nicht dazu gehören Scholle und Zweig, die bei der Auflassung eines Grundstücks übergeben werden. Hier ist nur die Übergabe als solche von symbolischer Bedeutung. Sie ist eine reine symbolische Handlung. Aber das Requisit ist kein Symboli. w. S., was übrigens fast allgemein anerkannt wird. Man hat es eine pars prototo, ein Wahrzeichen oder Teilzeichen (Schramm) genannt. Ein Wahrzeichen ist auch der Spahn, den der Fronbote aus dem Türpfosten schlägt und dem übergibt, den er nach der Anordnung des Richters in das Haus einzuweisen hat, sowie das Glockener nach der Anordnung des Richters in das Haus einzuweisen hat, sowie das Glocken-seil, mit dem Kirchengüter übertragen wer-den. Wodurch sich aber das Wahrzeichen vom Symbol unterscheidet, ist noch nicht genügend herausgearbeitet. Carl Puetzfeld meint, dem Wahrzeichen fehle die Gemein-schaftsbeziehung, die das Symbol durch die libra inserwebrade und von ihm ausstrahschaftsbeziehung, die das Symbol durch die ihm innewohnende und von ihm ausstrahlende seelisch-geistige Wirkung, durch sein An-"sprechen" erst zum Symbol mache<sup>5</sup>). Aber man wird diese Eigenschaften, wenn man will, auch beim Wahrzeichen finden können. Auch das Wahrzeichen lebt von Gemeinschaftsbeziehungen. Treffend bemerkt Hans Fehr: "Das Symbol ist ein künstlich erfundenes Bild, das etwas Abstraktes, mit den Sinnen nicht Wahrnehmbares sinnlich zugänglich macht <sup>6</sup>). Hier ist bares sinnlich zugänglich macht <sup>9</sup>). Hier ist entscheidend darauf abgestellt, daß das Symbol etwas Gedankliches vertritt. Symbol etwas Gedankliches vertritt. Demgegenüber vertritt das Wahrzeichen als Teilzeichen eine Sache. Es hat keinen symbolischen Eigenwert. Es steht dem, worauf sich der rechtliche Vorgang bezieht, zu nahe und lenkt daher den Gedanken unmittelbar auf das Objekt des Vorgangs, nicht auf dessen gedanklichen Gehalt, der daher durch andere symbolische Mittel sichtbar gemacht werden muß.

Im übrigen gewinnen einzelne Symbole mit der Zeit Eigenleben. Sie werden zu seitständigen Trägern gedanklicher Inhalte. Von Schwerin bemerkt dazu: "Es ist selbständigen Trägern gedanklicher Inhalte. Von Schwerin bemerkt dazu: "Es ist psychologisch begründet, daß die fortdauernde Verwendung eines Gegenstandes zum Zwecke der Symbolisierung diesen als Symbol an sich erscheinen und die Bedeutung der an oder mit dem Gegenstand vorgenommenen, die Symbolhaftigkeit begründenden Handlung zurücktreten läßt?). So wird der vom König übersandte Handschuh auf dem Marktplatz aufgerichtet oder über den Stadttoren angebracht und damit zum Symbol des Marktfriedens. Oder es wird die Lanze, durch deren Übergabe dem König die Herrschergewalt übertragen wird, zum Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gewalt übertragen wird, zum Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gewalt übertragen wird, zum Symbol dieser Gewalt. Man kann hier von Symbol dieser Gerichtsgen wird, zum das Marktkreuz, der Thron, die Reichskrone, das Reichsschwert und die heilige Lanze des alten Reichs, das Gerichtsschwert oder der Richterstab. Sie sind, wie v. Schwerin<sup>9</sup>) ausdrücklich betont, nur so lange Symbol, als sie auch als solche verwendet werden, dagegen nicht mehr, wenn sie zum Museumsstück oder zum Handelsgegenstand geworden sind.

Festzuhalten bleibt im übrigen, was von

umsstück oder zum Handelsgegenstand ge-worden sind.
Festzuhalten bleibt im übrigen, was von Schwerin ganz allgemein sagt: "Was den Gegenstand zum Symbol macht, ist immer ein menschliches Handeln. In ihm kommt der Wille zum Ausdrück, den Gegenstand als Symbol wirken zu lassen, und nur dieser Wille kann dem an sich nichtssagenden, leblosen Gegenstand Symbolkraft verleihen"10). Legt man aber das Schwergewicht auf die symbolischen Handlungen, so wird man diesen bei der systemati-

schen Aufgliederung der Rechtssymbolik die gegenständlichen Rechtssymbole kaum als gleichwertig zur Seite stellen können, wie das v. Schwerin<sup>11</sup>) früher selbst und Eugen Wohlhaupter<sup>12</sup>) getan haben. Es kommt auch bei einer derartigen Aufgliederung zu bedenklichen Überschneidungen und gezwungenen Einordnungen, indem z. B. die menschlichen Glieder wie Kopf, Arm, Hand oder Fuß als gegenständliche Symbole, zum andern etwa der Kuß als eine symbolische Handlung mittels des Mur es, der Backenstreich als eine symbolische Verwendung der Hand erfaßt werden<sup>13</sup>). Solche und andere Unschönheiten bolische Verwendung der Hand erfaßt werden<sup>13</sup>). Solche und andere Unschönheiten sind nur die Folge eines Ordnungsgedankens, der nicht tief genug in das Wesen der Dinge eingedrungen ist. Indes wird man die Gliederung wohl kaum auf die Handlungen als solche, etwa auf das Anfassen, Treten, Umarmen, Küssen, Schlagen usw. aufbauen können, weil man auch damit zu sehr an der Oberfläche bliebe. Vermutlich wird man am besten von der rechtlichen Bedeutung der symbolischen Handlungen ausgehen und etwa die Symbolik der eigenmächtigen Rechtsgründung, der Einkleiausgehen und etwa die Symbolik der Einkleimächtigen Rechtsgründung, der Einkleidung, der Aufnahme in eine Gemeinschaft,
des Verzichts usw. unterscheiden.
Schließlich ist das Symbol noch abzugrenzen gegenüber dem Attribut. Manchen

Personen sind gewisse Gegenstände zuge-ordnet, um sie in ihrer rechtlichen Stellung und in der Ausübung der ihnen zukommenden Befugnisse zu kennzeichnen. So trägt z. B. der König eine Krone, der Kurfürst den Kurhut, der Richter den Stab, der Bischof Mitra, Ring und Stab, die Ehefrau eine Haube, Braut und Bräutigam einen

Kranz, der Jude einen spitzen Hut usw. Attribut und Symbol weisen gewisse Bezie-hungen zueinander auf, wie v. Schwerin<sup>14</sup>) gezeigt hat. Attribute sind vielfach zugleich gezeigt hat. Attribute sind vielfach zugleich Symbole (z. B. Szepter und Richterstab) und werden dann meist in symbolischer Handlung übergeben (z. B. Übertragung der Herrschergewalt mit dem Speer oder der Lanze). Aber es gibt auch Attribute ohne Symbolwert, wie z. B. der kaiserliche Ornat, die Haube der Ehefrau, der Judenhut. Zum andern sind viele Symbole i. e. S. zugleich Attribute, wie etwa die Königskrone. Aber es gibt davon Ausnahmen, wie man Aber es gibt davon Ausnahmen, wie man z.B. am Handschuh, Marktkreuz oder Roland sieht.

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung folgt.

1) Vgl. die Wiedergabe bei Hans Fehr, Die Dichtung im Recht, 1936, S. 145.
2) Bei Bernt Schwineköper, Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksglauben (Neue deutsche Forschungen, Abt. Mittelalterliche Geschichte. Bd. 5) 1938, Einführung S. VIII.
3) Festschrift Paul Koschaker, 1939, Bd. III S. 324. - Vgl. hierzu und zum folgenden jetzt auch K. v. Amira und Cl. Frhr. v. Schwerin, Rechtsarchäologie, Teil I: Einführung in die Rechtsarchäologie, 1943, S. 31 ff.
4) S. 325, ZRG² 72, 1938, S. 312 f.; 76, 1943, S. 376.
5) Deutsche Rechtssymbolik, 1936, S. 36 ff., 39.
6) A. a. O. S. 59.
7) Koschaker-Festschrift S. 325.
5) S. 40.
9) ZRG² 72, 1939, S. 313.
10) Koschaker-Festschrift S. 325.
11) Bei Hoops Reallexikon der germ. Altertumskunde III S. 469 ff. (Symbole i. e. S. und symbolische Handlungen).
12) Handbuch der Symbolforschung, hrsg. von Ferdinand Herrmann Bd. II Symbolik der europäischen Urzeit und der germanischen Völker, 1941, S. 125 ff.
14) Koschaker-Festschrift S. 325; ZRG² 72, 1939, S. 213 f.

# Auf den Spuren der "Ehinger"

## Eine familien- und namensgeschichtliche Betrachtung von Friedrich Sanner

Die Ehinger sind eines der ältesten Balinger Geschlechter. Doch sind sie, das beweist ihr Name, der zweifellos auf den Ortsnamen Ehingen zurückgeht, ursprünglichnichtim Balinger Raum seßhaft gewesen. Als Herkunftsort der Balinger Ehinger kommen theoretisch drei verschiedene Ehingen in Frage: die bekannte Kreisstadt bei Ulm, dann Ehingen bei Rottenburg, und schließlich Ehingen bei Singen. Letzteres kann wedann Eningen bei Kottenburg, und schlieblich Ehingen bei Singen. Letzteres kann wegen seiner Kleinheit und Entfernung und
wegen des Gewichts der Gründe, die für die
beiden erstgenannten Orte sprechen, ausgeschieden werden. Wie ist es nun mit den

beiden erstgenannten Orte sprechen, ausgeschieden werden. Wie ist es nun mit den beiden andern Ehingen?

Auf den ersten Blick scheint der Zusammenhang der Balinger Ehinger mit dem adeligen Geschlecht der Herren von Ehingen bei Rottenburg naheliegend zu sein. Nach den Unterlagen des Staatsarchivs Stuttgart amtierte in Balingen von 1501 — 1502 ein praefectus (Obervogt) Rudolf von Ehingen und 1522 — 1534 dessen Enkel, Johann Werner von Ehingen. Da urkundlich belegt ist, daß die Herren von Ehingen bei Rottenburg schon im 14. Jahrhundert im Oberamt Balingen, z. B. in Ostdorf seit 1347, in Stockenhausen seit 1327 reich begütert waren, ist diese Ausübung des Amts eines Obervogts in Balingen verständlich.

Weniger verständlich.

Weniger verständlich ist etwas anderes. In den Repertoiren des Stuttgarter Archivs erscheint plötzlich in den Jahren 1504, 1505, und dann wieder 1525 ein Stadtschreiber in Balingen mit dem bürgerlichen Namen Peter Ehinger. Weiterhin kommt in den Musterungsregistern des Amts Balingen von 1523 unter den wehrfähigen Männern ein Veltin Ehinger, 30 Jahre alt, vor, der dem Alter nach ein Sohn des genannten Stadtschreibers gewesen sein mag. Weiter taucht in den Musterungsregistern 1553, 1558, 1560 und 1563 wieder ein Bernhard Ehinger "mit Spies ohne Rüstung" auf, der wiederum der Sohn des Veltin Ehinger gewesen sein dürfte. Dieser Bernhard Ehinger ist offenbar der Sohn des Veltin Ehinger gewesen sein dürfte. Dieser Bernhard Ehinger ist offenbar der Vater des im Taufbuch von Balingen 1577

genannten Valentin Ehinger. So wäre also

genannten Valentin Ehinger. So wäre also der Zusammenhang zwischen den aus den Lagerbüchern des Staatsarchivs Stuttgart und den aus dem seit 1577 in Balingen geführten Taufbüchern erhobenen Trägern des Namens Ehinger hergestellt.

Nicht hergestellt ist aber die herkunftsmäßige Verbindung mit den adeligen Herren von Ehingen bei Rottenburg. War jener Stadtschreiber Peter Ehinger ein bürgerlich gewordener Abkomme der Herren von Ehingen? Nach Ansicht der Genealogen kam es gen? Nach Ansicht der Genealogen kam es damals häufig vor, daß Kinder Adliger wie-der in den bürgerlichen Stand abstiegen. Oder gab es in jenen Jahren in Balingen eine adlige Linie derer von Ehingen und gleichzeitig und unabhängig davon eine bür-gerliche Familie namens Ehinger? Wenn letzteres zutrifft, stellt sich die Frage, wo-her und seit wann diese bürgerlichen Ehin-ger nach Balingen gekommen waren. Einer anderen Quelle entnehmen wir, daß Balingen damals ein bekannter Viehhandelsplatz war. Die Balinger Metzger kauften das Vieh war. Die Balinger Metzger kauften das Vien in der Umgebung, besonders auf der Baar und im Schwarzwald auf und verkauften es, dem besseren Preis folgend, besonders in die reichen Handelsstädte Ulm und Augsburg. Es fällt nicht schwer, anzunehmen, daß im Zug dieser Geschäfts- und Handelsbeziehungen aus einem von Ehingen bei beziehungen aus einem von Ehingen bei Ulm nach Balingen Gekommenen und hier seßhaft Gewordenen ein Namensträger Ehinger wurde. So wurden aus Ortsnamen Familiennamen. Abgesehen von der historischen, nicht mehr zu rekonstruierenden Wahrheit, mag dem Selbstgefühl der heutigen Balinger Ehinger der eine Vorfahr so lieb wie der andere sein: der bürgerlich gelieb wie der andere sein: der bürgerlich gestadtschreiber avancierte, Bürgerliche. Einen annähernd 450 Jahre zurückreichenden Stammbaum zu besitzen, ist in jedem Fall eine schöne Sache.

eine schöne Sache.

Der Stammbaum der Adligen Herren von Ehingen ist allerdings noch wesentlich älter. Er geht bis 1050 zurück, zu welchem Zeitpunkt ein Rudolfus von Ehingen erstmalig genannt wird. Verschiedene Nachkommen haben sich als Ritter bei Ritterspielen in Zürich 1103, in Worms 1209, in Ravensburg 1350 ausgezeichnet. Einer dieser Ehinger, Konrad der Lange, fiel 1386 in der Schlacht bei Sempach in der Schweiz. Begraben sind sie zum Teil im Erbbegräbnis bei den Kar-melitern in Rottenburg, zum Teil in der Familiengruft, in der zum Schloß Kilchberg gehörenden Kirche, in der auch noch ver-schiedene Grabmonumente zu sehen sind.

Wenn auf diese Weise von den adligen Ehingern Gutes und Rühmenswertes zu berichten ist, so standen ihnen die bürgerlichen, aus Ehingen bei Ulm stammenden Ehinger an Tatendrang und Abenteuerlust keineswegs nach. Die Ehinger in Ulm haben zu den angesehensten Patriziergeschlechtern gehört. Der 1381 gestorbene und durch ein Grabmal im Münster geehrte Bürgermeister Johannes Ehinger, genannt "Habvast", hat sich bei der Belagerung Ulms durch Karl V. durch Klugheit und Tapferkeit hervorgetan. Bei der Grundsteinlegung des Münsters 1377 wird er als Altbürgermeister erwähnt.

Aber noch viel Spannenderes gibt es aus der Familiengeschichte dieser Ehinger zu erzählen. Sie haben in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, also gerade in jener Zeit, die wir weiter oben familiengeschichtlich zu erhellen versuchten, in der Kolonisation der von Kolumbus eben ent-deckten Neuen Welt eine bedeutende Rolle gespielt, die verdient, von den Enkeln nicht vergessen zu werden. Die Taten dieser Män-ner sind unverwischbar in die Geschichte der Neuen Welt eingeschrieben. Die Berichte über ihre Kolonisationszüge lesen sich heute über ihre Kolonisationszüge lesen sich heute wie die Kapitel eines Abenteurerromans. Wenn auch ihr Werk der Besitzergreifung des neuen Erdteils nicht von Bestand war, so sind sie doch in die Geschichte eingegangen als einige der wenigen wagemutigen Deutschen, die die durch die Entdeckung der Neuen Welt gestellte weltweite Aufgabe begriffen und in Angriff genommen haben zu einer Zeit, da man sich in Deutschland in kleinlichen politischen Eifersüchteleien und konfessionellen Gegensätzlichkeiten und konfessionellen Gegensätzlichkeiten verzehrte. Wenn wir auch heute Kolonisation und kolonialen Besitz mit anderen Augen sehen als noch vor einer Generation, so schmälert das die Achtung nicht vor jenen Männern, die dabei waren, als man die Welt

Auf seiner dritten Entdeckungsfahrt sich-Auf seiner dritten Entdeckungsfahrt sichtete Kolumbus an der Nordküste des heutigen Südamerika eine mit Pfahldörfern besetzte Küste. Wegen der Ähnlichkeit dieser im Wasser stehenden Siedlungen mit Venedig — italienisch Venezia — gab er dem Land den Namen Venezuela, d. h. Kleinvenedig, der ihm bis heute geblieben ist. Wenige Jahre später rückte der Übergang der spanischen Krone an das Haus Habsburg dieses Land in den Mittelpunkt des Interesses. Bartholomäus Welser, ein Angehöriger ses. Bartholomäus Welser, ein Angehöriger des Augsburger Handelshauses Welser und Berater Karls des V. erhielt für dem Kaiser geleistete Dienste die Provinz Venezuela zur Kolonisierung überwiesen. Kaum bezur Kolonisierung überwiesen. Kaum begann das aufblühende Lissabon das Erbe Venedigs und Genuas im überseeischen Handel anzutreten, da schickten die Welser einen Faktor dorthin. Noch im gleichen Jahr gründeten die Welser von Sevilla aus eine Faktorei in Venezuela. Der Name ihres dortigen Faktors war Ambrosius Ehinger. Außer ihm waren an dem geschäftlichen Unternehmen noch drei seiner Brüder, Heinrich, Ulrich und Georg Ehinger beteiligt.

Seit Jahren standen die Ehinger als Fak-

Seit Jahren standen die Ehinger als Fak-toren und Geschäftsführer mit den Welsern in Beziehung. Es spricht für ihre Kühnheit und ihren weltoffenen Sinn, daß gerade sie mit der schwierigen zukunftsträchtigen Aufgabe der wirtschaftlichen Erschließung des eben erst entdeckten Landes betraut wur-den. Am 23. Februar 1529 warf ihr Schiff an der Küste Venezuelas Anker. Ambrosius

Ehinger war Gouverneur und oberster Befehlshaber der neuen Provinz. Es war keine leichte Aufgabe, die ihn erwartete. Die ganze Küste war seit ihrer Entdeckung ein Hauptbetätigungsfeld für Sklavenjäger geworden. Die Eingeborenen schützten und rächten sich auf ihre Weise, indem sie die in die Urwälder vordringenden Europäer mit ihren Giftpfeilen abschossen. Die erste Amtstätigkeit des neuen Gouverneurs war die Einsetzung einer Stadtverwaltung in Coro, einer kleinen, von seinem Vorgänger gegründeten Siedlung. Auch wurde sogleich der Bau einer Kirche in Angriff genommen, die nach Vollendung am 26. Juni 1529 der

die nach Vollendung am 26. Juni 1529 der Heiligen Anna geweiht wurde. Nun mußte der Statthalter seine Provinz nach günstigen Plätzen für die künftige Ko-lonisierung erforschen. Die Umgebung Co-ros erschien ihm dazu klimatisch nicht ge-eignet. Um sich die als Träger einer Expe-dition ins Landesinnere unentbehrlichen Eingeborenen zu verschaffen, schickte er einen erprobten Spanier landeinwärts zum Sklavenfang. Die vorherrschende Stimmung. Sklavenfang. Die vorherrschende Stimmung, der fast nur aus Spaniern bestehenden Gruppe, war bei der schließlich anlaufenden Expedition von Anfang an gegen den Deut-schen Ehinger. Bei der Gründung Maracaibos kam es zur offenen Meuterei. An die Spitze der Aufrührer stellte sich der spanische Hauptmann Villada. Spanischer Haß und Stolz stand gegen schwäbische Dickschädligkeit. Es mag sein, daß Ambrosius Ehinger aus keinem feinen Holz geschnitzt war, aber er war genau aus dem Holz, aus dem man bei diesem Unternehmen sein mußte. Er griff mit harter Hand durch und verschaffte sich Gehorsam. Villada wurde hingerichtet. bos kam es zur offenen Meuterei. An die hingerichtet.

hingerichtet.

Von allen Seiten bedrängt, mußte Ehinger nun nach Coro zurückkehren, um Nachschub zu holen. Dort war inzwischen ein Transport mit 123 Ansiedlern gelandet, unter denen sich sein Bruder Georg befand. Nachdem die Erkundungszüge, die Ambrosius Ehinger in die verschiedensten Richtungen vortrieb, keine günstigen Ergebnisse gebracht hatten, — statt der erwarteten reichen Goldfunde brachte er nur jedesmal die Wehrzahl seiner Leute fieberkrank und die Mehrzahl seiner Leute fieberkrank und erschöpft zurück — bereitete Ehinger einen nächsten großen und letzten Zug gründlich vor. Diesmal galt er weniger der Erschließung des noch unbekannten Hinterlandes oder der Auffindung geeigneter Plätze zur Verteilung an die Kolonisten, als vielmehr dem Goldland, von dessen Vorhandensein Ehinger so überzeugt war, wie jeder Mann

seiner Truppe. Vor dem Aufbruch hielt er eine Truppenparade ab. Sie ergab 130 Mann zu Fuß und 40 Berittene. Die letzteren wa-ren bei der abergläubischen Furcht der Eingeborenen vor Pferden besonders wertvoll. Es galt zunächst das unüberschreitbare Ge-Es galt zunächst das unüberschreitbare Gebirge zu umgehen — die Flüsse hatten sich als nicht schiffbar erwiesen. Dann folgte Ehinger dem Bio Cesare, einem Nebenfluß des Magdalenenstroms. Damit kam er in das Gebiet eines Stammes, dessen sagenhafter Goldreichtum die Beschwerden des Unternehmens reichlich lohnte. In acht Tagen bekam Ehinger als Zeichen gutwilliger Unterwerfung Gold im Werte von rund 20 000 Goldpesos. Nach weiterer reicher Beute schickte er einen seiner Getreuen mit 24 Mann Begleitung und 30 000 Pesos zurück 24 Mann Begleitung und 30 000 Pesos zurück nach Coro, um das Gold in Sicherheit zu bringen, und um Verstärkung zu holen. Sie kamen nie an. Von Hunger und Erschöpfung aufgerieben, mußten sie ihren Schatz zu-rücklassen und wurden schließlich bis auf einen Mann von den Eingeborenen umge-

Auch Ambrosius Ehinger hatte auf seiner weiteren Expedition kein Glück. In einem urwälder, dauernd von Eingeborenen bedroht, gepeinigt von Hunger und Krankheit, drang er mit seinen Männern bis in die Nähe des später entdeckten Goldlandes vor. Nähe des später entdeckten Goldlandes vor. Auf dem Rückweg wurde er mit den wenigen ihm Gebliebenen von den kriegerischen Eingeborenen ins Gebirge gedrängt. Bei einem Überfall in einer Schlucht wurde Ehinger im Handgemenge von einem Pfeil in die Kehle getroffen. Der Pfeil war giftig. Noch 4 Tage trugen ihn seine Leute. Dann starb Ambrosius Ehinger. Mit reicher Beute traf das Häuflein der Überlebenden nach über zweijähriger Abwesenheit, ohne ihn, wieder in Coro ein.

wieder in Coro ein.

Ambrosius Ehinger hatte an der Entdekkung und Durchdringung Südamerikas wekung und Durchdringung Südamerikas wesentlichen Anteil. Er hatte Venezuela als erster Gouverneur seinen Stempel aufgedrückt. Bis zum ersten Weltkrieg war der venezuelische Außenhandel in deutschen Händen. Mußte er auch da und dort, mit den Maßstäben unserer Zeit und unserer Heimat gemessen, hart durchgreifen, so haben ihm doch selbst seine Gegner die Rechtschaffenheit und Rechtlichkeit seines Wesens und vor allem seinen unbeirrbaren Mut sens und vor allem seinen unbeirrbaren Mut nie abgestritten. Er starb im fernen Land: ein ganzer Mann, ein wackrer Schwabe, auf den die Enkel gleichen Namens stolz sein

## 1255 Juli 16 — bei Rosenfeld

Von Kurt Rockenbach

Schluß

Die trotz ihres für die Stadt Rosenfeld unwesentlichen Inhalts in vielen Dingen aufschlußreiche Urkunde weist in absentia der Herren von Rosenfeld sine qua non auf deren Vorgänger, auf die Herren von Isingen, hier einen Dietrich von Isingen (Dietrico de Uesingen) hin. Nach einer Exhibition von Hans Jänichen treten die Herren von Rosenfeld erst 67 Jahre nach der ersten Nennung Rosenfelds in das Licht der Ge-

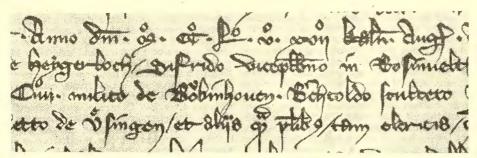
schichte.

1322 ist Haintz von Rosenfeld Schultheiß der Stadt. Er gehört dem Zweig der älteren Herren von Rosenfeld an, die drei rote Rosen (2:1) im silbernen Schild führen und ihren Sitz noch in dem im Volksmund "Alte Apotheke" genannten hohen Steinhaus in der Nordwestecke der Stadt hatten. Die Heirat einer Erbin N. N. dieser älteren Linie mit dem zwischen 1372 und 1385 genannten "Burkli", Burkard dem Jüngeren von Schalksburg, begründet die jüngere Linie der Herren von Rosenfeld mit dem bekannten Schalksburgwappen, im roten Schild ein silbernes zweitürmiges Tor. Beider Sohn war Werner von Rosenfeld, Vogt in Tübingen, Herrenberg und Leonberg (1399 auch in Rosenfeld) und Landvogt in Mömpelgard (1384—1403), der im Verein mit den Herren von Bitsch der Schlacht bei Döffingen (23. August 1388) eine entscheidende Wendung gab. 1525 erlischt dieses Geschlecht im

Adeisstamm mit Eberhard von Rosenfeld, Kaplan in Geislingen. Bürgerliche Rosenfeld aber leben als Nachfahren eines wegen seiner Heirat mit der nicht ebenbürtigen Tochter eines Balinger Bürgers, Caspar Bytter (Beutter) entadelten Werners von Rosenfeld, der zwischen 1499—1520 genannt wird, in verschiedenen Gauen Deutschlands und wohl auch des Auslands heute noch weiter.

Das in der Urkunde genannte Kloster St. Blasien war als geistliche Korporation mehrfach in Orten unseres heutigen Kreises Balingen begütert (Leute und Güter), so beispielsweise in Ebingen und Tailfingen (7. April 1113), Hossingen (Mitte des 12. Jahrhunderts), Dürrwangen (5. Februar 1403). hunderts), Dürrwangen (5. Februar 1403).

Erzingen u. a.
St. Blasien erscheint im Zuge der Klostergründungen schon zur Karolingerzeit im 8. Jahrhundert. Zuerst nach der Regel des heil. Benediktus eingerichtet, nannte es sich heil. Benediktus eingerichtet, nannte es sich später nach dem heil. Blasius, dessen Reliquien um 860 erworben wurden. Der Chronist Bernold, Mönch zu St. Blasien und dann zu Allerheitigen in Schaffhausen, berichtet, daß in dem Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. die Mönche von St. Blasien Partei für die Gregorianer nahmen. 1125 kam die Schirmvogtei über das Klaster und der Harragen und des Schirmvogtei die die des Kloster von den Herren von Werra, die sie



Faksimille-Schriftprobe vom Schlußsatz der Urkunde mit der Jahreszahl 1255 und Zeugennamen (Ausschnitt).

für das Hochstift Basel ausgeübt hatten, an die Herzöge von Zähringen, nach deren Aussterben 1218 als Erbe an das Haus Habsburg. So erklärt sich auch die Übernahme des Klosterarchiys durch das österreichische Kloster St. Paul nach der Aufhebung des Klosters St. Blasien am 25. Juni 1807. Umgeben von einer romantischen Gebirgs-

Umgeben von einer romantischen Gebirgslandschaft ostalpinen Typs liegt St. Paul, ein Marktflecken im unteren Lavanttal in Kärnten nur wenige Kilometer vor der Einmündung des immerhin 64 Kilometer langen Gebirgsflusses in die Drau, 44 Kilometer östlich von Klagenfurt, an der Eisenbahnlinie Zeltweg-Cilli. Das aus dem 11. Jahrhundert stammende Benediktinerstift birgt Grabmäler von 13 Mitgliedern des Habsburgischen Hauses. St. Paul hat ein Gymnasium mit Konvikt (Josephinum) und eine Bibliothek mit über 22 000 Bänden. Das 1091 gestiftete Kloster wurde schon 1792 aufgehoben, jedoch 1809 den zwei Jahre

vorher heimatlos gewordenen Benediktinern von St. Blasien übergeben. Auf diesem Wege geriet auch die Abschrift der Urkunde mit der ersten Nennung der heutigen Stadt Rosenfeld nach St. Paul im schönen Kärntnerlande.

Literaturnachweis und sonstige Angaben:
St. Paul, Kopialbuch d. Kl. St. Blasien; 14. Jahrh.
auf Perg., S. 402.
Württ. Urkundenbuch (WUB) 11, S. 490, Nr. 5811.
Archivdirektion Stuttgart, 1957.
Staatsarchiv Sigmaringen, 1954, 1956.
Stadtarchiv Konstanz, 1957.
Hans Jänichen, Stammtafel der Herren von Rosenfeld, bearb. 1955.
OAB. Rottwell 1875, S. 185 u. a.
Genealogie des Hauses Hohenzollern.
Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, Die Stadt Rosenfeld, 1955,
H. Grotefend, Taschenbuch der Zeitrechnung, 1941
Zschr. für Geschichte des Oberrheins 2, 194.
Mon. Zolleran, 1, 71, 92, 377, 380.
Div. geschichtl. u. geograph. Werke, Topograph.
Karte 1:25 000.
Neubearbeitung nach Fotokopie Stadtarchiv Konstanz: Kreisarchivar Rockenbach.

## St. Acheul, das Degerfeld und Patagonien

Von Ernst Louis Beck †

II Mitten auf dem Degerfeld auf Truchtelfinger Markung, das durch seine vielen Grabhügeln aus der Bronze- und der Hallstattzeit weltberühmt geworden ist (das Brit. Mus. in London besitzt dorther allein rund 250 Urnen, Bronzen u. a. Grabbeiga-ben) erhebt sich ein kleiner Hügel mit Felsben) ernebt sich ein kleiner Hugel ihlt Feis-kern und einer Höhle, die nur für wenige Menschen Platz bietet, es ist die "Hütten-kirchle"-Höhle. Dorther stammen die 11 ausgeprägtesten Klingen, Schaber, Spitzen und Bohrer aus Radiolarit- und Jaspis-Feuersteinmaterial, die die zweite Gruppe paläölithischer Werkzeuge in der Ebinger Vitrine bilden. Schon 1913 hatte hier Karl Vitrine bilden. Schon 1913 hatte hier Karl Schaudt eine Probegrabung vorgenommen und einige dieser Werkzeuge gehoben, 1930 wurde dann unter Eith und Breeg, den rührigen Museumsleitern, nochmals intensiver gegraben. Die weiteren ähnlichen Feuersteinobjekte wurden von Höhlenbewohnern, besser gesagt von zeitweilig dort Unterschlupf nehmenden Jägern, in der Bernlochhöhle, die nur wenige Minuten zu Fuß vom "Hüttenkirchle" entfernt ist, hinterlassen. Diese Grabung hatte 1934 Breeg ausgeführt und dabei, was kennzeichnend ist. geführt und dabei, was kennzeichnend ist, auch ein Hirschhornwerkzeug und einen beauch ein Hirschhornwerkzeug und einen bearbeiteten Eberzahn gehoben; außerdem wurde dort ein Teil eines menschlichen Unterkiefers mit 2 Backenzähnen gefunden. Den Reigen der Erforschung der Höhlen um Ebingen hatte der Wissenschaftler R. R. Schmidt zu Beginn unsres Jahrhunderts mit einer Straßberger Höhle, die "einige Messerchen" zeitigte, begonnen. Ihr folgte die Winterlinger "Kühstelle-Höhle" südlich der Straße nach Bitz. Von dort rührt der gleichfalls in der Ebinger Museumsvitrine sich be-Straße nach Bitz. Von dort rührt der gleichfalls in der Ebinger Museumsvitrine sich befindliche respektable Mammuth-Backenzahn her; von der "Heidensteiner-Höhle" über Ebingen ein Backenzahnfragment vom wollhaarigen Nashorn, das wir wiederum Eith verdanken. Schließlich kam 1948 bei einer Probegrabung des Verfassers in der Torhöhle an der Stephanshalde über Ehe-

stetten ein weißes Feuersteingerät zum Vorschein.

Zu der Zeit, als diese Mammuth- und Nashornjäger sich vielerlei Werkzeugen aus dem altbewährten Feuerstein, aus Knochen, Horn und Elfenbein und selbstverständlich auch aus mancherlei vergänglichem Mateauch aus mancherlei vergänglichem Material bedienten, war die 4. Eiszeit, also die letzte Würmeiszeit, schon lange durch die Neandertalmenschen glorreich überstanden worden. Er, der erste "Homo sapiens", "weit entfernt, ein Wilder zu sein", ist der bedrohenden Natur durch eigene Erfindungen erfolgreich entgegengetreten. Das mag über 50 000 Jahre gedauert haben, bis vor 30 000 Jahren die strenge Kälte wich. Erst vor 11 000 Jahren sollen die Gletscher sich auf ihr heutiges Ausmaß reduziert haben. In ihr heutiges Ausmaß reduziert haben. In dieser verhältnismäßig kurzen "Nacheiszeit" dieser verhältnismäßig kurzen "Nacheiszeit" (neuere Berechnungen kommen auf nur 3 000 Jahre Dauer) traten in Europa drei Rassen auf, als wichtigste die weiße Cro-Magnonrasse. In der Aurignacepoche erreichten die Feuersteinwerkzeuge ihre Vollendung in Qualität und Vielfalt, schuf mit ersten Werken der Kunst die Menschheit mehr als sie zum leiblichen Leben brauchte. Dabei blieb sie nicht stehen, es folgten, sich steigernd, die Solutréen- und die alles überstrahlende Magdalénienzeit, in der unsere Mammuthjäger auf der Ebinger Alb lebten. Die altsteinzeitliche Jagdkultur hatte da-mals die 1. Kulturblüte der Menschheit her-vorgebracht, hatte geschichtsbildend die 1. Hauptkulturstufe erstiegen. Die nun 12 bis 15 000 Jahre überdauert habenden Kunster-zeugnissen reichen von bemalten Kieselsteinen, über Elfenbeingravierungen (Petersfels im Hegau), Elfenbeinfiguren (Vogelherd-höhle bei Ulm), größeren Plastiken aus Lehm, Felsritzzeichnungen, Wandbildern (z. B. die "Sixtinische Kapelle der Altsteinzeit" in der Höhle von Lascaux) bis zu dem über 200 qm umfassenden vielfarbigen Deckengemälde von Altamira in Nordspanien. Daß dieses ein einziges Gemälde, sogar ein histo-risches, darstellt und nicht aus 36 an- und

übereinander gemalten Einzelbildern besteht, hat der Kunstwissenschaftler Raphael steht, hat der Kunstwissenschaftler Raphael überzeugend zum Beweis gebracht ("Prehistoric Cave Paintings", New York 1947). Gleichwertiges kann danach nur bei wenigen Gemälden neuzeitlicher Genies (Leonardo da Vinci, Rembrandt u. a.) gefunden werden. Nicht vergessen werden darf, festzustellen, daß jene erste Kulturblüte der Menschheit von einer innerlich freien Jägergesellschaft. gesellschaft ausgegangen war, die Spaltung in Herrscher und Beherrschte erfolgte erst mit der (göttererzeugenden) Ackerbaukultur besteht also höchstens seit 6 000 Jahren. Unsere Mammuthjäger glaubten an ihre Zau-berkraft für die Jagd und ihre eigene, reale Wiedergeburt.

III. Dem Ebinger Metallarbeiter Emil Haasis gebührt das Verdienst, die dritte Gruppe von Feuersteinwerkzeugen, äußerst feine, kleine Pfeilspitzen, besorgt zu haben. Mit Lehrer Eith hatte er schon in der Heidensteiner Höhle gegraben, was nachwirkte. 1934 trieb ihn das Fernweh hinweg ans untere Ende von Südamerika. Im Erdölgebiet von Patagonien arbeitete er. An Sonntagen liebte er es, die Gegend zu durchwandern, in der herben Natur am Meer sich zu ergehen und die fremde Welt in sich aufzunehmen. Bei diesen Streifzügen im ehemals von patagonischen India-Gruppe von Feuersteinwerkzeugen, äußerst gen im ehemals von patagonischen India-nern bewohnten Land entdeckte sein im-merhin geschultes Auge alte Brandstellen, offenbar frühere Lagerplätze, dicht am Meer und bald auch eine dieser unauffäl-Meer und bald auch eine dieser unauffalligen Pfeilspitzen zwischen den Kieseln des unbebauten Grundes. Dieser Fund spornte ihn an, immer wieder fleißig auf die Suche zu gehen und schließlich hatte er einige Dutzend beieinander. Er forschte auch nach den einstigen Bewohnern; wenige davon den traurigen Rest mißtrauischer Vertriebener traf er im unwirtlichen Gebirge Die bener, traf er im unwirtlichen Gebirge. Die Herstellung der Feuersteinpfeilspitzen war ihnen aber schon fremd geworden. Die von Haasis gefundenen dürften nicht älter als 100 Jahre sein und von den letzten indianischen Fischern und Jägern herrühren. Über ihre Vertreibung bzw. Tötung im Auftrag eines Großgrunderoberers und nach-maligen -besitzers wurden noch abscheu-liche Einzelheiten erzählt. Erst 100 Jahre liche Einzelheiten erzählt. Erst 100 Jahre soll es her sein, keine 6000! Der Schatten unserer "höheren" Kultur — wird er nur eine Episode sein, eine flüchtige Sonnenfinsternis? Sind wir selbst jetzt nicht dabei, die Knechtschaft abzuwälzen — auf Maschinen, auf Atomkräfte, auf die Natur schlechthin?

Zweifellos sind die Ureinwohner Pata-goniens, so gut wie die Australiens, seit Zehntausenden von Jahren jeglichem Fortschritt abhold gewesen. Sie lebten nicht, sie vegetierten! Oftmals war die Natur ihr Herr, hielt sie in dumpfer Verkümmerung, mit ihrer erhabenen Kunst und ihrem dy-namischen Fortschrittsgeist zur Selbstbefreiung aus den Klammern der Natur, kann nur in unwesentlichen Belangen, z. B. bei Materialverarbeitungsweisen dienlich sein. Die auf den ersten Blick so ähnlichen "Brüder" von Feuersteinwerkzeugen aus

Nordfrankreich, der Alb und Südamerika in einem glasüberdeckten Tisch des Ebinger Heimatmuseums entstammen also bedeutsamen Höhen und Tiefen der mensch-Kulturentwicklung, worüber sich lichen noch vieles sagen ließe.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmlecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Donnerstag, 31. Oktober 1957

Nummer 10

## Aus der Geschichte der Eyach

Die Geschichte eines Flusses kennen zu lernen ist von besonderem Reize. Sie ist so wechselvoll wie der Menschen und Städte an seinen Ufern. Nur spielt sie sich in ganz anderen Zeitmaßen ab. Die Wissenschaft hat nun in den letzten Jahrzehnten Mittel und Wege geschaffen, das Dunkel der Geschichte zu lichten und so die starre tote Landschaft mit Leben zu füllen, so daß wir sie vor unserem geistigen Auge sich wandeln Landschaft mit Leben zu füllen, so daß wir sie vor unserem geistigen Auge sich wandeln sehen im Wechselspiel von Ursache und Wirkung. In Form von mehr Dichtung als Wahrheit ist allerdings schon früher manches geschehen und auch verbrochen worden. Wir aber wollen im folgenden auf Grund von Beobachtungen versuchen, tiefer in das Werden und Vergehen unseres Heimatflusses und damit unserer Landschaft einzudringen. Dabei soll von dem heutigen Bild ausgegangen werden.

#### Die heutige Landschaft

Am besten steigen wir auf das Lochen-hörnle; denn weithin können dort unsere Blicke schweifen. Wir können von dort aus das Eyachtal von Lautlingen bis gegen Haigerloch überschauen. Zunächst heben sich drei völlig verschiedene Landschaften klar beraus.

sich drei völlig verschiedene Landschaften klar heraus.

Von Lautlingen bis Dürrwangen haben wir zwischen felsgekrönten Bergvorsprüngen eine mächtig in das Albgebirge eindringende Nische, mauergleich in einem einzigen Aufschwung, fast 400 m hoch, über dem schmalen Wiesenstreifen im Talgrund ohne Unterbrechung durch breite Terrassen das düstere Tannenwaldmeer im Braunen Jura, aus dem sich nach oben die blinkenden, weißen Felsköpfe und gewaltigen Rutschen des Weißjura abheben. Die Felsen verhüllen ihren Fuß durch Schutt und scheinen Jura, aus dem sich nach oben die binkenden, weißen Felsköpfe und gewaltigen Rutschen des Weißjura abheben. Die Felsen verhüllen ihren Fuß durch Schutt und scheinen aus dem Walde emporzuwachsen. Aber manche noch nicht ganz vernarbte Bergschlipfe oder isoliert emporstrebende Felsen (am Heersberg, Schafberg) verraten uns deutlich genug, daß auch Berge und Felsen nicht für die Ewigkeit gebaut sind. Abgestürzter Schutt bedeckt weithin die Berghänge und wandert mit den Tonmassen abwärts, oder sind unter Absturzwänden die Hänge nicht zu stell, so bleiben oft haushohe Blöcke oder ganze Wälle zurück (Felsenmeer am Hörnle), die dem Wald einen fast wilden Zug verleihen. In scharf eingerissenen Schluchten mit starkem Gefäll eilen muntere Bächlein hinab, die gewaltige Erosionswirkungen erzeugen können.

Ab Dürrwangen weitet sich das Eyachtal, die Berge treten zurück, die Talwand öffnet sich, und wir blicken hinaus in die weiten Schwarzjuraebenen, zwischen Frommern und Balingen. Die Schaubühne zeigt sich verwandelt. Das Waldgebirge ist verschwunden. Mit Überraschung sehen wir meist Akkerfeld und dahinter eine leicht wellige Landschaft der Wiesen und Weiden mit Obstgärten. Und wenn man im Erntmond Ausschau hält, so wogt hier ein meilenweites goldenes Ährenmeer. Aus ihm heraus lugen die Kirchtürme stattlicher Dörfer.

Der Lauf der Eyach ist gekennzeichnet durch mächtiges Erlengebüsch. Sie fließt

aber nicht mitten durch die Talebene, sondern ist ganz nach Osten gegen das From-merner "Weinbergle" und den "Rain" abge-drängt Ein steiles Ostufer ragt auf, während

drängt. Ein steiles Ostufer ragt auf, während sich nach Westen eine über 800 m breite Ebene bis gegen Endingen erstreckt. Im frischen Grün der Wiesen schlängelt sie sich in regellosem Lauf hin und her.

Von der Balinger Stadtmühle ab tritt die Eyach in den Keuper ein, wird aber noch bis in die Gegend von Owingen auf beiden Seiten vom untersten Schwarzjura begleitet. Vom Hörnle aus erscheint das Tal zunächst nur als kleine unbedeutende Rinne in der Riesenplatte. Die Straße erreicht erst wieder im "Kühlen Grund" die Talaue. Der Verkehr liebt dieses enge Tal nicht. Heute führt auf dieser Strecke noch nichteinmal ein durchgehender Fußweg der Eyach ent-

führt auf dieser Strecke noch nichteinmal ein durchgehender Fußweg der Eyach entlang. Der dunkle Wald verrät den Verlauf des landschaftlich reizvollen Tales.

Balingen liegt dort, bevor die Eyach in die weichen Keuperschichten eintritt und der Übergahg keine Schwierigkeiten bildet. Hier mußten schon die alten Straßen das Tal queren. Hier konnte in der breiten Talebene eine größere Stadt aufblühen, geeignet als Markt für die vielfältigen Erzeugnisse dieser wechselvollen Landschaft, als Sammelpunkt des Verkehrs, des wirtschaftlichen und geistigen Lebens.

Sammelpunkt des Verkehrs, des wirtschaftlichen und geistigen Lebens.

Bis zum "Kühlen Grund" behält die Eyach die süd-nördliche Richtung bei, wendet sich jetzt aber nach Nordwesten. Das Tal verbreitert sich wieder, um bei Owingen, aber diesmal im weichen Gipskeuper, eine ähnliche Ebene zu bilden wie bei Balingen. Auch bier ist der Fluß abermals in der weiten liche Ebene zu bilden wie bei Balingen. Auch hier ist der Fluß abermals in der weiten Talebene nach rechts abgedrängt und hat sich früher in vielen Windungen dahingeschlängelt, wie noch vielfach die Gebüschgruppen und alte Flußbette beweisen. Erst in den letzten Jahrzehnten wurde die Flußkorrektion durchgeführt. Vielgewunden in mehreren Armen zog einst die Eyach durch den weiten Grund, sie war kaum 1 m eingesenkt. Bei Hochwasser trat sie daher oft aus und verwandelte die ganze Talaue in

einen Riesensee, so daß es im Herbst oft schwierig war, das Öhmd zu bergen. Die vielen seichten Wasserläufe waren für die Störche und Fischreiher ein "gelobtes Land". Kuppen von 3 — 4 m Höhe erscheinen hier schon weithin als Richtpunkte, z. B. die alte Weiler Kirche. Bei dem geringen Gefäll kann sich der Fluß nicht einschneiden. Die Hochwasser lassen Schlamm und Geröll liegen. die Talaue wird dadurch langsam erhöht, der Fluß verlegt öfters sein Bett, der Untergrund ist teilweise schwarz, moorig. Von Stetten ab konnte aber nicht mehr der launische Wechsel der Eyachwasser herrschen, denn mit dem Einschneiden ins harte Felsgestein des Hauptmuschelkalks hat sich der Fluß selbst festgelegt. Die Felsen, die er beim Einsägen formte, halten ihn

harte Felsgestein des Hauptmuschelkalks hat sich der Fluß selbst festgelegt. Die Felsen, die er beim Einsägen formte, halten ihn nun wie Fesseln umspannt. Nur in harter mühseliger Arbeit von vielen Jahrtausenden gelingt ihm da und dort eine stärkere Verschiebung, eine größere Laufveränderung. Mit dem Eintritt in den oberen Muschelkalk öffnet sich daher ein völlig neues Landschaftsbild. Wen die weite, flache Keuperlandschaft nicht sonderlich anzog, das enge, vielgewundene Felsental lenkt seine Blicke auf sich. Annähernd 100 m tief ist es eingesenkt, die harten Felsen steigen fast von der Talsohle auf. Dem Verkehr ist diese Talstrecke nicht sonderlich günstig. Bald prallt der Fluß rechts, bald links an die Felsenwand an. Dazu kommen die großen Talschlingen. Die Eisenbahn schneidet in einem Tunnel die lange Schleife um den Haigerlocher Talsporn. Die Hauptverkehrsstraße nach Horb steigt auf die Höhe.

Zurückblickend stellen wir also fest, daß im Eyachtal die schroffsten Gegensätze sind: Kurz vor der Einmündung ein enges, schroftes, viel gewundenes Felsental: zwischen

im Eyachtal die schroffsten Gegensätze sind:
Kurz vor der Einmündung ein enges, schroffes, viel gewundenes Felsental; zwischen
"Kühlen Grund"-Owingen und zwischen
Frommern-Balingen ein müder Fluß in weiter Ebene, Stücke mit ausgeprägter Kulturlandschaft als Wiesen- und Ackerland benützt; zwischen Balingen-"Kühlen Grund"
ein tiefeingeschnittenes Tal mit sanften
Hängen, die teils bewaldet sind, und zwischen Lautlingen-Dürrwangen ein tief in
die Jurafelsen eingesenktes Tal mit schmaler, kaum 150 m breiter Sohle.

(Fortsetzung folgt)

(Fortsetzung folgt)

# Der Weg vom Uhrmenschen zurück zum Urmenschen

Von Hans Müller

Liebe Leser! In unsern "Heimatkundlichen Blättern" finden wir immer wieder Zeitangaben: Karolinigische Zeit, Alamannenzeit, Römerzeit, Latène-, Hallstatt-, Bronzezeit und so fort. Soweit es wir nicht von selber wissen, geben die Aufsätze meist Anhaltspunkte, wie diese Epochen in der Geschichte einander einzureihen sind. Aber über ihre Dauer in der Zeit machen wir uns wohl kaum immer eine rechte Vorstellung. Wir sind Uhr-Menschen. Seltsamerweise haben wir gerade darum keine Zeit, in Ruhe darüber nachzudenken, wieviel die "Zeit" eigentlich Zeit in Anspruch nimmt. Es gibt soviel zeitsparende Fahrzeuge und Maschinen und Methoden, daß wir keine Minute mehr übrig haben. Verzichten wir einmal bei schlechtem Wetter auf die unumgänglich

scheinende Autofahrt von unserer Haustür bis zur Haustür eines Hotels im Schwarzwald. Vielleicht ist es zwischen unsern eig-nen vier Wänden auch ganz interessant. Wenn es sich um eine Altwohnung handelt, dürften genannte vier Wände je 5 Meter haben. Jede von ihnen soll nun ein Jahrtauhaben. Jede von ihnen soll nun ein Jahrtausend bedeuten. An den vier Wänden entlang kämen wir demnach bis zu den Ägyptern zurück. Ein komisches Volk! Es kam mehrere Jahrtausende ohne eigentlichen Eroberungskrieg aus und hatte "trotzdem" eine sehr hohe Kultur. Aber was weiß unsere Wohnung noch davon? Auf dem Tisch liegt vielleicht die Sonntagszeitung mit dem Horoskop; das ist so ziemlich das allerletzte Restchen Ägyptens. "Fern ins Land der Pyramiden" ziehen heute nur noch die Störche und eine Handvoll ganz reicher

Wir aber leben inzwischen in der "Epoche" des Fernsehens. Nichts gegen das Fernsehen! Wenn mir auch weitblickende Menschen lieber sind als nur fernsehende. Aber sehen sie den winzigen Spalt zwischen Tür und Türpfosten? Seine Breite entspricht ziemlich genau dieser "Epoche".

Wie alt ist denn die Motorisierung, unser ganzer Stolz? Türpfosten und Schloß. Genügt! Das sind 20 cm oder 40 Jahre. Als wir Kinder waren, gab es noch keine "Wagen" sondern nur Benzinkutschen, die wir auf den Landstraßen schieben durften, weil sie nicht laufen wollten.

Ja, aber die altehrwürdige Eisenbahn, die heute schon wieder in Gefahr ist, zum alten Eisen geworfen zu werden? Halbe Türfüllung. Wenn Sie mit dem Zollstab ein wenig wackeln, sind sie schon im Zeitalter der romantisch holpernden Postkutsche!

Na schön, dann also unsre ganz große Errungenschaft: die Europäisierung der Erde. Halten wir sie fest, denn sie ist schon verdammt rückläufig geworden. Dazu brauchen wir nun schon ein Drittel einer Wand, denn das Europäisieren ging viel langsamer und mühsamer als sein Gegenteil. — Wir haben schamhaft unser 12 Jahre währendes "Tausendjähriges Reich" verschwiegen. Ein gewisser Advokatensohn hatte einmal ein ebensolange währendes französisches "Empire" aufgerichtet. Es nimmt an unserer Wand gerade Hosenträgerbreite ein.

Etwas links von der Wandmitte hängt das atemberaubende Bild "Alpenglühen" in Öl; hängen wir es ab, so finden wir darunter einen etwas helleren Fleck auf der Tapete und einige Spinnweben. Kein Wunder, denn wir kommen nun in das so weit zurückliegende "finstere" Mittelalter. Sie wissen ja: Hexen, Raubritter und so! Darf ich ein Bekenntnis ablegen? Finster in diesem Sinne war nach meiner Ansicht der turbulente Beginn der sogenannten Neuzeit, nicht aber das Mittelalter. Der helle Fleck unter dem Bild an der Wand erinnert mich wieder daran. Unser "Alpenglühen" ist ein großes Gemälde, fast einen Meter breit. Unter ihm verbergen sich Minnesang und Hochscholastik, gotische Kathedralen, denen wir heute nicht einmal mehr die fehlenden Turmhauben aufzusetzen vermögen und die Mystik, an deren Gemütstiefe sich kaum noch ein Mensch heranwagt. Was Gott und die menschliche Seele anlangt, da ist dieses "Mittelalter" tatsächlich die Mitte der Zeiten, wenn auch etwas Weiterlaufendes rein geometrisch eigentlich keine Mitte haben kann.

Wie alt sind unsere Städte? Beginnen sie mit dem Mittelalter, weil es doch so oft heißt: Mittelalterliche Stadt? Balingen hatte seine 700-Jahrfeier. Zwei Drittel Wand. Wenn man so von Tausendjahrfeiern hört, so ist das meist geflunkert. Denn im bürgerlichen Sinne sind unsre Städte nicht so alt. Es kann sich dann nur um Kaiserpfalzen oder sonstige Gründungen großer Herren handeln, die erst später zu eigentlichen Stadtgemeinden wurden. Oberlehrer Fritz Scheerer hat auch schon darauf hingewiesen. Der Drang, ein Fest zu feiern ist eben in unsrer "Jubiläums-Epoche" manchmal stärker als die historische Wahrheit. Als Gemeinwesen mit Selbstverwaltung sind die meisten Städte nicht älter als mein Sofa lang ist. Tailfingen hat es bis jetzt nur bis zur Breite eines Sessels gebracht. Wir können leider kaum einer Stadt eine ganze Wand "zuteilen". Aber viele Kirchen und Burgen sind so alt! Die Hochblüte der romanischen Kirchenbauten, im Stil römisch, im Wesen deutsch, war zur Zeit der Sachsenkaiser. Damals hatte sich das Deutsche Reich wirklich auf sich selber gestellt. Aber das währte nur 100 Jahre, das sind 50 cm, die wir uns schon im Eck zur zweiten Wand vorzustellen haben. Da etwa sitzt auch das Jahr 1000: Nordgermanen segelten und ru-

derten — überall staatengründend — rund um Europa, bis nach Miklagard, wo sie des Kaisers von Byzanz zuverlässigste Leibwache stellten. Sie gingen auch über Island und Grönland nach Winland, und das war Amerika!

Überhaupt ist unsere zweite Wand eine Fensterwand. Wir blicken durch die deutsche Geschichte hinaus nach Italien und nach dem Orient. Vom phantastisch raschen Aufschießen des Islam bis zu seinem Rückzug aus Europa — wie wenig sind wir geneigt, dies zu berücksichtigen — vergingen tatsächlich mehr als 1000 Jahre. Eine ganze Wand. Für das Christentum war das eine dunkle Epoche. 1001 Nacht!

Halb sagenhaft ragt die Gestalt Karls des Großen bis in unsre Zeit herein. Sein Stamm, die Franken, gaben in Europa den Ton an von 500 bis etwa 350. Sie nehmen also ein Drittel der Wand ein, von der Mitte ab. Für unsre Heimat war es die Zeit der ältesten Missionare und christlichen Kirchen Kürzer war die Herrschaft der Alamannen von 260 bis etwa 500: mit zweieinhalb Jahrhunderten nur 1,25 m. Das ist aber immerhin noch das Doppelte von "Preußens Gloria", wenn man die Zeit der Machtlosigkeit abzieht.

Das erste Viertel der Fensterwand ist rein römisch; wir müssen sogar von der dritten Wand noch ein Drittel hinzunehmen. Wieder ist das Eck ein welthistorisches Datum; es entspricht dem Jahr 1 unserer Zeitrech-nung. Welche Fülle von Gedanken und Em-pfindungen heftet sich an diesen Meilenstein im Entwicklungsgang der Menschheit! Und wie wenig Menschen merkten damals, was in ihrer Zeit (für Palästina sogar: in ihrer engsten Umgebung) an Entscheidenem vorging? Vielleicht ist in unsrer eignen Zeit auch etwas, und wir merken nichts! Um das Jahr 1 waren wir im Südwestraum noch keine Germanen sondern erst Kelten. Bisher rechnete man sie bis 400 vor Chr. zurück, heute geht man teilweise schon bis 700 und mehr, sodaß die ganze Eisenzeit (Hallstatt und Latène) bei uns keltisch gewesen wäre. Wir können keine scharfen Striche mehr an die Wand zeichnen, die Konturen beginnen sich mehr und mehr zu verwischen. Die Kelten hatten lebhafte wirtschaftliche und kul-turelle Beziehungen zu den Griechen. Dieser Umstand und die Länge ihres Aufenthaltes im süddeutschen Raum (vierzehn mal so lange als wir Auto fahren) berechtigen zu der Annahme, daß tiefgehende Nachwir-kungen geblieben sein können, die es noch zu erforschen gilt. Die griechische Kultur-blüte selber steht in Schrankesbreite in der Mitte der dritten Wand. Ihre Früchte waren so kostbar und reiften so dauerhaft heran, daß sie nicht nur das kaiserliche Rom ernährten und das päpstliche Rom ernähren bis auf den heutigen Tag sondern auch Goethe als das Höchste erschienen, das der Mensch kulturell erreichen kann.

Vor Griechenland und den Kelten liegt bei uns die Bronze- und Kupferzeit. Ihr müssen wir nahezu den Rest unsrer vier Wände opfern. Im Vorderen Orient bis herüber nach Nordafrika blühten gleichzeitig die Reiche und Kulturen der Sumerer, Babylonier, Hettiter, Assyrer und Ägypter; aber sie reichen noch um zwei Jahrtausende weiter zurück. Für Ägypten alle in reichen vier Wände nicht aus; wir müssen in einem anstoßenden Zimmer weiterrechnen. Damit sind wir schon längst über das 50fache unsres modernen Maschinenzeitalters hinaus. Das Pferd als Reit- und Zugtier — heute nahezu am Aussterben — ist mehr als hundertmal älter als der Motor!

Für die Verhältnisse in unserer Heimat brauchen wir im anstoßenden Zimmer eine ganze Wand für die Jüngere Steinzeit, die zwar keine Metallgeräte und keine Städte kannte, wohl aber eine Bauernkultur, die hinter der heutigen gar nicht einmal so weit zurück war. Jedenfalls bauten die Bauern damals schon alle Getreidearten und die meisten Hackfrüchte an und trieben Viehzucht. Ihre Häuser waren 15 m lang und hatten mehrere Zimmer. Ihre Gefäße, besonders die des Totenkultes waren so schön geformt, daß wir uns heute wundern, wie das mit bloßen Händen möglich war. Verkehrsmittel benötigten sie nicht, denn sie stellten alles her, was sie brauchten und verbrauchten alles, was sie hervorbrachten. Der mechanisierte, maschinisierte, motorisierte Bauer von heute ist noch keine ganze Generation alt, also 200 mal jünger als der Bauer überhaupt.

Und wie alt ist endlich der Mensch als Jäger? Ich empfehle eine 12 000-Jahresfeier der Jäger unter der Schirmherrschaft des letzten Indianers der USA. Sie meinen, diese Zeitspanne sei zu hoch gegriffen: vier große Wohnzimmer? Im Gegenteil, wir sind erst in der Mittleren Steinzeit, als die Feuersteinspitzen klein und besonders fein bearbeitet waren. Dieser 12 000 Jahre zurückliegende Zeitabschnitt dauerte selber 7 000 Jahre. Wie verschwindend klein ist der Türspalt der Fernseh-Epoche geworden! Aber das große Staunen fängt erst jetzt richtig an. Der vielgenannte Neandertal-Mensch, der noch nicht einmal der Anfang der bekannten Menschheitsurgeschichte ist, soll noch 90 000 Jahre älter sein! Eine so große Wohnung hat kein König, daß' seine Wohnzimmer ausreichen würden, diesen Zeitraum zu veranschaulichen. Man müßte schon ein Verwaltungshochhaus zuhilfe nehmen, und man müßte einen Tag opfern, um alle die Zimmer auszulaufen. Es handelt sich um die Altsteinzeit, die bis tief in die Eiszeiten hineinreicht. Es ist anzunehmen, daß die Urmenschen zu allen Dingen mehr Zeit hatten als wir Uhr-Menschen. Dafür haben sie aber auch noch mehr fertiggebracht als wir. Man kann mich ruhig ob dieses Lobes der Steinzeit steinigen. Unsre moderne Technik hat doch wohl das Ziel, uns das Leben bequemer zu machen und im Kriege das Sterben ungeahnt zu beschleunigen. Das Erstere haben die Steinzeitmenschen auch gewollt und sogar fertiggebracht, ja sie haben sich das Leben auf dieser Erde überhaupt erst ermöglicht! Und das unter dem ungünstigsten Klima, das sich nur denken läßt. Wer dies für eine Kleinigkeit hält, der kann sich ja einmal nackt nach Nordsibirien oder Labrador versetzen lassen und sehen, wie weit er kommt. Dabei darf er sogar noch die Menschheitserfahrungen von 100 000 Jahren mitnehmen, die der Urmensch noch nicht hatte.

## Anekdoten aus Frommern

Zu früheren Zeiten war es üblich, daß ein Gemeinderats – Kandidat schon \_vor der Wahl Freibier laufen ließ, um Stimmen zu fangen. Hierzu mußte manchmal ein Stück Vieh dran glauben. Dies war auch bei Johannes Haage der Fall, und als er in Wirklichkeit auch Gemeinderat wurde, meldete er sich nach Mitternacht bei seiner Frau. Haage Johannes fragte seine Frau: "Weißt wer neben dir liegt?" Sie erwiderte: "Deine rote Kuh." (Er wollte hören: "Der Gemeinderat Johannes Haage.")

Frommern ist neben seiner Möbelindustrie auch durch seine immer wieder vorkommenden Brände — hervorgerufen durch die Feuergefährlichkeit dieser Industrie — bekannt. Solche waren auch schon zu verzeichnen, als Frommern noch eine Bauerngemeinde war. Nachsteht de Begebenheit sei aus jener Zeit erwähnt: Das Gebäude vom Wangerschmied — er hieß Zimmermann — brannte. Nach seiner Auffassung war das Backen die Brandursache, man sah Brotlaibe herumliegen. Pfarrer Walz kam zum Brandplatz und sagte zum Wangerschmied: "Das hätten Sie nicht machen sollen." Daraufhin sagte der Wangerschmied: "Weiche von mir Satan, du bist mir ein Ärgernis."

# Deutsche Rechtssymbolik / von Prof. Dr. Schmelzeisen

III.

Aus welchen geistesgeschichtlichen Verhältnissen ist nun die Rechtssymbolik zu begreifen?

Ich folge hier den Ausführungen von Franz Beyerle<sup>1</sup>). Er sagt u. a.: "Was wir germanisches Altertum nennen, ist eine Zeit, die mehr im Zuständlichen als im Sollen denkt, der soziale Wirklichkeiten und nicht Planungen als das Rechtsgiltige vorschweben. So war, daß Rechtsgedanken ihre Macht verlieren, wenn ihre sichtbare Verwirklichung in Abgang kommt. Die Zeit denkt sinnenfällig, plastisch." Beyerle führt als Beispiel die Munt an. Sie hört auf, wenn der Sohn tatsächlich aus dem Elternhause ausscheidet. Steht er unter der Gewalt eines Dienstherrn, so ist daneben einfach keine Möglichkeit für die väterliche Gewalt. Oder: Im Verkehrsrecht, beim Kauf, ist mit dem Austausch der Leistungen alles rechtliche Bedeutsame erledigt. Eine Gewährschaftspflicht in Betracht

Eine Gewährschaftspflicht für Sachmängel kommt im übrigen nicht in Betracht.

Die nächste Entwicklungsstufe, die etwa mit dem Mittelalter anhebt, ist dadurch gekennzeichnet, daß sich das Rechtsdenken von der tatsächlichen Gegebenheit ablöst und sich gewissermaßen verselbständigt. Man klebt nicht mehr an den gegebenen Tatsachen. Das Recht läßt sich nicht mehr vom Tatsächlichen Sollen, das andere tatsächliche Verhältnisse fordert, als die gegebenen gerade sind. Und damit nun das, was nach dem Recht gilt, nicht in der Tatsächlichkeit, die einst das allein Entscheidende war, wie bisher untergeht, damit eben das Recht nicht vom Tatsächlichen überwunden wird, darum wird es in der sinnlichen Anschaulichkeit, im Symbol, gegenüber jener Tatsächlichkeit gefestigt. "Man stellt, was nicht verwirklicht ist, sichtbar vor u. macht Beziehungen, gewollte oder unterstellte, augenscheinlich." Überläßt der Gläubiger dem Schuldner das gefronte Grundstück zunächst zur Nutzung und zum Besitz, so muß die dem Gläubiger zukommende Haftung des Grundstücks sichtbar gemacht werden, damit sie nicht der ihr widersprechenden Tatsächlichkeit anheimfällt. Daher wird auf dem Grundstück ein Pfandschaub angebracht. Jetzt ist der rechtliche Bestand der Haftung trotz des Schuldnerbesitzes gesichert. Ein anderer Fall: Einst konnte die väterliche Gewalt nur in der Weise aufgehoben werden, daß der Sohn tatsächlich aus dem Hause des Vaters ausschied. Sollte er nun trotz Aufhebung der väterlichen Gewalt im Elternhaus verbleiben, so mußte man die Emanzipation versinnbildlichen: Der Vater durchtrennt das Tischtuch, zwischen sich und dem Sohn. Treffend bemerkt W oh 1 ha u p t er: "Die wahre Rechtslage wird so durch das Simbild mehr und mehr unabhängig von der bloßen Außenansicht der Dinge. So beschreitet das symbolische Zeitalter den Weg zur Vergeistigung des Rechts, zur Lösung von der bloßen Wirklichkeit. Wenn dies Zeitalter trotzdem keinen zwiespältigen Eindruck macht, so hängt das mit dem Wesen des Sinnbilds als sinnlich-geistige Erscheinung zusammen").

sinnigenem. Es bildet gleichsam eine Brücke zwischen beiden.
Das symbolische Zeitalter erreicht sein Ende, als es dem Rechtsdenken gelingt, sich so zu verselbständigen, daß es sich auch ohne das Mittel des Symbols gegenüber der Tatsächlichkeit durchzusetzen vermag. Nun hebt an das Zeitalter des Rechtsbegriffs. Es ist das Zeitalter der ausschließlich gedanklichen Beherrschung, der begrifflichen Erfassung des Rechts, das Zeitalter des rechtlichen Rationalismus. Jetzt wird das Recht immer unanschaulicher und damit zugleich auch symbolärmer. Der Rechtsbegriff ist

mächtig genug, das Recht gegenüber der Tatsächlichkeit zu behaupten. Aber das Rechtsdenken entfernt sich nun auch immer mehr von einer allen zugänglichen Verständlichkeit. Es ist bezeichnend, daß sich um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit die Aufnahme des römischen Rechts vollendete. Dieses römische Recht hatte sich schon Jahrhunderte früher zu einem ausgesprochenen Begriffsrecht entwickelt. Daraus erklären sich die gewaltigen Erschütterungen, die seine Aufnahme mit sich brachte. Der Weg zur Begrifflichkeit war wohl auch der deutschen Rechtsgeschichte vorausbestimmt. Aber er hätte aus der eigenständigen Entwicklung des deutschen Rechts heraus gefunden werden müssen. Es war ein Verhängnis, daß diese Entwicklung durch die Aufnahme eines begrifflich ziemlich ausgewalzten Rechts abgebogen wurde.

Der Entwicklungsgedanke im Recht. Leipziger rechtswissenschaftliche Studien, 1938, S. 9 ft.
 S. 128.

#### TV

Andreas Heusler¹) hat sich in seinen Institutionen des deutschen Privatrechts dahin geäußert, die Rechtssymbole seien nie naiv, nie aus dem freien Impulse des Volkes hervorgebracht, sondern stets reflektiert, künstlich erdacht. Sie seien ein Erzeugnis der nachdenkenden Priesterschaft. Im Hintergrunde habe das Bestreben gestanden, das Recht wie auch die Religion dem Volke heilig zu machen. Dazu sei dann im weiteren die Tendenz gefreten, das Volk vom Priesterstande abhängig zu machen und diesem durch den Besitz streng gewahrter Geheimnisse Herrschaft und Einfluß zu sichern. Aber diese Ansicht, gegen die schon Hans Fehr sich gewendet hat ʔ, ist wohl kaum zutreffend. Gewiß wird man der Rechtssymbolik nicht gerecht, wenn man nicht zugleich einen sie schaffenden Geist bejaht. Dennoch sind die Rechtssymbole — jedenfalls von Hause aus — keine Erfindungen bloß zweckbetonten Denkens. Müssen wir doch immer wieder wahrnehmen, wie bei ihnen Vorstellungen wirksam sind, die aus den abgründigsten Tiefen des Volkslebens aufsteigen. Ich denke da vor allem an Vorstellungen religiöser, dämonischer und magischer Art, wie sie uns gerade durch die rechtsvolkskundliche Forschung näher gebracht worden sind. Die Rechtssymbole sind tief eingebettet in die allgemeine Vorstellungswelt des Volkes. Und darin zeigt sich deutlich, daß sie nicht reine Erfindungen führender Persönlichkeiten mit ausgesprochenen Zweckabsichten sein können. Wären sie das gewesen, so hätten sie sich nicht während des ganzen Mittelalters und teilweise noch darüber hinaus gehalten. Außerdem ist das deutsche Recht durch alle Jahrhunderte hindurch immer eine Angelegenheit des ganzen Volkes gewesen. Niemals hat Geheimniskrämerei es dem Volke entfremdet. Derartiges konnte erst unter fremdem Einfluß geschehen.

Aufgabe der Symbolforschung ist es vor allem, die volks- und religionskundlichen Hintergründe der einzelnen Rechtssymbole aufzuhellen. Denn nur so kann eine zuverlässige Einsicht in die Bedeutung der Symbole und in das Wesen der Rechtssymbolik gewonnen werden.

gewonnen werden.

Herbert Meyer hat den bedeutsamen Satz ausgesprochen: "Vor dem Symbol und vor aller rechtlichen Bindung steht der Zauberbaum, die re-ligio"). Die frühen Zeiten dachten sich die Welt als von geheimnisvollen Mächten beseelt. Auch der Tote ist für sie nicht vergangen. Er lebt weiter im Reich dieser Mächte. Er gehört der Welt des Dämonischen an. Dem irdischen Menschen aber können die Dämone zum Segen wie zum Fluch werden. Mancher hat allerdings die Kraft, sie zu beschwören und in seinen Dienst zu zwingen oder sie zu

bannen und unschädlich zu machen. Er hat Zauberkräfte. Durch Zauber versichert man sich vor allem der Hilfe der verstorbenen Ahnen. Aber auch Waffen und Gerät kann man durch Zauber sich dienstbar machen. Es gibt einen Bindungszauber und einen Abwehrzauber. Durch jenen verbindet man sich den geheimnisvollen Mächten, durch diesen weiß man sich vor ihrem Unheil zu schützen. Mit einem Bindungszauber haben wir es zu tun beim Eide. Der Schwörende betastet das Schwert, um sich die ihm innewohnende Macht günstig zu stimmen, freilich auch für den Fall des Eidbruchs gegen sich herauszufordern. In der christlichen Zeit schwur man bei den der christlichen Zeit schwur man bei den Heiligen und betastete zauberisch den Heiligenschein. Der noch heute bei der Eidesligenschein. Der noch heute bei der Eidesleistung übliche Handritus ist das Überbleibsel jener alten Tastgebärde. Einen Abwehrzauber finden wir im magischen Kreis. Durch ihn wird der Raum in ein Drinnen und Draußen geteilt!). Was drinnen ist, das ist gegen alle feindlichen Mächte gefeit. Es steht aber auch zugleich in der Macht dessen, der den Bannkreis gezogen hat Denn der den Bannkreis gezogen hat Denn sen, der den Bannkreis gezogen hat. Denn durch das Einkreisen erlangt man die Ge-walt über das Eingekreiste. Das Einkreisen selbst erfolgt mit einem zauberkräftigen Gerät, etwa mit einem Schwert oder einem Messer, oder auch durch Umwandeln, Um-laufen, Umfahren oder Umreiten. Der Grenzumgang bei der Grundstücksübereignung hatte also zauberische Wirkung. Durch Umfahrt im Reiche ergriff der merowingische König Besitz von der Herrschaft. Die Mantelhüllung, deren sich schon die Grie-chen bei der Adoption bedienten, hatte ge-wiß apotropäische Bedeutung, war aber wohl zugleich wie auch die Schoßsetzung wohl zugleich wie auch die Schoffsetzung ein Bindungszauber. Es handelte sich dabei um einen Analogiezauber, durch den der natürliche generatorische Zusammenhang zwischen Mutter und Kind nachgebildet wurde. Der Analogiezauber lebt von der Vorstellung, daß eine der gewünschten Wirklichkeit ähnliche Nachbildung kraft magischer Zusammenhänge diese Wirklich Wirklichkeit ähnliche Nachbildung kraft magischer Zusammenhänge diese Wirklichkeit selbst herbeiführe<sup>5</sup>). Vereinigend und verbindend wirkte der ursprünglich wohl nur der erotischen Sphäre angehörige Kufi. Der Höhere küßt manchmal den Niederen und erfüllt ihn so mit seiner stärkeren Kraft. Ein zauberisch gewundener Strohwisch wirkt apotropäisch. Er hält Vieh und böse Geister vom Grundstück fern. Daher wird er auch bei der Bannung eines Grundstücks verwendet. Seine Zauberkraft soll stücks verwendet. Seine Zauberkraft soll jede Einwirkung auf das Grundstück abjede Einwirkung auf das Grundstück ab-wehren. Lebenserhaltende Kräfte erfüll-ten die Erde. Auf sie legte man daher beim Abschluß von Beehtsgeschäften. ten die Erde. Auf sie legte man daher beim Abschluß von Rechtsgeschäften die Urkunde, damit sich jene Kräfte ihr mitteilten und dem Rechtsgeschäft Bestand verliehen. Eine Erinnerung daran bewahrt noch heute unsere Sprache in der Wendung "eine Urkunde aufnehmen". Die Fahne war vermutlich zunächst ein in das Blut des Opfertieres getauchtes Tuch, das in dieser Weise Zauberkraft gewonnen hatte und im Kampf gegen den Feind zum Siege zu verhelfen vermochte. In der Hand des Königs ist sie dann ein Symbol der Heerzewalt und ist sie dann ein Symbol der Heergewalt und als solches auch verwendbar bei der lehnsrechtlichen Investitur. Das königliche Szep-ter geht zurück auf den Zauberstab. Dieser hatte vielfach mehrere Astansätze, die man als den Sitz der dämonischen Mächte ansah. Derartige Astansätze finden wir auch an den Richterstäben, an den kunstgewerblich gefertigten einer späteren Zeit sogar in künstlerischer Nachbildung<sup>4</sup>). Der Besitz eines solchen Zauberstabes verleiht dem König oder Richter dämonische Macht. Aber auch bei Rechtsgeschäften wurde der Stab

zum Bindungszauber verwendet.

Die heidnischen Zaubervorstellungen blieben vielfach noch bis weit in die christliche Zeit hinein lebendig, wenn sie sich jetzt auch häufig in christlichem Gewande zeigten. So wurde im Mittelalter die heilige Lanze, in der die Nägel vom Kreuze Christi

angebracht waren, als Reliquie verehrt. Vor ihr beteten die deutschen Könige, bevor sie in die Schlacht zogen 7). Und später wurden alle Reichsinsignien als Heiltum verehrt.

Aber bei den alltäglichen Symbolen und Aber bei den alltaglichen Symbolen den symbolischen Handlungen müssen wir doch annehmen, daß ihre ursprünglich zauberi-schen Eigenschaften mit der Zeit verblaß-ten. Wenn sie trotzdem noch lange lebendig blieben, so verdankten sie das einmal der Überlieferungsgebundenheit des früheren

Rechtslebens, dann aber auch ihrer star-ken Ausdruckskraft. (Fortsetzung folgt)

1) Institutionen des deutsche Privatrechts I, 185, S. 69.

1885, S. 69.

2) S. 59.

3) Rasse und Recht bei den Germanen und Indogermanen, 1937, S. 113.

4) Hdwb. d. deutschen Aberglaubens V, 1932/33 Sp. 463.

5) Ebenda I, 1927, Sp. 385 f.

6) Vgl. die Abb. bei Hans Fehr, Die Dichtung im Recht zu S. 69.

7) Herbert Meyer, Heerfahne und Rolandsbild, Göttingische Nachrichten 1930, S. 482.

## Das Südtiroler Weinmuseum

Weinbau und Kellerwirtschaft sind keine Erscheinungen einer Zivilisationshungrigen Zeit, sondern bedeutende Bestände der alten hohen Kultur, des an Schönheiten so reich prangenden Landes an Etsch, Eisack, Talfer und Rienz.

Wissen wir auch die Kostbarkeiten unsewissen wir auch die Kostbarkerten unseres felsengeschützten Heimatlandes wohl zu nennen und zu schätzen, so wird es uns niemand verargen, wenn wir gestehen, daß beim Nennen jener Täler und Landstriche, beim Nennen jener Täler und Landstriche, in denen die Rebe seit Jahrtausenden Heimstatt und Pflege gefunden, unser Herz höher schlägt und wer denkt da nicht unwillkürlich an das Erdenparadies Überetsch mit seinen Burgen, Edelsitzen und Althöfen, an denen vorbei die Weinstraße in das gottgesegnete Unterland führt.

Gleich unserem alten doch ewig jungen Eichendorff haben wir einen Frühlingstag zum Wandern gewählt und sind so gemach über St. Pauls, in dem der hohe Dom der Überetscher Weinbauern steht, über das engstraßige Eppan nach Kaltern gekommen. Wir können unser Staunen und Bewundern nicht verhehlen, wenn wir ersehen, wie be-wußter Bürgersinn, verbunden mit Heimat-freude und Zeitaufgeschlossenheit aus dem uralten, schon um das Jahr 1000 genannten Dorf und späteren Markt Kaltern ein richtiges Weinstädtchen gezaubert haben, das jedem Besucher und Gast zur Freude wird. Nachdem wir in einem der wohlgepflegten Häuser, aus denen der Gastgeber in Form eines Sterns, eines weißen Rößls oder eines roten Adlers seinen Arm herausstreckt, ein-gekehrt sind und unseren kostbaren Leib etwas zukommen gelassen, lenken wir un-sere Schritte dorfsüdwärts, von wo aus bald der glitzernde Spiegel des Sees und das an erhabener Stelle thronende herrschaftliche Ringberg wegweisend in das fruchtgesegnete Unterland winken. Ehe wir aber unsenete Unterland winken. Ene wir aber unseren Wandertag bei einem Glase gewählten Weines auf der Terasse des neu erbauten und gut gelungenen Strandgasthofes am See beschließen, widmen wir eine Stunde dem Besuch des jungen Südtiroler Weinmuseums, dessen Ruf schon weit über die Grenzen des Landes gedrungen

## Fachbücherei und Brauchtum

Grenzen des Landes gedrungen.

In Erfüllen der Verpflichtung Erbe und Gut der Vorfahren hoch zu erhalten, hat sich das Weinmuseum eine dankbare Aufgabe gestellt und zum Teil auch schon gelöst. Innerhalb des ersten nun vollendeten Be-standsjahres sind die Sammlungen des Weinmuseums ohne Einbeziehung der im Weinmuseums ohne Einbeziehung der im Entstehen begriffenen Fachbibliothek auf 1000 Nummern angewachsen und immer weiter öffnen sich die Tore, Herzen und Aussichten, so daß es nur mehr eine Frage übersehbarer Zeit ist, den Entwicklungs-gang der bodenständigen Kellerwirtschaft durch Originalgegenstände lückenlos auf-

zeigen zu können.
Obwohl dem Gedanken der Darstellung Obwohl dem Gedanken der Darstellung der fortschreitenden Entwicklung des Weinbaues und der Kellerwirtschaft breitester Raum und größte Beachtung geschenkt werden muß, ist es naturgemäß eine Notwendigkeit, vorerst der Sammlung des Brauchtums um Rebe und Wein besondere Aufmerksamkeit zu widmen, denn Hand in

Hand mit dem Aufhören der Verarbeitung der Traube im "Torgglraum, Ansetz und Keller", wird ein Brauchtum zu Grabe getragen, dessen Wert uns wohl erst nach dem unwiederbringlichen Verlust bedeutsam zum Bewußtsein kommen wird.

zum Bewußtsein kommen wird.
Im Zeitabschnitt von der Jahrhundertwende bis jetzt haben sich auch auf dem bauernwirtschaftlichem Gebiete große Veränderungen zum Nachteil des Landschaftsbildes vollzogen. Die sehr fragwürdige Zementkunst ist auf dem besten Wege in den Weinbaugebieten den alten Perglbau vollständig zu verdrängen und uns dafür mit seelenlosen Paradeanlagen zu beglücken. So wird es nicht mehr allzulange dauern, dann wird es nicht mehr allzulange dauern, dann wird der letzte Weinbauer von Erden ge-gangen sein, dem die alte südtirolische Holz-pergl, die im Meraner Burggrafenamt mit "Pataun" bezeichnet wird, ein Lebensbegriff "Pataun" bezeichnet wird, ein Lebensbegriff war und der die Fähigkeit beherrschte, ein geklobenes Weidenband, "einen Kleabling" oder einen "Ganzling" von guter Daumesdicke kräftig und traditionsgerecht um das alte, sonngebräunte, warmtönige Weingartholz zu schlingen und einen kunstvollen "Schnarrling" abschließend daranzudrehen. Durch Jahrtausende hindurch war diese Arbeitsweise dem landbauenden Menschen vertraut, denn sowohl in bronzezeitlichen als eisenzeitlichen Hüttenlehmstücken sind Abdrucksformen solcher Festigungsart vorfindbar. Uns Spätgeborenen ist das Glück findbar. Uns Spätgeborenen ist das Glück zuteil geworden, neben manch anderem, auch das Ende dieses Brauchtums erleben

## Vielfältige Trinkgefäße

Fast jeder Gegenstand des Weinmuseums erzählt uns seine Geschichte. Aus Homers Schriften sind uns die eigengeformten Weinsäcke aus Ziegenfell bekannt. Sonderbarer-weise findet sich bei den aus dem Suganertal stammenden Schläuchen die Haarseite nach innen gewendet, was wohl in der Annahme innen gewendet, was wohl in der Annahme gemacht wurde, daß die Fettstoffe der Haare konservierend wirken sollen. Freilich wird sich dadurch, wie unser etschländischer Weinphilosoph Dr. K. Th. Hoeniger launig meint, hin und wieder ein Haar in der Suppe gefunden haben. Da aber vor allem in den südlichen Ländern der Brauch verbreitet war, die Weine der Gefahr des Essigstiches wegen mit flüssigem Harz zu versetzen, kam es vielleicht auf einen Nebengeschmack mehr oder weniger nicht an. geschmack mehr oder weniger nicht an. Man trank den Wein eben wie er war, denn Man trank den Wein eben wie er war, denn schließlich ist das Trinken ja nur eine Gewohnheit. Es ist anzunehmen, daß in früheren Zeiten fast jede Talschaft ihre eigenen althergebrachten Trinkgefäßformen hatte. Im brauchtumsreichen Sarntal und seinen Nebentälern in Pens und Durnholz wird heute noch der urtümliche aus rotem Lärchenholz gefortigte sogenante. Wassere chenholz gefertigte sogenannte "Wasser-büttrich", der wohl eher vom Dorfschmied als wie vom Bindermeister mit handgeschmiedeten Eisenreifen versehen wurde, als Trag- und Trinkgefäß benutzt. Da diese Täler von einem besonders aufgeschlossenen und lebensergebenen Völklein bewohnt werden, so ist man berechtigt anzunehmen, daß diese "Wasserbüttriche" im allgemeinen und vor allem zu Festzeiten mit süffigem Etschländer wohl gefüllt waren und nur hin und

wieder beim "Ausschwenzen" mit dem fri-schen und heilkräftigen Sarner Quellwasser

in leichte Berührung kamen.

Aus dem reichen Gebrauchstum der bäuerlichen Trinkgefäße ist auch der weit ver-breitete Westerwalder oder Kannebecker, mit rheinischem Kobaltschmelz und der fast antik anzusprechenden Motiven geschmückte Henkelkrug erwähnenswert. Wie aus den Rodfuhrrechnungen der ehemals im Etsch-land reichbegüterten süddeutschen Klosterland reichbegüterten süddeutschen Klosterleute zu entnehmen ist, brachten die "Weintschanderer" als Gegenfracht der schweren,
über Reschen und Fernpaß den deutschen
Klöstern und Herrenhöfen zurollenden
Weinfuhren, Almkäse und leere Weinkrüge
ins Land. Da diese Klosterkrüge als besonders stark und "höbig" bekannt waren,
überdauerten sie manchen Streit in guten
und schlechten Tagen und gehören schon
allein ihrer mannigfachen Zeichenmuster
wegen, in wohlgehütete Sammlungen. wegen, in wohlgehütete Sammlungen.

Ein erfreuliches Zeugnis über Alter und Hochstand unserer Kellerwirtschaft gibt uns in seinen aus dem ersten Jahrhundert nach in seinen aus dem ersten Jahrhundert nach ChrististammendenAufschreibungen der be-kannte Naturforscher und Geschichtsschrei-ber Plinius d. J. Er sagt, daß der Wein in den rätischen Landstrichen in hölzernen mit Holzreifen zusammengehaltenen Gefäßen aufbewahrt werde. Eine der frühesten Dar-stellungen solch hölzerner rätischer Gebinde können wir aus dem sogenannten Echterkönnen wir aus dem sogenannten Echter-nacher Brevier entnehmen, somit dürfen wir es ruhig wagen, die von "barbarischen" Bin-dermeistern gefertigten Weinfässer den rö-mischen Amphoren und Dolien als gleichmischen Amphoren und Dolien als gleichaltrig und ebenbürtig hinzustellen, denn ausschlaggebend war und ist doch immer der Inhalt, das wußten auch die verwöhnten Imperatoren Probus, Augustus und andere, indem sie den Traminer Wein nicht nur lobten, sondern auch tranken. So darf es uns nicht wundernehmen, daß das laute Handwerk der Faßbinder als eines der ältesten und edelsten im Weinlande, schon frühzeitig mit reichen Privilegien und Ausmachungen ausgestattet wurde.

Doch wohln sind diese Zeiten geschwun-

Doch wohin sind diese Zeiten geschwunden, da zur abenddämmernden Stunde Schlägel und Setzkeil bedächtig zur Seite gelegt wurden und Meister wie Geselle, bewußt ihrer handwerklichen und bürgerli-chen Bedeutung, in die Zunftstube zum wohlverdienten Feierabend schritten! Über dem breiten Nußbaumtisch hing wie ein Heiligtum das Zunftfaß mit dem sprechenden Wappen und gar oft mag nach einem tiefen Meisterzug aus dem in der Runde gehenden Krug ein mächtiges und wahres Wort zum Wohle des Handwerks und der Stadt gesprochen worden sein.

Ist auch mancher alter Brauch mit den Ist auch mancher alter Brauch mit den alten Zeiten und den alten Meistern uns entschwunden, Fleiß und Freude zur Arbeit sind geblieben. Froh und kräftig ertönt heute noch wie ehedem in den rebenumkränzten Dörfern, die an der Etsch und entlang der frucht- und schönheitsgesegneten Südtiroler Weinstraße liegen, der kunstvolle "Tamperschlag" der ledergeschürzten, wein-frohen Binderleute.

Arbeit ist des Bürgers Zierde Segen seiner Mühe Preis Ehrt den Kaiser seine Würde, Ehret unserer Hände Fleiß.

Mögen diese Schillerschen Worte die auf einem aus der Kellereigenossenschaft Gries stammenden und nun im Südtiroler Weinmuseum aufbewahrten alten Faßboden tief eingeschnitten sich finden, im Lande der Berge — der Sonne — und des Weines, weiter ihren Wert behalten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Mittwoch, 27. November 1957

Nummer 11

# AVIGNON 1334 Nov. 12 — INDULGENTIARUM BULLA PONTIFICIA

Von Kurt Rockenbach

Im Archiv des Kath. Pfarramts Binsdorf befindet sich das Glanzstück einer Ablaßurkunde (Ablaßbulle, Ablaßbrief) jenes Papstes Johann XXII., der mit 72 Jahren Petri Stuhl bestieg und trotz körperlicher Schwäche in der Geschichte Europas einen Wirbel erzeugte, bis er, 91 Jahre alt, am 4. Dezember 1334 in Avignon starb. Dieser Ablaßbrief ist in Farbe und Schrift in erstaunlicher Frische erhalten geblieben und in seinen Ausmaßen 54 (+4):81 cm (Querformat) von imposanter Größe. Ehe auf Einzelheiten dieser Urkunde eingegangen wird, sei zunächst der lateinische Text wiedergegeben. gegeben.

Zeile 1:

Universis Sancte Matris
ecc(lesi)e filiis ad quos presentes
littere p(er)venerint. Nos miseracione divina · Gorzias Feltrensis
(et) Beluen(sis), Galganus Aleriensis, Bernardus Viagorganensis,
Angelys Cassetanensis, Bonifacius Zeile 2:

Zeile 3:

riensis, Bernardus Viagorganensis, Angelus Cassetanensis, Bonifacius Corbaviensis, Andreas Coronensis, Arnaldus Signini, Guill(elmu)s Taurisiensis, Thomas Vulcinensis, Nicholaus Scarpaten-Zeile 4:

Petrus Montismarani et Jordanus Bobiensis episcopi salute(m) in Zeile 5:

D(omi)no sempiternam. Pia mater ecc(lesi)a de animarum salute solicita devocionem fidelium Zeile 6: p(er) quedam munera sp(irit)ualia remissiones videlicet (et) indul-

gencias invitare consuevit ad debitum famu-latus honorem Deo (et) sacris edi-

latus honorem Deo (et) sacris edibus impendendum ut q(ua)nto crebrius et devocius illuc co(n)fluit populus (christ)ianus assiduis salvatoris gra(ti)am precib(us) implorando tanto delictoru(m) suorum venia(m) (et) gl(or)iam regni celestis consequi me(re)atur eternam. Cupientes igitur ut eccl(es)ia p(ar)ochialis in Bins dorf Constancien(sis) dioecesis) fundata in h(on)ore b(eat)e (cesis) fundata in h(on)ore b(eat)e Marie virg(in)is s(anc)ti Petri (et)

s(anc)ti Andree congruis honorib(us) frequentetur (et) a (christ)i fidelib(us) iugiter (et) a (christ)i fidelib(us) lugiter vene(re)tur om(n)ib(us) vere penitentib(us) (et) confessis qui ad dicta(m) ecc(lesi)am in om(n)ib(us) fest(is) s(anc)torum quoru(m), nomine altaria habentur in eadem

mine altaria habentur in eadem eccl(es)ia

Zeile 10: (et) in dedicacione eiusde(m) ac in aliis fest(iš) infrascriptis videlicet Natalis D(omi)ni, Circu(m)cisionis, Epiph(an)ie, Parasceves, Pasche, Ascensionis, Pentecost(es), Trinitat(is), Corporis (Christi), Invencionis (et) Exaltacio
Zeile 11: nis s(anc)te Crucis, in omnib(us) (et) singulis fest(is) beate Marie virginis, s(anc)ti Michaelis archangeli, nativitatis (et) decollationis beati Joh(ann)is Bap(tis)te, beato-

rum Petri (et) Pauli (et) om(n)ium Ap(osto)lor(um) (et) Ev(a)nge-Zeile 12: listarum s(anc)toru(m)q(ue) Ste-ph(an)i, Laurencii, Vincencii, (Christ)oforii, Martini, Nicholai, Gregorii, Augustini, Ambrosii, Je-ronimi, B(e)n(e)dicti, s(anc)tarum

Marie Magdalene, Katerine, Margarete, Cecilie, Lucie,
Zeile 13: Agathe, Agnetis, Barbare et undecim millium virg(in)um, in commemoriacione om(n)ium s(anc)torum (et) animaru(m) et p(er) octavas dictaru(m) festivitatum octavas h(abe)ncium, singulisq(ue) dieb(us) d(omi)nicis, ta(m) devocionis oracionis aut p(e)regriatica prosprint seu qui missis

Zeile 14: devocionis oracionis aut p(e)regrinacionis accesserint, seu qui missis, predicacionib(us), matutinis, vespe(er)is, aut aliis quibuscumq(ue) divinis officiis ibidem interfuerint aut corpus (Christ)i vel oleu(m)

Zeile 15: sacrum cum infirmis portentur secuti fuerint seu in serotina pulsacione campane s(e)c(un)d(u)m modum curie romane genib(us) flexis ter ave Maria dixerint, necno(n) qui ad fabricam luminaria

Zeile 16: ornamenta aut quevis alia dicte ecc(lesi)e n(e)c(essa)ria manus porrexerint adiutrices vel qui in eorum testamentis aut ex(tra) ru(m), argentu(m), vestimentu(m) aut aliquod aliud caritativu(m)

subsidium dict(e)
ecc(lesi(e) donaverint, legav(er)int
aut donari vel legari p(ro)curaverint et qui cimiterium dicte ecc(lesi)e pro animabus corporum in
ibi iacentium (et) animabus om-

Zeile 18: fidelium defunctorum i(n) (Christ)o r(e)q(ui)escenciu(m) exorando cir-cuierint quocienscumq(ue) quando

cuierint quocienscumq(ue) quando cumq(ue) (et) ubicumq(ue) premissa vel aliquid premissorum devote fecerint de omnipotentis Dei m(isericord)ia (et) beatorum Petri (et) Pauli ap(osto)lorum eius auctoritate c(on)fisi singuli n(ost)r(u)m q(ua)draginta dies indulgenciarum de iniunctis eis

penitenciis misericorditer in D(omi)no relaxamus, du(m)modo Dio(e)c(esani) voluntas ad id accesserit (et) co(n)sensus. In cuius rei testimonium presentes litteras rei testimonium presentes litteras sigillorum nostrorum iussimus appensione muniri. Dat(um) Avinioni XII die mensis Novemb(ris) anno D(omi)ni

Zeile 21: M°CCC°XXX°IIII et pontificatus domini Joh(ann)is p(a)pe XXII anno decimo nono.

Die deutsche Übersetzung dieser im letz-ten Pontifikatsjahr und kaum einen Monat vor dem Ableben des Papstes in Avignon, der damaligen Residenz der Päpste, ausge-stellten Urkunde lautet:

Wir, durch Gottes Gnade Bischöfe, Gorzias, Bischof von Feltre und Belluno, Galganus, Bischof von Aleria, Bernardus, Bischof von Ganos, Angelus, Bischof von Castella, Bonifacius, Bischof von Krbava, Andreas, Bischof von Coron, Arnaldus, Bischof von Segni, Guillelmus, Bischof von Tauris, Thomas, Bischof von Dulcigno, Nicholaus, Bischof von Karpatho, Petrus, Bischof von Montemarano, Jordanus, Bischof von Bobbio, entbieten sämtlichen Söhnen der Heiligen Mutter Kirche, an welche die vorliegende Urkunde gelangen wird, ewiges Heil im Herrn.

Heil im Herrn.

Die gütige Mutter Kirche, die um das Heil der Seelen besorgt ist "pflegt die andächtigen Gläubigen durch geistliche Geschenke, nämlich Ablaß und Vergebung, einzuladen, Gott und den heiligen Gebäuden den schuldigen Ehrendienst zu erweisen, damit das christliche Volk, je häufiger und andächtiger es dort zusammenströmt, um durch beständige Gebete die Gnade des Erlösers zu erflehen, desto eher die Verzeihung seiner Sünden und den Ruhm des himmlischen Reiches zu erlangen verdiene.

Da wir nun wünschen, daß die Pfarrkirche Da wir nun wünschen, daß die Pfartkirche in Binsdorf, Diözese Konstanz, gegründet zur Ehre der seligen Jungfrau Maria, des heiligen Petrus und des heiligen Andreas, mit den ihr zukommenden Ehren überhäuft und von den Christgläubigen inständig verehrt werde, so verleihen wir all denen, die wahrhaft Buße tun, gebeichtet haben und die genannte Kirche an den Feten der Heiligen welchen Altöre in dieser ständig verehrt werde, so verleihen wir all denen, die wahrhaft Buße tun, gebeichtet haben und die genannte Kirche an den Festen der Heiligen, welchen Altäre in dieser Kirche geweiht sind, am Feste der Kirchweihe sowie an den folgenden Festen: Weihnachten, Beschneidung, Epiphanie, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis, Fronleichnam, Kreuzauffindung und Kreuzerhöhung, ferner an allen Festen der seligen Jungfrau Maria, des heiligen Erzengels Michael, der Geburt und der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers, des heiligen Petrus, des heiligen Paulus und aller Apostel und Evangelisten, der Heiligen Stephanus, Laurentius, Vincencius, Christophorus, Martinus, Nicholaus, Gregorius, Augustinus, Ambrosius, Jeronimus, Benedictus, der heiligen Maria Magdalena, Katerina, Margareta, Caecilia, Lucia, Agata, Agnes, Barbara und der Elftausend Jungfrauen, ferner am Feste Allerheiligen und Allerseelen sowie durch die Oktaven der genannten Feste, soweit sie Oktaven haben, und schließlich an allen Sonntagen aus Andacht um des Gebetes oder einer Wallfahrt wegen besuchen oder an Messen, Predigten, Matutinen, Vespern oder andern Tagzeiten beiwohnen, den Leib Christi und das heilige Öl, wenn sie zu den Kranken getragen werden, begleiten oder beim abendlichen Betläuten nach dem Brauch der römischen Kirche drei Ave Maria kniend beten, ferner denjenigen, die zur Unterhaltung des Kirchengebäudes, der Beleuchtung, der Ausschmückung oder zu irgend etwas, was der genannten Kirche not tut, ihre helfende Hand reichen, oder die in ihren Testamenten oder außerhalb Gold, Silber, Bekleidungsstücke oder irgendeine Liebesgabe der genannten Kirche schenken, vermachen oder zu schenken und zu vermachen veranlassen und die den Friedhof der genannten Kirche besuchen, um für die Seelen der oder zu schenken und zu vermachen veran-lassen und die den Friedhof der genannten Kirche besuchen, um für die Seelen der

dort Begrabenen und für die Seelen aller in Christus ruhenden Gläubigen zu beten, so oft, wann und wo etwas von diesem Vorso oft, wann und wo etwas von diesem vor-genannten in Andacht verrichtet wird, ver-leiht jeder von uns aus Gottes Barmherzig-zeit und im Vertrauen auf die Vollmacht der seligen Apostel Petrus und Paulus 40 Tage

Ablaß von den auferlegten Kirchenbußen.

sofern der Diözesanbischof zustimmt.

Zum Zeugnis haben wir die vorliegende Urkunde besiegelt. Gegeben zu Avignon am 12. des Monats November im Jahr des Herrn 1334 und des Pontifikats des Herrn Papstes Johannes XXII im 19. Jahr.

# Aus der Geschichte der Eyach

Von Fritz Scheerer

#### Gefäll der Evach

Betrachten wir noch die Gefällsverhält-nisse der Eyach in diesen Flußabschnitten, dann kommen wir wirklich zu einer "ver-

kehrten Welt".

Das stärkste Gefäll zeigen für gewöhnlich Das stärkste Gefäll zeigen für gewöhnlich die Oberläufe der Flüsse mit ihrer geringen Wassermenge, das geringste die Mündungsgebiete mit der größeren Wassermenge. Ein sehr geringes Gefäll schon im Ober- oder Mittellauf weist dann auf besondere Schicksale des Flüsses hin. Je länger ein Fluß arbeitet, desto mehr Zeit hat er, seine Gefällsturke auszuschleifen, sein Gefäll zu verringen. kurve auszuschleifen, sein Gefäll zu verrin-

	Höh
Ursprung	
Lautlingen	
Laufen (über den Wasserfällen)	
Dürrwangen (Schalksbachmündung	()
Frommern (Böllbachmündung)	
Balingen (Stadtmühle)	
TT "11 Grand (TT live stands a box finels	
Kühler Grund (Klingenbachmündu	ing)
Stetten (Bahnhof)	
Haigerloch (Brücke)	
Mündung	,

Dabei entfallen bei Laufen an den Wasserfällen auf 45 m nicht weniger wie 6,5 m Gefäll und bei der Stadtmühle in Balingen, wo die Wasser über den harten Rhätsandstein in die weichen Knollenmergel stürzen, 3,30 m. An den Stellen, wo das Tal wie bei Balingen und Owingen durch seine gewaltige Breite überrascht, haben wir also auffallenderweise ganz geringe Gefällswerte (4,8 bzw. 3,2 %00). Das starke Gefäll zwischen Balingen und Kühlen Grund nützten einst viele Mühlen: Stotzinger Mühle, Kesselmühle, Stadtmühle, Kauntermühle, Böllatmühle, Gießmühle. Wie deutlich aus der Übersicht hervorgeht, stellen wir fest, daß das Gefäll der Eyach vom Ursprung bis zur Mündung gewisse Unregelmäßigkeiten auf-Dabei entfallen bei Laufen an den Was-Mündung gewisse Unregelmäßigkeiten auf-weist. Welches mögen die Ursachen sein, die das bewirken?

weist. Welches mögen die Ursachen sein, die das bewirken?

Der Laie wird nun behaupten, das hängt ausschließlich vom Untergrund, vom Gestein ab. Die kleinen Bäche geben uns den Schlüssel zum Verständnis der großen Täler. Wir erkennen hier, wie in jahrelanger Arbeit Gesteinsbank um Gesteinsbank zersägt wird, wie die Tälchen an Tiefe, Breite und Länge wachsen, denn wo harte Gesteine mit weichen wechsel lagern, erzeugen bei uns die widerstandsfähigen Schichten Wasserfälle, so die harten Eisensandsteine des Braunen Juras, die "Wasserfallschichten", die Wasserfälle bei Laufen, den Zillhauser Wasserfall (23 m) oder der Rhätsandstein den Wasserfall bei der Stadtmühle

Im Gegensatz im Gipskeuper, der nur wenig feste Bänke enthält, werden die Tone und Mergel leicht abgetragen, und wo gar seine Gipslager vom Wasser erreicht werden, sind sie rascher Auflösung und Vernichtung verfallen. Der Gipskeuper wird vom rinnenden und lösenden Wasser leicht zerstört. Darum weiten sich alle Täler, sobald sie den Gipskeuper erreichen (Eyachbei Owingen, Stunzach bei Heiligenzim-

zerstört. Darum weiten sich alle Täler; so-bald sie den Gipskeuper erreichen (Eyach bei Owingen, Stunzach bei Heiligenzlm-mern). Nur ganz junge Schluchten sind noch eng, das Eintiefen geht in ihnen rasch, daß sie "bald" das kleinstmögliche Gefäll er-reicht haben. Die Bächlein, z. B. der Milders-bach, fließen daher langsam weiter (bei der Gipsmilhle). Gipsmühle).

gern. Die Unstetigkeiten verschwinden, das Gleichgewichtsprofil wird erreicht, d. h. die gezeichnete Gefällskurve gleicht einer Halbgezeichnete Gefanskurve gielent einer Halb-parabel. Selbstverständlich spielt auch das Gestein eine wesentliche Rolle. Je wider-standsfähiger der Untergrund ist, desto langsamer kann sich ein Fluß einschneiden, während er darüber und darunter im weichen Gestein viel rascher ein geringeres Gefälle erreicht.

Wie sind nun die Verhältnisse bei der Eyach? Die folgende Übersicht möchte dies auf ihrem 56 km langen Lauf veranschaulichen.

manager,		
in m	Gefäll in %00	Gestein
832		Weißer Jura (Mergel)
656	23,3	Brauner Jura
606	13,2	Brauner Jura
554	10,1	Brauner Jura
532	10,9	
	,	Schwarzer Jura,
499	4,8	Knollenmergel,
		Stubensandstein
459	7,3	Bunte Mergel, Gips-
		keuper
439	3,2	Muschelkalk
418	4,1	Muschelkalk
367	3,6	Muschelkalk

Dazu kommt noch die Zeit. Je länger ein Fluß in denselben Schichten arbeitet, desto gewaltiger und umfassender schreitet die Ausräumung fort. Und Zeit stand reichlich zur Verfügung. Harte Schichten talabwärts (Rhätsandstein und Arietenkalke bei Balin-gen bzw. Muschelkalk bei Stetten-Haigerloch) hemmten das weitere Eintiefen des Flusses, der nun oberhalb mächtig in die Breite arbeitete und es ermöglichte, die Ausweitung weiterzuführen, die Hänge abzuflachen und die Höhen einzuebnen.

zuflachen und die Höhen einzuebnen.

Damit wäre einigermaßen erklärt, wie eine breite Talaue entsteht, aber durchaus nicht, warum nun der Fluß nicht in der Mitte dieser Ebene fließt, sondern vielmehr zum östlichen Hang abgedrängt ist. Oder wie es möglich war, daß die älteste Siedlung bei Owingen nicht an der heutigen Stelle von den Alemannen angelegt wurde, sondern den Alemannen angelegt wurde, sondern weiter talauf bei dem alten Weiler Kirch-lein. Gräber aus der Alemannenzeit sowie lein. Gräber aus der Alemannenzeit sowie eine römische Lanzenspitze wurden in diesem Gebiet gefunden, also noch im Über schwemmungsgebiet. In den 1300 bis 1400 Jahren hat die Eyach ihr Bett nicht eingetieft, eher noch erhöht, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Gräber und die Siedlung so nahe am sumpfigen Fluß im Therschwemmungsgebiet angelegt wurden. Überschwemmungsgebiet angelegt wurden. Ob nicht damals das Gebiet trockener, vielleicht sogar etwas höher über dem Wasserspiegel gelegen sein muß als noch vor wenigen Jahren? Es müssen hier noch andere Kräfte mitgewirkt haben, um ein solch

schwaches Gefäll, das schwächste im ganzen

Eyachtal, zu erzeugen.

Eine große Stauung muß eingetreten sein, nicht durch Menschenhand wie an Wehren, sondern durch Verschiebungen in der Erdrinde, durch Hebung talab oder Senkung talauf. Gingen diese Bewegungen rasch vor sich, so könnten sogar große Seen entstehen. Meist aber erstrecken sie sich über gewaltige Zeiträume. Wo nun das Gefäll unter das seine Schleppkraft. Schutt, Sand und Schlamm lagert er ab. Der Fluß erhöht sein Bett, das er bei zu starker Auffüllung seitlich ausbricht und sich ein neues schafft. So

wächst die Talaue immer mehr in die Breite. Wenn der Hauptfluß sein Bett beständig erhöht, wird es den Nebenflüssen nicht mehr möglich, auf dem nächsten Weg sich mit ihm zu vereinigen. Die Aufschüttungen schieben sich immer mehr als trennende Riegel im Mündungswinkel ein. So begleitete die Steinach die Eyach in einem über einen Kilometer langen Gleichlauf von Endingen her bis zur Stotzinger Mühle, wo bis 1428 ihre Mündung lag (Das Steinachbett zwischen "Schwefelbad" und der heutigen Mündung am Wasserturm ist künstlich). Vor Jahrtausenden muß die Mündung weiter südlich gelegen sein, vielleicht sogar in der Gegend, wo heute die Bundesstraße unter der Bahnlinie durchführt.

Doch wir wollen nicht in "Phantasiebilerhöht, wird es den Nebenflüssen nicht mehr

Doch wir wollen nicht in "Phantasiebildern" schwelgen, die Natur spricht zu uns in wirklichen Bildern, man muß ihre Gleichnisse nur zu deuten wissen.

### Flußterrassen

Grabarbeiten beim Wasserleitungs- und Wohnungsbau in den letzten Jahren haben Wohnungsbau in den letzten Jahren haben so manches zutage gefördert. Beim Bau der Balinger Berufsschule, der Reithalle, der Bodenseewasserversorgung von Endingen gegen die Straße Balingen—Ebingen, bei Bauten in der Bahnhof- und Friedrichstraße, allüberall in der über 800 m breiten Ebene zwischen der Bahnlinie vom Balinger Bahnhof bis zum Bahnvarthaus auf Bahnlinie zwischen der Bahnlinie vom Balinger Bahnhof bis zum Bahnwarthaus auf "Bohnlanden" bei Dürrwangen finden wir in einer Mächtigkeit von ½ bis 1½ m schön abgerundete, teilweise bis faustgroße Weißjuraund Eisensandsteingerölle, ja sogar Schwämme, die alle von unsern Bergen stammen müssen. Das sind also viele Meter über dem heutigen Überschwemmungsgebiet, der Talaue, der Eyach. Bei Hochwasser steigt zwar die Eyach und Steinach um 1½ bis 2 m; der höchste Stand beim Hochwasser bis 2 m; der höchste Stand beim Hochwasser 1895 war sogar weit über 3 m über dem mittleren. Dabei überschwemmte sie ein stattliches Gebiet zwischen Frommern und Balingen. Damit der Fluß im heutigen Über-Balingen. Damit der Fluß im heutigen Überschwemmungsgebiet die Ackererde nicht mitnimmt, hat man dort nur Wiesen, die den Boden festhalten. Auf diesen Wiesen läßt der Fluß auch Schlamm, Sand und Geröll zurück. Man könnte nun sagen, die Gerölle, der Schlamm und Sand in der weiten Talebene 10—16 m über dem Fluß haben einst noch stärkere Hochwasser abgelagert oder die Eygeh haben mehr Wasser geführt. Dane die Eyach habe mehr Wasser geführt. Dann müßten aber die Wassermassen ganz gewaltig gewesen sein; zehnmal mehr als heute beim stärksten Hochwasser würden nicht reichen!

(Schluß folgt!)

# Deutsche Rechtssymbolik / von Prof. Dr. Schmelzeisen

(Schluß)

Ja, manche Symbole erlebten einen Bedeutungswandel, der ihren einstigen Sinn kaum mehr erkennen läßt. Ich nenne als ein immerhin noch einfaches Beispiel den Strohwisch. Als Bannsymbol ließ er sich verwenden, um den einem Markt vom König verliehenen Marktfrieden sichtbar zu machen. Der Zusammenhang mit dem Markt führte dann weiter dazu, die Verkäuflichkeit einer Ware durch einen Strohen. käuflichkeit einer Ware durch einen Stroh-

wisch zu kennzeichnen. Auf dem Pferde-markt wird den Pferden Stroh in die Mähne geflochten oder ein Strohwisch angesteckt. In Weingegenden findet man den Strohwisch oder auch ein Strauß an den Häusern, in denen Wein ausgeschenkt wird. Aber das Stroh wurde auch zum Befriedungszeichen bei der Grundstücksübertragung. Grund und Boden wurde manchami mit dem Stroh-wisch übereignet. Als Marktsymbol wurde das Strohsymbol dagegen verdrängt von Marktkreuz und Roland, die wieder auf an-

dere Wurzeln zurückgehen.

Man sieht: Eine ungeheure Zahl von Beziehungen und Versiechtungen macht sich innerhalb der Rechtssymbolik bemerkbar. Sie sind noch bei weitem nicht alle aufgedeckt, wiewohl der Quellenstoff weitschichtiger ist, als man vielleicht ahnt. Allerdings ist es auch gerade die ungeheure Vielfalt der damit gebotenen Erscheinungen, die ihre gedankliche Verknüpfung oft genug erschwert.

#### V.

Dabei darf man nicht glauben, die Symbolik sei nur dem germanisch-deutschen Recht eigentümlich gewesen. Rechtssymbole finden wir bei allen indogermanischen Völkern, aber auch bei anderen, wobei zwar mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß die Germanen besonders symbolfreudig waren 1). Immerhin erhebt sich die Frage nach der Überhandnahme einzelner Symbole aus dem einen in das andere Recht. Aber da ist das meiste noch ungeklärt und über anderes läßt sich nur mit Vorbehalt etwas aussagen. Auch wird man Übereinstimmungen in der Rechtssymbolik bei verschiedenen Völkern nicht notwendig aus Übernahmen zu erklären haben, sondern auch erwägen müssen, ob sie sich nicht unabhängig voneinander ergeben haben.

Übernommen ist sicher die bei der deutschen Königsweihe und bei der Kaiserkrönung übliche Salbung, die ebenso wie die Salbung bei Taufe, Firmung und Priesterweihe aus dem jüdischen Symbolismus kommt.

Aus dem römischen Recht stammen u. a. der Verlobungsring und der Reichsapfel, den schon Konstantin mit dem Kreuzzeichen geschmückt hatte. Cl. Frhr. v. S ch wering och ein geschmückt hatte. Cl. Frhr. v. S ch wering och ein der nachfränkischen Zeit als Machtsymbol, so etwa in der Hand des Hochrichters, dessen Gewalt über Leben und Tod darin zum Ausdruck gebracht wird. Indes kommt das Gerichtsschwert für die frühere Zeit nicht in Betracht. Der germanische Richter hatte nicht jene Macht, die das Schwert symbolisieren sollte. Und vom fränkischen Grafen ist nicht überliefert, daß er ein Schwert gehabt hätte oder mit dem Schwert in sein Amt eingesetzt worden wäre. Aber das Schwert scheidet für die ältere Zeit auch als Symbol der königlichen Gewalt aus. Es ist als solches auf dem Festlande überhaupt erst seit dem 11. und 12. Jahrhundert, im Norden seit Ende des 11. Jahrhunderts nachweisbar. Symbol der königlichen Gewalt war zunächst der Speer, bei den Merowingern und Karolingern die Lanze. Ein Schwert wird zwar auch der König im Felde geführt haben. Aber es wurde nicht zum Symbol. Denn die Heerführergewalt des Königs hatte ihr Symbol bereits im Speer und es kann nicht angenommen werden, daß die in der Symbolik sparsamen frühen Zeiten sie noch durch ein weiteres Symbol ausgedrückt hätten. Zu denken wäre allerdings daran, daß das Schwert eine andere Seite der königlichen Gewalt hätte symbolisieren sollen, und zwar eine solche, zu der das Schwertsymbol auch gepaßt hätte. Hier käme allein in Betracht die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod. Doch hat eine solche dem germanischen König höchstwahrscheinlich nicht zugestanden. Man hat somit keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß das Schwert in germanischer Zeit Attribut des Herrschers und Symbol der königlichen Gewalt gewesen ist. Dagegen war es in der Antike Symbol der hohen Strafgerichtsbarkeit über Leben und Tod und als solches auch Attribut des Kaisers und der von ihm mit dieser Gerichtsbarkeit ausgestatteten Beamten, der Provinzialstatthalter. Daher wurde es auch dem Kaiser be

übergeben und von ihm bei der Niederlegung des Amtes abgelegt. Von hier hat es dann die Kirche in die Kaiserkrönung hinübergenommen. In der frühesten Stelle, in der von einer symbolischen Verwendung des Schwertes die Rede ist, in der sog. Vita Walae (Radberti Epitaphium Arsenii), erklärt Lothar I. bei der Krönung durch den Papst im Jahre 823, diademata capitis et gladium ad defensionem ecclesiae et imperii empfangen zu haben. Aber man sieht auch hier, wie die Symbolbedeutung gewechselt hat. Das Schwert der Kaiserkrönung versinnbildlicht nicht die Blutgerichtsbarkeit, sondern die Aufgabe der Verteidigung von Kirche und Reich. In der Folge gelangte die Übergabe des Schwertes dann in den Ritus der Königskrönung. Da aber hier die Übertragung der königlichen Gewalt bereits durch die Übergabe der Lanze symbolisiert war, mußte man dem Schwertsymbol eine andere Bedeutung unterlegen. Man fand sie in der Blutgerichtsbarkeit. In diesem Sinne konnte aber nun das Symbol auch verwendet werden bei der Übertragung der Hochgerichtsbarkeit an den Richter und zur Versinnbildlichung dieser Gerichtsbarkeit im Ding. Denn hier lag das Gerichtsschwert auf den Knien des Richters oder, wie uns das Soester Femgerichtsbild zeigt, auf dem Gerichtstisch.

Manches aus der germanisch-deutschen Rechtssymbolik ist in das kirchliche Rechtssymbolik ist in das kirchliche Rechtssymbolik ist in das kirchliche Rechtsymbolik ist in das kirchliche Rechtsumboliche Rechtsumbolichen Rechtsumbolichen Abt Ildefons Herwegen o.S. B. nachgegangen³). Germanischer Herkunft sind z. B. die mittelalterlichen Kirchenfahnen und das päpstliche Banner. Die Investitur eines Pfarrers erfolgt in den deutschen Bistümern noch heute durch Übergabe der Schlüssel zur Kirche, zum Tabernakel und zum Taufstein. Ahnlich wurde einst dem Erwerber eines Hauses der Besitz durch Übergabe des Schlüssels übertragen. Aus der lehnsrechtlichen Symbolik kommen Handreichung und Kuß in die Liturgie der Priesterweihe. Auch bei der Jungfrauenweihe legt die Nonne ihre Hände in die des Bischofs. Auf dessen Frage Promittis te virginitatem perpetuo servare? antwortet sie Promitto und küßt zugleich die Hand des Bischofs. Sie will damit zum Ausdruck bringen, daß sie sich Christus hingibt. Auf deutsches Recht geht wahrscheinlich auch zurück der Bakkenstreich, den der Bischof dem Firmling erteilt. Früher wurden beim Grenzumgang und bei der Grenzsteinsetzung Knaben an den Ohren gezogen oder mit einem Backenstreich bedacht, beides zum besseren Gedächtnis an die Stelle des Grenzsteins. Die Liturgik deutet den Backenstreich bei der Firmung dahin, daß er den Firmling daran erinnern solle, daß der, der seinen Glauben standhaft bekennen will, Leiden und Widerwärtigkeiten zu ertragen verstehen müsse. Gewiß hatte der Schlag in ältester Zeit zauberische Bedeutung. Wir kennen Schläge als Abwehr- wie als Fruchtbarkeitszauber. Wie aber die Entwicklung des Schlagsymbols im einzelnen verlaufen ist und welche Zusammenhänge, insbesondere auch mit dem Ritterschlag, g-geben sind, ist noch nicht hinreichend erforscht.

1) Wohlhaupter S. 130 f.
2) Koschaker-Festschrift S. 324 ff.
3) Germanische Rechtssymbolik i. d. römischen Liturgie. Deutschrechtliche Beiträge VIII, 4, 1913.

VI.

Der Rechtshistoriker soll der Vergangenheit nicht verfallen. Er soll dem Recht seiner Zeit und seiner Entwicklung verbunden bleiben. Daher noch einige Worte zu der Frage: Was hat die Rechtssymbolik unserem Gegenwartsrecht zu bedeuten?

Ich sagte schon: Das neuzeitliche Recht hat mit seiner Verselbständigung im abstrakten Denken die Rechtssymbolik mehr und mehr verloren. Manchse ist, wie Eugen Wohlhaupter¹) bemerkt, allerdings erst im 19. Jahrhundert vernichtet worden. Als letzte Reste blieben etwa der Handschlag beim Viehkauf, der Hammer des Auktionators, das Anlegen einer Kette um den Mast des zu pfändenden Schiffes durch den Gerichtsvollzieher und die Investitur des Universitätsrektors durch Übergabe der Amtsattribute erhalten. Symbolisches lebt auch noch in dem einen und anderen rechtlichen Brauch, ohne aber im allgemeinen noch verstanden zu werden. Man denke etwa an die Haltung der Hand beim Schwur.

Wer auch im Recht eine Freude für seinen Schönheitssinn sucht, wird die Symbolarmut unseres heutigen Rechts bedauern. Aber er sollte sich doch fragen, ob er mit seinem Schönheitssinn gerade hier auf dem rechten Wege ist oder ob nicht gar auch das neuzeitliche Recht seine Schönheit, wenn auch eine Schönheit anderer Art hat. Die Symbolik hat jedenfalls nur dort ein Daseinsrecht, wo, sie echt ist, wo sie Aufgaben zu erfüllen hat, die nur ihr gesetzt werden können.

Was aber die Aufgaben betrifft, so gibt uns zu denken, was Franz Beyerle in seinem ausgezeichneten Aufsatz "Sinnbild und Bildgewalt im älteren deutschen Recht"2) ausgeführt hat. In der älteren Zeit, in der die Rechtssymbolik noch im Sinne des Zaubers erlebt wurde, gehörte sie unmittelbar der Wirklichkeit an. Sie war eine Verkörperungssymbolik noch ilk. Mit dem Dahinschwinden des Zauberglaubens wurde sie zur Ausdrucksymbolik oblik. Die alten Symbole hatten sich als zweckmäßig erwiesen. Mit ihnen konnte man einen in anderer Weise nur schwer ausdrückbaren Rechtsgedanken allgemeinverständlich machen. Die kulturelle Überlieferungsgebundenheit tat das Ihrige, sie zu bewahren. Ja, aus der Freude am Symbol erwuchs eine eigene Symbolkunst. Neue Symbole wurden von ihr geschaffen. Manche sind tief und unmittelbar empfunden. Andere erscheinen gekünselt und lassen sich nicht so leicht verstehen. Aber man weiß jetzt auch von der seelischen Kraft des Symbols. Man weiß, daß man mittels der Symbole Macht über die Herzen der Menschen gewinnen kann. Man lernt die Symbolik meistern. Es kommt zu einer eigenen Mot iv at ionssymbolik der spiegelnden Strafen), die im Mittelalter weit verbreitet waren. Diese Strafen sollten die Schuld des Täters aller Welt vor Augen führen. Sie wollten die Entrüstung über die Tat wecken und damit zugleich die Liebe zum Recht stärken. Daher wird dem Meineidigen die Hand abgehauen, dem Verräter die Zunge ausgerissen, dem Mordbrenner der Scheiterhaufen errichtet. Überhaupt scheint die Symbolik des Hochmittelalters vornehmlich Motivationssymbolik gewesen zu sein.

Wenn aber heute überhaupt noch Raum für eine Rechtssymbolik wäre, so könnte sie natürlich nur Motivationssymbolik sein. Und auch die wäre nur dann wahr und echt, wenn sie rechtliche Sachverhalte fände, die besonders gemütbetont wären. Wir sind uns heute darüber im klaren, daß das Recht vom Geiste lebt und daß dieser nicht einseitig als Intellekt verstanden werden darf. Wir kennen aber auch die Gefahren, die dem Recht von einer pathetischen Bestürmung drohen. Wir sind überzeugt, daß das Rechtsdenken wie alles wissenschaftliche Denken strenge Denkzucht erheischt. Es braucht darum noch keineswegs kalt und nüchtern zu sein. Es braucht darum Gefühlserlebnisse auch durchaus nicht zu ersticken. Für eine Motivationssymbolik kommen freilich nur solche Gemütserlebnisse in Betracht, die es auch verdienen, im Symbol betont und zu Gemüt geführt zu werden. Vielleicht, daß

sie etwa bei Verlobung, Eheschließung, Ankindung, Erbvertrag und Stiftung zu finden wären. Zwar sind diese Rechtsakte, ausgenommen die Verlobung, die schon im schlüssigen Handeln liegen kann, von bestimmten Formen begleitet. Aber diese bewegen doch noch nicht so stark wie das Symbol. Sollen Recht und Volk wieder näher kommen, so wird man dem Volk das Recht auch zum Gemütserlebnis werden lassen müssen.

Indes bedarf es eines taktsicheren Einfühlungsvermögens in das Seelenleben des Volkes, um hier den rechten Weg zu finden. Jeder unangemessene Aufwand würde lächerlich wirken und das Gegenteil dessen, was man anstrebt, bewirken. Eindrucksvoll ist immer nur ein schönes Symbol, ein Sym-

bol, das 'den jeweils höchsten Gemütswert deutlich erfaßt und ohne falsches Pathos ist.

1) S. 172 f.
2) ZRG² 71, 1938, S. 788 ff.
3) Vielleicht ist die Bezeichnung "Verkörperungssymbol" nicht ganz glücklich, weil der Ausdruck "Verkörperung" nicht eindeutig genug ist. Vgl. v. S c h w e r i n, Einf. i. d. Rechtsarchäologie S. 159 Anm. 108. Treffender wirde der Sachverhalt wohl durch die Bezeichnung "Zaubersymbol" erfaßt. Aber entgegen v. S c h w e r i n a. a. O. und S. 32 wird man doch davon ausgehen können, daß man es hier mit wahrer Symbolik zu tun hat. Die zauberischen Vorstellungen schließen den geistigen Gehalt durchaus nicht aus.
4) v. S c h w e r i n, Einf. i. d. Rechtsarchäologie S. 169 Anm. 192 meint, bei den spiegelnden Strafen sei die Strafhandlung für sich nicht symbolisch. Indes kann man doch nicht verkennen, daß die spiegelnden Strafen die zu büßende Straftat irgendwie in ihrer Eigenart kennzeichnen.

# Profeßschilder des Deutschen Ordens

Von F. H. Riedl

Das Bozner Stadtmuseum zeigt während Das Bozner Stadtmuseum zeigt während der Restaurierung der Bozner Deutschhauskirche St. Georg in Weggenstein 27 Wappenschilder von Deutschordenskomturen der Ballei an der Etsch und im Gebirge aus der Zeit zwischen 1542 und 1805. Man möchte zunächst vermuten, daß es sich um Totenschilder handelt (auch Weingartner macht diese Angebe). Der Text aber welchen die diese Angabe). Der Text aber, welchen die in ungefähr gleichlautender Weise zwischen zwei geschnitzten Blattkränzen umlaufende Inschrift der Rundtafel mitteilt, bezieht sich jedoch nicht auf den Tag des Todes, sondern auf den Tag der Einkleidung des be-treffenden Ordensritters.

Der Deutsche Orden wurde 1190 im Heiligen Lande vor Akkon gegründet, wo er 1191 das erste Hospital errichtete. Bereits 1202 hatte das Ehepaar Girold und Mechtild ein Hospital samt einer Johanniskirche in der Enge zwischen Eisack und Virglberg bei Bozen, errichtet und diese dem Deutschen Bozen errichtet und diese dem Deutschen Orden übergeben. Trotz häufiger Wasserge-fahr hielten die Ordensbrüder bis um 1400 hier aus, verlegten die Kommende aber dann in den 1392 gekauften Ansitz Weggendann in den 1392 gekauften Ansitz Weggenstein. Bei der Verlegung der Landkommende in dieses Haus wurde die schöne gotische Kirche St. Georg erbaut, die dann im 16. Jahrhundert umgebaut und um 1790 mit einer neuen Innenausstattung versehen wurde

wurde.
Die Kommende Bozen erhielt durch
Schenkungen und Käufe nicht unbedeutenden Besitz zerstreut im Bozner Becken, auf
dem Ritten, im Sarntal, Überetsch, im Eggental und Gröden. Sie erhielt auch mehrere Kirchen, so zu Göflan — wo der gegenwär-tige Hochmeister des Deutschen Ordens Ma-rian Tumler herstammt, zu Tarsch, Lana und St. Leonhard im Passeier, zu Schlanders mit sieben Filialen. Bedeutsam wurde die Errichtung der Kommende zu Sterzing, wo 1235 das erste Hospital errichtet wurde. Die Ballei an der Etsch und im Gebirge entwik-kelte sich günstig und für die Erneuerung des Ordens im 19. und 20. Jahrhundert wurde sie von ausschlaggebender Bedeutung.

Die Profeßschilder aus der Kirche St. Georg in Weggenstein tragen jeweils das Wappen des Geschlechtes, dem der Ordensritter angehört, dessen Einkleidungstag auf dem

angehört, dessen Einkleidungstag auf dem Schild verzeichnet ist. Diese künstlerisch ausgestatteten Schilder sind nicht allein für die Ordensgeschichte des Deutschen Ordens bedeutsam, sie sind auch ein bemerkenswerter Beitrag zur Genealogie und Wappenkunde tirolischer Geschlechter.

Fünf Wappenschilder gehören dem 16. Jahrhundert an "Herr Andre Freyherr von Brandis wurde eingekleidet den 1. Mai Anno 1542", berichtet die Inschrift um das Wappen der Brandis. "Herr Caspar Mathes Freyherr zu Wolck henstain wart einckhleit den 6. April 1579", erzählt das zweitälteste Schild dieses 1529 bis 1605 lebenden Grafen Wolkenstein, während das dritte die am 14. November 1584 erfolgte Einkleidung des Ulrich von Wolkenstein-Rodenegg (1564

bis 1626, eigener Marmorgrabstein von 1626) festhält. Die vierte Tafel verzeichnet die Einkleidung des Herrn Ludwig Melart Frei-herrn zu Reinegg am 14. November 1596 und die fünfte jene der Herrn Hanns Trapp am 26. November 1597.

Dreizehn Wappenschilder stammen aus den Jahren 1613 bis 1682. Hier finden wir den Jahren 1613 bis 1682. Hier inden wir die Namen Hans Gaudenz zu Wolkenstein-Trostburg 1613, Franz Freiherr Hen dl 1613, Georg Niklas Vintler von Platsch 1615, Oswaldt Hendl 1618, Franz Sieger 1620, Vir-gilius Vintler zu Platsch 1639, Georg Baltha-

sar Vintler zu Platsch 1652 - beide waren Landkomturen zu Sterzing, Maximilian Freiherr von Hendl 1652, Hanns Jacob Braue von Thun 1657 (Grabstein von 1701) und die Grafen Andre Joseph 1676 und Georg Friedrich von Spaur und Valer 1682.

Acht Wappenschilder gehören den beiden ersten Dritteln des 18. Jahrhunderts an: 1703

ersten Dritteln des 18. Jahrhunderts an: 1703 wurde Felix Ferdinand Graf von Artzt (Arz) eingekleidet, 1711 Joseph Fortunat Freiherr von Heydorff, 1716 Anton Ingenuin Reichsgraf Recordin von Nein (Grabstein von 1762), 1719 Joseph Frantz Ignati Graf Khünigl Freiherr zu Ehrnbürg und Warth 1751, Ferdinand Maria Graf von Arz 1756, Johann Theodor von der Heyden genannt Heldenbusch, und 1762 Anton Albuin Graf zu Wolkenstein und Trostburg. Ferdinand Graf Arz und ein Freiherr Johann Baptist, dessen weiterer Name nicht mehr leserlich ist, wurden 1751, bzw. 1750 in Mergentheit der Säkularisierung Ostpreußens zugleich Hochmeisters des katholisch gebliebenen Ordens, eingekleidet.

Das letzte Schild stammt aus dem 19. Jahrhundert. "Herr Johann Graf von Arzt zu Vassegg wurde eingeclaidet den 23. April 1805".

Wir finden auf den 27 Wappenschildern 16

Wir finden auf den 27 Wappenschildern 16 wir inden auf den 27 wappenstatten verschiedene Familien vertreten, darunter je vier Wolkensteiner und Hendl, je drei Vintler und Arz, zwei Spaur, je einen Brandis, Khünigl, Melart-Reinegg, Thun, Trapp, Recordin, Heydorff, Heyden-Heldenbusch und Sieger.

## Henriette von Mömpelgard

Zwischen Basel und Dijon liegt die Stadt Montebéliard. Der gut französische Namen erinnert nur wenig daran, daß sie einstmals Mömpelgard hieß, die Hauptstadt einer gleichnamigen Grafschaft war und jahrhundertelang zu Württemberg gehörte. Durch eine Heirat war sie an dieses Fürstenhaus gekommen.

gekommen.

Die Mömpelgarder hatten mit ihrer Erbfolge wirklich viel Pech gehabt. Schon 1162 war ihr ursprüngliches Grafenhaus ausgestorben, und sie kamen an das Haus Montefaucon, und nach weiteren 100 Jahren war das Haus Chalons an der Reihe. So ging der Wechsel weiter, bis 1397 der letzte männliche Erbe Graf Stephan die Grafschaft seinen wies Enkeltächtern hinterließ Henriette. liche Erbe Graf Stephan die Grafschaft seinen vier Enkeltöchtern hinterließ. Henriette, — so hieß die älteste war nun eine reiche Erbtochter, obwohl sie noch nicht 10 Jahre alt war. Ihr hatte der Großvater den größten Anteil zugedacht, sie war nun Herrin von Mömpelgard, Brundrut, Granges und Etobon. Die Freier ließen auch nicht lange auf sich warten, noch im selben Monat war sie mit Eberhard von Wirtemberg verlobt. Sie kannte ihren Bräutigam natürlich noch nicht, denn alle Formalitäten hatte ihr Vor-

Sie kannte ihren Bräutigam natürlich noch nicht, denn alle Formalitäten hatte ihr Vormund, der Herr von Laroche, mit ihrem Schwiegervater, der auch Eberhard hieß, geregelt. Von nun an übernahm der letztere bis zur Volljährigkeit seines Sohnes die Herrschaft über Mömpelgard.

1409 trat dann der junge Eberhard an seine Stelle. Er war damals schon mit Henriette verheiratet, und sie hatten sogar schon eine einjährige Tochter, die sie Anna genannt hatten. In den nächsten Jahren erschienen dann die erhofften Erben: Ludwig und Ulrich. Trotz dieser äußeren Glücksumstände wird die Ehe in alten Chroniken "mißvergnügt" genannt. Sogar von seiten des Pfalzgrafen fanden Versöhnungsversuche der Ehegatten statt — allerdings ohne Erfolg.

che der Ehegatten statt — allerdings ohne Erfolg.

Unerwartet starb 1419 Eberhard, und Henriette erhielt einen Vormundschaftsrat von 30 Edlen für ihre beiden Söhne. Dies war wenig nach ihrem Geschmack, und immer wieder versuchte sie mit weiblicher List sich dieser Bevormundung zu entziehen. So verlobte sie noch in demselben Jahr den achtjährigen Ludwig mit Mechthild, der

Tochter des Pfalzgrafen, und ihre Tochter Anna versprach sie dem Grafen von Katzenellenbogen. Auf dieser Art erhoffte sie sich Bundesgenossen gegen ihre Räte. Ja sie forderte sogar ihr eingebrachtes Gut zurück und brachte dadurch die würdigen Herren in große Verlegenheit. Um sie zu beruhigen, sagte man ihr die Schlösser Hohentübingen

sagte man ihr die Schlösser Hohentübingen und Nürtingen als Witwensitz zu. Den Namen "die kriegerische Gräfin" trug ihr ihre Vorliebe für das Feldlagerleben ein. Sie zog mit Mann und Wagen ins Feld und führte am liebsten das Kommando selber.

Als ihr Sohn Ludwig volljährig war, übernahm er die Regierung und heiratete Mechthild, mit der er solange verlobt gewesen war. Obwohl sie diese Heirat selber zustande gebracht hatte, harmonisierte sie mit dieser Schwiegertochter gar nicht gut. Und wie sollte sie auch, bei ihrer Vorliebe für den Krieg – und Mechthildens für Philosophie und Dichtkunst? Auf den Wunsch der Söhne — besonders Ulrichs, stimmte sie einer Landesteilung zu, die dann zur späte-

losophie und Dichtkunst? Auf den Wunsch der Söhne — besonders Ulrichs, stimmte sie einer Landesteilung zu, die dann zur späteren Bildung der Stuttgarter und Uracher Linie des Hauses Württemberg führte.

Aber sie selber war es, die nur kurze Zeit danach gegen den Teilungsvertrag handelte, indem sie versuchte den Söhnen unter einem nichtigen Vorwand Besitz abzukaufen, um ihn dann ihrer Tochter Anna zu vermachen. Es kam so weit, daß die Söhne, aus Angst vor ihren Maßnahmen, sie in Nürtingen gefangen hielten. Erst durch das Eingreifen von Verwandten kam eine Einigung zustande, Eberhard und Ulrich erhielten die schriftliche Zusage, daß ihre Mutter Mömpelgard nicht verkaufen dürfe, und daß es später ihnen zufallen würde. Aber bis zu Nicht lange währte für Henriette dieser irdische Frieden, am 14: November 1444 starb sie. Man überführte ihre sterbliche Hülle in ihre Heimat und setzte sie in S. Mainboef bei, wie sie es bestimmt hatte. 400 Jahre blieb Mömpelgard bei Württemberg. Erst im Zuge der Napoleonischen Kriege wurde es endgültig an Frankreich abgetreten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ver-einigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des "Balinger Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und der "Schmiecha-Zeitung".

4. Jahrgang

Dienstag, 31. Dezember 1957

Nummer 12

## Das Ochsenberg-Massiv

Von Hans Müller

Als vor etwa zwei Jahren der Albverein Balingen eine Exkursion von Margrethau-sen über den Wachtfels zum Glinkenwasen und über den Kreuzbühl und die Heiden-steinhöhle zum Klarahof machte, waren alle Teilnehmer erstaunt und erfreut über alle Teilnehmer erstaunt und erfreut über die Schönheit und Kraft dieses Bergmassivs so nahe bei der Industriestadt Ebingen. Es wird schon vielen Besuchern so ergangen sein. Im Westen das oberste Eyachtal im Schmuck der Wiesen, im Osten das so viel betriebsamere obere Schmiechatal, das fast zu einer "Talgangstadt" zusammenzuwachsen droht, im Süden der Ebinger Paß, in dem die Besiedlung schon bis an das Römerkastell heranreicht. So ist ein kleines Stück Alb aus der Gesamtheit herausgeschnitten. Allerdings nicht ganz, denn im Norden dehnt sich in halber Höhenlage das Lerchenfeld, wo der Blick über Langewand (= langes Gewann mit der Tailfinger Siedlung) und Irrenberg bis zum scheinbar zweigipfligen Hundsrücken schweift. Die Alb macht es dem Wanderer leicht. Nie muß er mit einem Mal von ganz unten bis ganz oben hinaufsteigen. Sie bietet ihm erst einen erschwinglichen unteren Aufstieg, dann kommt eine Verebnung zum Verschnaufen, und dann wird Ernst gemacht mit dem meist steileren und steinigeren oberen Aufstieg. Ist man oben, dann ist man doch nicht ganz oben, denn es sind noch allerlei Buckel aufgesetzt, die man ersteigen oder auch umgehen kann. Daher ist für das hier betrachtete Gebiet der Ausdruck "Raidenebene" gar nicht richtig. Es ist schon ein kleiner Gebirgsstock, ein Massiv, und da sein "Gesicht" vorn ist, gegen den Ebinger Paß, wo die Ochsenberge liegen und nach hinten sogar ein kleiner Quellbach, der Ochsentalbach, manchmal abfließt, so mag als zusammenfassender Name "Ochsenbergmassiv" erlaubt sein. Was den Wanderer so erfrischt und belebt, ist die Abwechslung, der Formerreichtum dieser Landschaft. Es ist durchaus ein gittes Zeichen, wenn man sich die Schönheit und Kraft dieses Bergmassivs so nahe bei der Industriestadt Ebingen. Es erlaubt sein. Was den Wanderer so erifischt und belebt, ist die Abwechslung, der For-menreichtum dieser Landschaft. Es ist durchaus ein gutes Zeichen, wenn man sich irgendwo im Weg irren kann, wenn einen die Burren und Hochtälchen an der Nase

## Der Erdsatellit Von F. Roemer

Am Ende des Jahres 1957 soll auch in un-Am Ende des Jahres 1957 soll auch in un-seren Heimatkundlichen Blättern des Erd-satelliten gedacht werden, weil er der Be-ginn einer Verwirklichung uralter Mensch-heitsträume sein kann. DieFahrt zum Mond und den Sternen wird vielleicht möglich werden. Daher seien hier einige Verse zi-tiert, die unser Landsmann Eduard Mörike vor über hundert Jahren in seinem Mär-chenspiel "Der letzte König von Orplid" schrieb:

Ich hörte schon.

Ein Ball, geschleudert in des Himmels Raum, Wohin der Erde Odem nicht mehr reicht, Und höher stets, der Bahn des Mondes zu, Er könne rückwärts nimmer fallen, nein, Er müsse kreisen ewig wie ein Stern.

herumführen, als ob sie dem Menschen sa-gen wollten: "Ganz so einfach ist das doch nicht mit dieser Natur, sie vermag euch Menschen immer noch Rätsel aufzugeben!" Wo die Vielfalt der Formen im Gelände gerade noch zu überblicken wäre, da setzt der Wald das Versteckspiel fort. Er besetzt der Wald das Versteckspiel fort. Er besetzt die Steilhänge; aber auch auf der Höhe überläßt er der Weide nur manche Bergkuppen und nur manche Hochtäler. In sich selber ist er sehr verschieden: Die Forche nimmt den Kreuzbühl und den mittleren Ochsenberg ein, dazu den Schnecklesfels und die untere Martinshalde. Die Fichte bestet den Martinskapf die Tanne zur kleine setzt den Martinskopf, die Tanne nur kleine Inselchen mitten im Wald. Den Hauptanteil, besonders in den felsigen Regionen, hat der Mischwald inne. Wenn hier auch die Buche die "Königin der Alb" (ein Ausdruck von Gradmann) ist, so ist der Mischwald doch, wie sein Name sagt, sehr vielartig und

durchaus nicht ohne Nadelbäume. Man findet an der Martinshalde sogar noch "wilde" Linden. Sie waren weit verbreitet, als unsere Wälder noch lichte Waldweiden (Flurnamen Hart, Loch, Aucht) waren; dann sind sie wie die Eichen von den schneller wachsenden, etwas weniger lichthungrigen Baumarten verdrängt worden und wurden zum Dorf- und Parkbaum.' Heute pflanzt man sie planmäßig wieder an. — Die Schafweiden sind neben einer Fülle aromatischer Blumen und Gräser gekennzeichnet durch die Silberdistel und den Wacholder. Die Rinder- und Roßweide ist ärmer und dem Wanderer weniger zugänglich. An der unteren Waldgrenze, da wo sich der felsige Steilabfall wieder verflacht und zu einer Terrasse mit Ackerland und Wiesen wird, ist noch einmal eine Wacholderzone eingeschaltet. Auf diese Terrasse sind bei Ebingen die Wohnhäuser schon hinaufgeklettert, während der untere Steilhang noch ziemlich mit Bäumen bestanden ist, die ihn vor dem Abrutschen bewahren. Unten kommt dann nur noch die Talsohle.



So bietet die Natur auf der Alb dem Menschen einen schönen, klaren Aufbau, und er ordnet sich ein, "weiß selbst nicht wie". Natürlich tut er es nach praktischen Gesichtspunkten. Aber es gibt auch noch andre. Man könnte sie organisches Einordnen nennen, wenn nicht das Wort schon so entwertet wäre. Ist es doch schon beim Wandern schwer, sich so einzufügen, daß man die Natur als einen Selbstwert entdeckt, unabhängig \_vom Menschen vorhanden und durchaus nicht nur für ihn gemacht. Wieviel schwerer muß das sein, wenn es sich um Häuserbauen handelt und entweder das Geld oder der Geschmack knapp bemessen So bietet die Natur auf der Alb dem Men Geld oder der Geschmack knapp bemessen sind. Man hat heute "keine Zeit", das heißt aber: man hat nicht mehr die Kraft der inneren Sammlung, und so lebt man eben gegen die Natur. Der Schöpfer aber hat das gegen die Natur. Der Schöpfer aber hat das große Wohngebäude Erde für alle seine Ge-schöpfe von Anfang an so geplant und ge-baut, daß es herrlich ist "wie am ersten Tag".

## Vom Bauplan der Landschaft

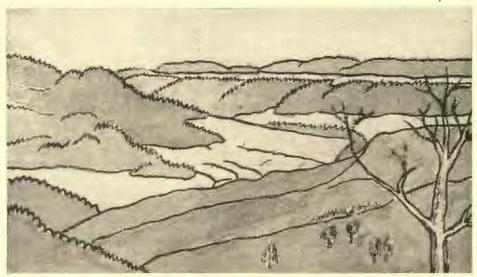
Auch unser Ochsenberg-Massiv ist ein Stückchen davon. Versuchen wir, seiner Architektur ein wenig nachzuspüren. In unserer Heimatbeilage (1. Jahrgang Nr. 2) war davon die Rede, daß auf die "erste Alb", die überall nach Verebnungen strebt, eine

zweite Alb" aufgesetzt ist, die oben ein unruhiges Hügelhochland bildet. Diese Be-trachtungen und Wortbildungen stammen

unruhiges Hügelhochland bildet. Diese Betrachtungen und Wortbildungen stammen von den Erzvätern der schwäbischen Geologie Fraas, Quenstedt, Engel und haben ihre Bedeutung eher erst recht gewonnen als etwa verloren. Wir haben an unserm Ochsenberg-Massiv wieder ein treffliches Beispiel dafür, wie obiger Baugedanke für die südwestliche Alb fast durchgängig stimmt. Man muß nur im Freien sehen lernen.

Abbildung 2 zeigt das Eyachtal bei Lautlingen, vom Gräbelesberg aus gesehen. Im Hintergrund 100 m über der Talsohle die untere Terrasse, über der sich Braunhartsberg, Kugelwäldle, Glinkenwasen, Kugelberg und Wachtfels aufbauen.

Unterstützend wirken stark vereinfachte Karten wie die Höhenschichtenskizze Abbildung 3, wo nur die Höhenlinien von 50 m zu 50 m eingezeichnet sind. Die Täler auf drei Seiten, die im Ochsenbach- und Rossental tief in das Massiv eingreifen, liegen niedriger als 750 m. Man sieht an diesem kleinen Landschaftsausschnitt sogar, daß sich die Eyach, obwohl jünger, schon tiefer eingegraben hat als die ältere Schmiecha, was von großer Bedeutung ist (Im W geht das Tal unter die 700-m-Grenze.) Damit hängt nämlich zusammen, daß der westliche Bergrutsch am Glinkenwasen (obere Pfeile) mit rutsch am Glinkenwasen (obere Pfeile) mit



seinem abenteuerlichen Felsenmeer erstens größer, zweitens jünger und drittens noch viel tätiger sein muß und ist als der östliche Bergrutsch über dem Lehrlingsheim (Martinshalde—Trautenhart). Nun wenden wir uns dem unteren Steilanstieg zu. Wo die Höhenlinien am engsten beieinander liegen, zeht es am steilsten hinauf. Er geht bis etwa 800 m und ist im O und W am besten ausgebildet. In der Gegend von Margrethausen (man lege eine Wanderkarte neben sich!) liegt er rund 50 m höher, weil die ganze Albtafel gegen NW leicht ansteigt, was sich also sogar in diesem kleinen Landschaftsausschnitt bemerkbar macht. Nun bildet auch bei uns die "erste Alb" ihre Verebnungen (V) und an den Flüssen ihre Terrassen (T). Wir sehen Lerchenfeld und Langewand, Kornberg und Hornau als Ebenheit, auf der nur noch der Braunhartsberg erhalten geblieben ist. Denn um es gleich im voraus zu sagen: Ursprünglich waren über der "ersten Alb" überall noch die Lagen der "zweiten" vorhanden. Was wir von ihnen heute noch zu Gesicht bekommen, sind Überreste. Auf sie hinauf geht der zweite Steilanstieg bis zu etwa 900 m und ist im O und S am besten zu sehen oder noch besser auf Spaziergängen nachzuprüfen. (Die Höhenlinien sind wieder eng.) Im SO ist auch noch der geschlossenste Block Hügelhochland erhalten geblieben, während weiter im W (stärkere Abtragungskraft der niedrigeren Eyacht) die eigentlichen Ochsenberge schon beinahe bis auf einen Grat abgetragen sind. Auf die Raiden, ebene" sind dann noch die einzelnen Buckel aufgesetzt. Scheinbar regellos. Wer aber tiefer hineinsieht, entdeckt in der Verlängerung des eigentlichen Raidentals noch ein flaches, gewundenes "oberes" Raidental, das aus Richtung Kugelwäldle kommt und — drüben an der Geißenkanzel seine Fortsetzung findet in einem langen Trockental, das zur Donau zieht. Man möge hierzu unsre Heimatbeilage 4. Jahrgang Nr. 5 vergleichen.

Man möge hierzu unsre Heimatbeilage 4. Jahrgang Nr. 5 vergleichen.

Natürlich muß auch ein Schnitt durch Berg und Tal den Bau der Landschaft zeigen. In Abbildung 4 haben wir links die Terrasse des Bühl bei Ebingen, während rechts der Bol bei Truchtelfingen in fast gleicher Höhe liegt, nur eben vom Rossental abgeschnitten. Erster und zweiter Steilaufstieg treten gut hervor. Ebenso wird oben das Hügelhochland deutlich. Es zeigt etwa in der Mitte eine auffallende Eintiefung, an der wir nicht vorbeigehen dürfen. In ihr befindet sich die größte Doline weit und breit, das sogenannte Franzosenloch. Aus seiner Tiefe wachsen Felsenriffe, aber in Wirklichkeit wachsen nicht sie, sondern das umgebende vergänglichere Material wird in die Tiefe gewaschen. Nun ist sehr utfallend, daß diese große Doline und der Lergrutsch am Lehrlingsheim auf einer Li-

nie liegen. Es ist eine sogenannte Bruchlinie oder Verwerfung. An solchen Stellen ist das Gestein mürbe und wird von der Erosion leichter erfaßt. Am Rutsch über dem Lehrlingsheim wird diese Bruchlinie von einer andern geschnitten, die im Wahlental bei Tailfingen beginnt, den Braunhartsberg anschneidet (herrlicher Felsensturz!), dann durch das Rossental (Verwerfungsquelle) und über den Trautenhart zieht und sich im Schmiechatal verliert. Die Schnittstelle zweier Bruchlinien muß natürlich besonders geeignet sein, einen Bergrutsch zu verursachen. Die ganze Rutscherei aber, die unser Ochsenberg-Massiv andauernd verkleinert, hängt im weiteren Sinne mit dem Zollerngraben und damit mit den Erdbeben zusammen. Eine sehr kleine Verwerfung geht auch durch die Heidensteinhöhle und ist sowohl innen als auch oben darüber gut zu sehen.

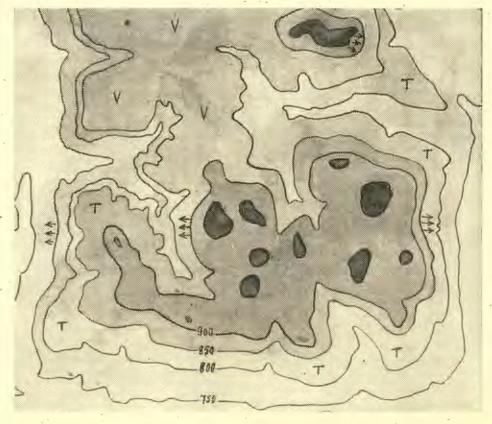
#### Vom Baumaterial der Landschaft

Wieviel Gestein auf unsern höchsten Höhen schon abgetragen ist, können wir an der Farbe ermessen, ja beinahe errechnen. Das Niederschlagswasser löst in der Hauptsache nur den Kalk auf und nimmt ihn mit. Den vom Eisen rostbraun gefärbten Ton läßt es liegen. So werden die Gesteine immer zerrütteter, immer brauner, manche auch immer löchriger. Man sehe sich nur einmal in dem kleinen Steinbruch oben am Raidental um. Darüber müssen einst noch hohe Berge gewesen sein mit tiefen Tälern dazwischen, und das zu einer Zeit, als der Ebinger Paß noch gar nicht war, so daß diese Täler zur Donau entwässern konnten. Auf dem Weg zum Ochsenberg finden wir unter der spärlichen Grasnarbe einen fast steinfreien, kalkarmen, krümeligen "Kakaoboden", der freilich nicht nur vom Rost, sondern auch vom Humus gefärbt wurde. (Der Ausdruck "anmoorig" auf der geologischen Karte scheint mir etwas übertrieben; "eluvial" wäre besser.) — Sahen wir den Schöpfer selber als Architekt, so ist das Wasser sein nimmermüder Steinmetz, der die vorgezeichneten Formen herausarbeitet. Vorgezeichnet aber sind sie von der Beschaffenheit der Gesteinsarten, die auf der Alb in deutlichen, nach SO leicht geneigten Schichten angeordnet sind. Sie haben alle ihre Namen, aber wichtiger ist ihr Wesen. Das ganze Ochsenberg-Massiv finden wir oben umrandet von harten Riffen, besonders schön auch an der Martinshalde, am Trautenhart, am Eck und am Rick. Diese Riffe bilden mit denen der übrigen Umgebung einen "Horizont", d. h. sie liegen alle in etwa gleicher Höhe, jedoch leicht nach SO einfallend. (Massen- oder Felsenkalke) Zwischen den aufrechten Riffen sind unordentliche Platten und Brocken, die gern herabwittern. (Pseudomutabilis-Schichten).

(Schlußfolgt!)

### Anekdoten aus Frommern

D'r Ölerschwarz kam von der Mahd und trank im "Löwen" ein Glas Bier. Er war allein — ohne die übliche Begleitung des Sohnes Johannes — und sah müde aus. Man fragte nach dessen Verbleib. Er sagte: "D' Lompa fahret Rottweil zua ond i muaß mi gottsjesusmäßig verleida". Der Sohn Johannes mußte wegen einer Schlägerei zum Gericht.



Eyach bei

Balingen (Stadion)

Frommern (Bol)

Steinachmündung Überlandwerk Eppler

Schalksbachmündung Ziegelhütte Dürrwangen

keit: Die Talaue der Eyach lag früher höher

als heute, die Eyach hat seit der Ablagerung dieser Gerölle ihr Bett um weit mehr als 10 m tiefer gelegt. Und kämen wir nach 100 000 Jahren wieder nach Balingen, so wäre die heutige Talaue auch 10 m über dem

Fluß, wäre eine alte Flußterrasse geworden.

## Aus der Geschichte der Evach

Von Fritz Scheerer

558 m

580 m

552 m

560 m

577 m

7-13 m

6-11 m

6-9 m

501 m

522 m

545 m

554 m

571 m

Und wenn man gar 30 m über dem Fluß an der Hirschbrauerei, auf "Längenfeld" und auf dem "Bol" in Balingen, bei Owingen 50—60 m über dem Flußbett auf Gipskeuper 50—60 m über dem Flubbett auf Gipskeuper und Lettenkohle im Gewann "Bergen", auf dem "Netzenberg" bei Engstlatt, auf "Schmiden" nördlich Balingen auf den Tonen des Schwarzen Juras und an der "Roßsteig" bei Stetten 80 m über der Eyach (teilweise von Lößlehm überdeckt) abgerollter Weißjura schutt von 5—10 cm Durchmesser findet Jetzt sehen wir das Unzureichende diese Erklärung. Es gibt keine andere Möglich

veise von Veißjura- er findet! de dieser Möglich-	Nied unters Dürry sonde	lerterra sten Grenze vangen, da rs gut entw	ie unterste Terrasse, die s e, in ihrer obersten und vom Bahnhof Balingen bis sie auf dieser Strecke beickelt ist und ihre mittlere luß 8—12 m beträgt.
Höhe der Ober- kante	Nieder- terr., Un- terkante	über dem Fluß	Breite
516 m	512 m	11-15 m	200 m bis Bahnhof
521 m 535 m	517 m 530 m	10-14 m 8-13 m	200 m bis geg. Südbahnh. 875 m bis Bahnübergang
		1 .	an alter Endinger Straße

Weiter evachaufwärts ist die Niederterrasse durch Gehängeschutt so stark vermischt, daß sie nicht mehr verfolgt werden kann. Die Niederterrasse senkt sich also nach Südosten auf 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km um 6 m gegen den Fluß herunter.

Woher kommt nun die unterschiedliche Höhenlage und verschiedene Breite der Nie-derterrasse auf eine so kurze Entfernung? Rückschreitende Erosion bei dem geringen Gefälle des nicht besonders wasserreichen Flusses kann nicht zur Erklärung herange-zogen werden. Dagegen ergibt sich ein deut-licher Zusammenhang zwischen Schichten-

Tallen und Terrassenhöhe.

Vom Schwarzwald her senken sich die Schichten nach Südosten gegen die Alb, und zwar bei uns, wie der Günther-Renzsche-Neubau in der Bahnhofstraße in Balingen deutlich zeigte, mehr ostsüdöstlich. Der Po-sidonienschiefer beginnt auf dem Balinger Heuberg in 605 m Höhe, während er in dem 2 km entfernten Frommerner "Weinbergle" schon in 565 m Höhe ansteht, also sich um

schon in 565 m Höhe ansteht, also sich um 2 % nach Ostsüdost senkt. Bei Haigerloch steht der Muschelkalk an, in Balingen könnten wir ihn erst in rund 200 m Tiefe erbohren. Die Eyach fließt nun von Lautlingen bis Balingen gegen diese ansteigende Tafel, also gegen das Schichtenfallen, nicht den bequemeren Weg mit dem Schichtenfallen. Wir können das nur erklären wenn sie älter ist quemeren Weg mit dem Schichtenfallen. Wir können das nur erklären, wenn sie älter ist als diese Schiefstellung der Schichten und die Kippung der Tafel noch in jüngster Vergangenheit miterlebt hat. Den Beweis hierfür erbringt die Niederterrasse, die sich dem Schichtenfallen anschmiegt. Der Fluß erlitt durch die Hebung eine Gefällsverminderung und war daher gezwungen, hin und her zu schlängeln und bei Hochwasser die mitgeführten Gerölle abzulagern. Zudem war er in den harten Arietenkalken angelangt, die ihm hartnäckigen Widerstand leisteten. Auf diesen Schichten glitt er daher noch langsam nach Osten ab. Die Talsohle wird deshalb breit und das Überschwemmungsgebiet groß. Die Hochwassergefahr mag dann auch mit

breit und das Überschwemmungsgebiet groß. Die Hochwassergefahr mag dann auch mit ein Grund gewesen sein, daß die Alemannensiedlung Balingen von "Klausen" auf den höheren Teil der hochwasserfreien Terrasse der heutigen Altstadt verlegt wurde. Ähnliche Verhältnisse haben wir bei Owingen. Auch hier wurde die Siedlung im Überschwemmungsgebiet aufgegeben. Nur die Kirche und der Friedhof, wurden wie bei Balingen beibehalten. Auf dem Balinger Friedhof sind die Gerölle und der Lehm heute sogar bis einen Meter mit Humus bedeckt, wie die Ausgrabungen beim Kriegerdenkmal deutlich gezeigt haben. denkmal deutlich gezeigt haben.

Jetzt verstehen wir, daß bei Balingen und

Owingen das Tal so breit ist, daß wir bei Grabungen immer auf Weißjuragerölle sto-ßen, daß der Fluß ein so geringes Gefäll hat und nach Osten abgedrängt ist, und daß sich die Niederterrasse nach Südosten gegen den

100 m

500 m bis nördlich Bahn-hof Frommern

500 m b. Ziegelei Fromm.

Fluß senkt.

Zwischen Balingen und "Kühlen Grund" hat die Eyach Nordrichtung, fließt also nicht gegen das Schichtenfallen. Hier konnte sich der Riesenbildhauer unserer Landschaft, das Wasser, in den weichen Tonen und Mer-geln tief eingraben. Eine Niederterrasse ist hier nicht erhalten, da sie in den Knollen-mergeln abrutschte und fortgetragen wurde. Kaltbrunnen- und Kaunterbach folgen dem Schichtenfallen und waren daher trotz der geringen Wassermenge in der Lage, den un-tersten Schwarzjura zu durchnagen.

## Das frühere Landschaftsbild

Die Geröllvorkommen, die freilich längst nicht mehr alle erhalten sind, ermöglichen uns einigermassen eine Rekonstruktion des ehemaligen Flußlaufes und des Landschafts-

bildes. (siehe Zeichnung).
Die ältesten Eyachterrassen, d. h. die höchsten früheren Talauen der Eyach, die 80 bis 90 m über dem heutigen Fluß liegen und nur noch in wenigen Bruchstücken nachgewienoch in wenigen Bruchstücken nachgewie-sen werden können ("Netzenberg" bei Engst-latt. "Kirsch" und Roßsteig" bei Stetten) be-weisen uns, daß die Sohle des Eyachbettes bei Haigerloch nicht im Muschelkalk, son-dern in der Lettenkohle oder in den welchen Schichten des Keupers lag, daß zwischen Stetten und Haigerloch das Tal weiter und breiter war als heute und einen mehr gerede. breiter war als heute und einen mehr gerad-linigen Verlauf nahm, ähnlich wie wir es heute bei Owingen haben. Über der Böllatmühle lag noch der gesamte Knollenmergel und die harten unteren Schwarzjuraschich-ten. Das Tal war nicht eng, sondern breit wie bei Balingen. Die Eyach hat also ihr Bett seit der Eiszeit um soviel tiefer gelegt.

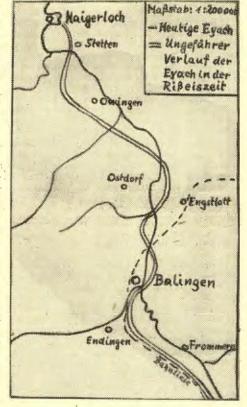
Schon viel klarer wird das Bild, wenn wir

die Geröllvorkommen, die nur 50—60 moder die Geröllvorkommen, die nur 50—60 moder gar nur 20—30 m (aus der Rißeiszeit) über dem heutigen Flußbett liegen, miteinander verbinden. Auch hier füllen sich viele Schluchten, verbreitern sich Sporne, wachsen zusammen zu einer einheitlichen Platte. Das alte Tal gewinnt vor unserem geistigen Auge Gestalt. Der Eyachspiegel liegt höher und damit auch die ganze Landoberfläche. Die Eyach und der rinnende Regen haben sie abgetragen. sie abgetragen.
Welch gewaltige Arbeit das Wasser gelei-

Welch gewaltige Arbeit das Wasser geleistet hat, vermögen wir aber erst zu ermessen, wenn wir bedenken, daß in der Tertiärzeit über Balingen noch der ganze Jura mit etwa 600 m lag. Und diese Fläche dehnte sich noch weit nach Nordwesten aus. Aus ihr ist die heutige Landschaft herausmodeliert worden. Viele Millionen Jahre waren dazu nötig

dazu nötig.

Das Auf und Nieder der Erdrinde stellt den Fluß vor immer wieder neue Verhältnisse, mit denen er auf irgend eine Art fertig werden muß. Die verschiedensten Kräfte tig werden muß. Die verschiedensten Kräfte und zu überwindenden Schwierigkeiten haben zusammengewirkt, die heutigen Formen zu schaffen. Denn in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit zeigt sich die Natur, beim Versuch tiefer in sie einzudringen. Dann schauen wir eine Geschichte voll der mannigfaltigsten Schicksale. Beim Wandern durch das Eyachtal mit seinen ständig wechselnden Bildern erhöht sich uns Genuß und Freude, wenn wir ins Werden und Vergehen zurück- und hinausblicken, wenn wir das heutige Bild nur als eines der vielen im Wandel der Geschichte des Flusses betrachten, die nur viel langsamer vor unseren Augen vorüberziehen als die der Weltgeschichte. schichte.



## Geschichten, die in Meßstetten erzählt werden

Der Teufel im Hossinger Wäldle

Ein Schneider ging einmal spät am Abend von Meßstetten nach Hossingen. Als er ge-rade mitten durchs Hossinger Wäldle ging, hörte er Schritte, und schon sah er einen Mann vor sich stehen. Dieser hatte Hörner und einen Bart und in seiner Angst sah er sogar noch, daß er auch Pferdefüße hatte. Er machte schnell kehrt, schrie immer: Der Teufel kommt! und rannte so vom Hossin-

ger Wäldle bis nach Meßstetten. Von dem Geschrei aufgeschreckt, schauten die Leute aus den Fenstern, und er erzählte ihnen, der der Schneider auch mat wieder im Wirtshaus saß, erzählte er sein Erlebnis. Da lachte der Mann, der neben ihm saß, laut auf und sagte: Das bin ich gewesen. Ich hatte eine Ziege gekauft und habe sie auf der Achsel heimsgetragen. Alle lachten über der Achsel heimgetragen. Alle lachten über

den Streich; dem Schneider wäre es jedoch lieber gewesen, es wäre der Teufel geblie-( Ilse Berger)

## Die Geschichte vom verstorbenen Joggele

Meine Großmutter erzählte uns an einem Winterabend eine Gespenstergeschichte. Im Minterapend eine Gespenstergeschichte. In Tal in Meßstetten wohnten einst Vater und Mutter mit ihrem einzigen Kinde. Als das Kind 12 Jahre alt war, starb es. Nach dem Tode erschien das Kind jeden Abend als Gespenst. Da beschlossen die Eltern, in ein anderes Haus zu ziehen. Als sie ihre ganze Habe auf den Wagen geladen hatten, sprach die Mutter: Jetzt fehlt nichts mehr als unser Joggele. Da rief eine Stimme hinten auf dem Wagen: Ich bin ja auch hier. — Als sie die Geschichte zu Ende erzählt hatte, fürchtete ich mich sehr und getraute mich nicht mehr ins Bett zu gehen. (Rita Kästle)

Es war später Abend, als zwei Männer nach Hause gingen. Kein Mensch war zu sehen, große Stille lag über dem Wald, durch den sie gingen. Auf einmal wurde es ganz hell, und aus dem Wald fuhr eine feurige Kutsche, so schnell wie der Wind. Darinnen saß eine vornehme Dame und um sie herum lauter weiße Gestalten mit feusie herum lauter weiße Gestalten mit feurigen Kronen auf dem Haupt. An der Kutsche hingen mehr denn 100 Glocken, die fingen an zu läuten, wann der Kutscher knallte, und die ganze Erde erzitterte. Dies alles dauerte nur einen Augenblick, dann war alles wieder still und verschwunden. (Else Vögtle)

#### Die Geisterkatzen

Um Mitternacht ging ein Mann von Lautlingen herauf. Die Nacht war still und der Halbmond beleuchtete geisterhaft das Ge-sträuch links und rechts vom Wege. Oft schreckte er zusammen vor den Schatten der Bäume, Zu allem Unglück kam ihm noch eine schwarze Katze entgegen. Die feurigen eine schwarze Katze entgegen. Die feurigen Augen leuchteten und die Krallen sahen grausam aus. Er schlug mit seinem Stock nach diesem unheimlichen Tiere. Die Katze fauchte furchtbar, und ihre Augen wurden noch feuriger. In demselben Moment war der Weg voll solcher furchtbaren Geisterkatzen, und er konnte nicht mehr weiter kommen. So plötzlich, wie die Katzen gekommen, so schnell war auch die ganze Erscheinung wieder verschwunden, und keine scheinung wieder verschwunden, und keine hat dem Wanderer etwas getan. (Paula Strölin)

## Das Geistle im Schopfloch

An einem frostigen und dunklen Winter-An einem frostigen und dunklen Winter-abend ging ein Mann von Ebingen nach Meßstetten, und weil er ganz allein war, langweilte es ihn. Er zog eine Zigarette aus der Tasche und wollte rauchen, aber er fand keine Streichhölzer. Da saß ein alter knö-cheriger Mann an der Straße und sprach mürrisch und verächtlich: Zünde deine Zigarette an meinen Zehen an, du armes Männlein. Der Mann erschrak, aber er fand gleich wieder Mut. Er lief hin, um erst ein-mal diesen Kerl anzusehen, aber als er näher kam, war er verschwunden.

## (Else Eppler)

Der Geist mit der brennenden Hand

In einem Haus kam einmal ein Mann zur In einem Haus kam einmai em Mann zur Hintertüre herein und sagte zu dem Haus-herrn: Ich habe dir Unrecht getan, vergib mir. Def Hausherr sagte: Gib mir deine Hand, damit ich weiß, daß du es bist. Der Mann erwiderte: Ich kann dir meine Hand nicht geben, sie bremt, gib mir eine Geißel. Der Hausherr gab ihm eine Peitsche in die Hand. Der Mann faßte sie an, und nachher waren alle fünf Finger drin eingebrannt. (Rita Stengel)

## Die Meßstetter Nebellöscher

Es zog einmal ein heftiges Gewitter über Meßstetten. Da stieg ein ganz dicker Nebel das Tal herauf. Die Dorfbewohner schauten dem Nebel zu. Er stieg ganz rauchartig zum Himmel empor. Da alarmierten die Meß-stetter die Feuerwehr und sagten, die Mühle brenne. Dann sprang die Feuerwehr das Tal

hinunter. Als sie bei der Mühle ankam, da fragte der Müller: Was wollt ihr? Auf die Frage: Wo brennts?, deutete der Müller auf seine Pfeife und sagte schmunzelnd: Dool Die Meßstetter mußten unter Gespött ihre Spritze wieder den steilen Berg hinauf zie-hen und heißen nun seitdem Nebellöscher.

### (Helmut Roth)

# Polizeibericht vom 15. September 1817

Von Karl Holweger

An das Königl. wohllöbliche Justiz Amt zu Rosenfeld.

Abgewichenen Sonntag als den 14ten September habe ich nach zehn Uhr meiner Instruktion gemäß allhier patroulliert, wo Instruktion gemäß allhier patroulliert, wo ich unter anderem auch zu dem unteren Thor kame. Kaum als ich dorten verweilte, hörte ich außerhalb der Stadt Rosenfeld einen starken Lärm und gleich nach diesem einige Gewehrschüsse, auch sahe ich von ferne ohne weit der sogenannten Heiligen Mühle in dem Haberfelde mehrere Feur Flampo in der Luft sich hin und her schwingen. Um nun genauer zu untersuchen, was eigentlich dieses für ein Unfug seye, verfügte ich mich dahin. Als ich ohngefähr 25 bis 30 Schritte von diesem Getöse entfernt war, wurde ein feuer Gewehr abgefeuert, war, wurde ein feuer Gewehr abgefeuert, welches stark mit Schrott un poßten geladen war, wurde ein feuer Gewehr abgeleuert, welches-stark mit Schrott un poßten geladen seyn mußte, weil mir durch diesen Schuß von den Schrott mein Königl. Ordonanz Hut ruiniert wurde. Hiebey muß ich aber gestehen, daß ich nicht angeben, daß das Gewehr gerade auf mich abgefeurt worden ist. Ich ging zu dem Gewehr besitzer und fragte ihn, was er in der Mitternacht für einen groben Lärm im Felde verursachen. Dieser versezte hierauf daß es mich nichts angehe, er seye ein beurlabter Soldat und es habe ihm niemand nichts zu befehlen, Zudem habe ihm sein Meister der Müller, bey dem er in Dienst stehe, die Erlaubniß gegeben, daß er bei der Nacht sein Gewehr öfters abfeuern dürfe. (Bekanntlich war das Jahr 1817 ein Jahr der Teurung und Hungersnot, so daß man wegen der häufigen Diebstähle so daß man wegen der häufigen Diebstähle die Felder bei der Nacht bewachte). Ferner untersuchte ich die Ursache der Feurflam-men und fand, daß eben der beurlaubte Sol-dat von einem Nachtfeuer, welches er beyn

Obsthütten angezündet hatte, feurige Prügel genommen hatte und mit diesen im Felde, wie angezeigt, herumgeschwärmt ist. Auch fand ich bey demselben des Müllers Mägde, welche sich in der Feldhütte schon ganz bequem zum schlaffen hingelegt hat-ten. Welches Vergehen ich dem Königl. Wohllöbl. Justiz Amt in Rosenfeld gehor-samst angezeigt. Rosenfeld den 15ten September 1817.

Gendarm Maier.

Als Antwort: den 18. Steptember 1817

vor Amt:

vor Amt:

Jerg Adam Storz, Müller mit dessen
Dienstboten Johannes Dannecker von Isingen gebürtig, genewärtig beurlaubter Soldat, widerspricht dem größten Theil der
obigen Angabe, besonders will Dannecker
das Gewehr zwar abgefeurt, aber nicht mit
Posten geladen gehabt zu haben. Auch beheuwtete der Storz dem Dannecker das Gehauptete der Storz, dem Dannecker das Ge-wehr selbst geladen zu haben. Auch wi-derspricht Dannecker, daß der Hut keinen Schuß bekommen habe. Um keine Weitläu-figkeiten zu machen und weil kein eigentfigkeiten zu machen und weil kein eigentliches Verbrechen erwiesen werden konnte,
so wurde Concludiert (beschlossen),
daß der beurlaubte Soldat Dannecker wegen
seinem Vergehen und zur Satisfaction des
Geschehens 3 mal 24 Stunden bei Wasser
und Brot eingespärrt und damit dieser Handel aufgehoben. Uebrigens aber dem Storz
und seiner Hausfrau aufgegeben seyn solle,
ihre Pienetheten gewiel als möglich in der ihre Dienstboten soviel als möglich in der Ordnung und Ruhe zu verhalten, damit der-gliche Klagen vor der Zukunft unterbleiben.

Vorstehendes beurkundet e. g. d. Schlan (Schreiber) Johann Georg Keller.

## Inhaltsverzeichnis des vierten Jahrgangs

	Induits of Ectobers	-	2 11011011 01111 9111	
٠	S	eite	Seit	te
	Vom Wehrwesen im Balinger Amt im		Schmeie - Schmiecha	
	16. Jahrhundert		Von Johann A. Kraus 1	69
		145	Gotisches Maßwerk	
		7.10	Von Dipl. Ing. R. Kerndter	69
	Burgfeldens Vergangenheit im Spiegel		1255 Juli 16 — bei Rosenfeld	-
	unserer Flurnamen	404	Von Kurt Rockenbach 170, 176, 1	70
	Von Kurt Müller	191	Von Kurt Rockenbach	
5	Schloß Lichtenegg	1 457	Johannes Hartmann, Stadtschultheiß von	
	Von Heinrich von Neubronner	147	Ebingen	170
]	Keltisches Erbe in Mitteleuropa	148	Von Polizeirat a. D. Karl Baur	. 10
1	Eine private Töchterschule in Ebingen		Geophysikalische Studien im Kreis Balingen	FT 4
,	Von Wilhelm Schmidt	149	Von Dipl. Ing. R. Kerndter 1	.74
	Aus der Erd- und Landschaftsgeschichte		Das Zwischenreich: Burgund	
	des Kleinen Heubergs		VIII DI. IIIIIS CIUITICI	L75
	Von Fritz Scheerer 150,	154	Deutsche Rechtssymbolik	
1	Die Hochzeit der Margarete Maultasch		Von Prof. Dr. Schmelzeisen 177, 183, 1	186
	Von J. Granichstaedten	152	Auf den Spuren der "Ehinger"	
1	Die Entwicklung der abendländischen Orgel-		Von Friedrich Sanner	178
4	baukust im Spiegel der Geschichte der Ba-		Aug der Geschichte der Evach	
	linger Stadtkirchenorgel		Von Fritz Scheerer	186
	Von Gerhard Rehm 153,	159	Der Weg vom Uhrmenschen zurück zum	
	Randbemerkungen zu den Burgfelder Flur-	200	Urmenschen	
			Von Hans Müller	181
	namen Von Fritz Scheerer	154	Das Südtiroler Weinmuseum	184
		101	Avignon — 1334 Nov. 12 — Indulgentiarum	
	Der Weg nach dem Süden	155	Bulla Pontificia	
	Von Michael Waldegg	100	Von Kurt Rockenbach	185
1	Gemeinschaftliches Brotbacken	156	Profeßschilder des Deutschen Ordens	
	Von Heinz Raasch	190	Professchilder des Deutschen Ordens	188
	Auf dem Großen Heuberg	100		188
	Von H. Müller 157, 162,	168	Henriette von Mompetgard	
~	Schützt die seltenen Pflanzen unserer Berge		Das Ochsenberg-Massiv	189
	Von Fritz Scheerer 159, 163,	168	Von Hans Muller	
	Wintertungs	160	Der Erdsatellit	189
- 1	Gift und Heilkräfte in der heimischen		Von Friedrich Rochiel	100
	Pflanzenwelt		Polizeibericht vom 15. September 1817	102
	Von Heinz Raasch 161, 167,	171	Von Karl Holweger	104
, ]	Die Herren von Zimmern		Coschiobton die in Menstellen cleant	
	Von Kurt Wedler 162, 167,	172	werden	194
]	Kultur der Basken, Kultur der Seltsamkeiten		- der Heimatkundlichen Ve	er-
	Von Karlkuno L. Seckelmann	164	Herausgegeben von der Heimatkundlichen Ve	m
1	Der Heuberg ist offen		einigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils a	er
	Von Dr. G. Stockmann 166,	171	Monatsende als ständige Beilage des "Baling	er
. 5	St. Acheul, das Degerfeld und Patagonien		Volksfreunds", der "Ebinger Zeitung" und d	
	Von Ernst Louis Beck 166,	180	"Schmiecha-Zeitung".	-
		6		